Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek

(Schöpping)

Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Ausgewählte Werke

von

Erckmann-Chatrian.

Autorisirte Uebersetzung.

Eingeleitet und zusammengestellt

von

Ludwig Pfau.

Erster Band.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagshandlung.
1882.

Geschichte

Eines Bauern.

I

Die Reichsstände

1789.

Von

Erckmann-Chatrian.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagshandlung.
1882.

Einleitung.

Erckmann-Chatrian.

I.

Unter den französischen Schriftstellern der Gegenwart, deren Ruf weit über die Grenzen ihrer Heimath hinausgedrungen ist, nehmen die beiden, zu gemeinschaftlicher Arbeit verbundenen Elsaß-Lothringer, Erckmann-Chatrian, einen hervorragenden Platz und zugleich eine eigenthümliche so zu sagen deutsch-französische Stellung ein. Volksschriftsteller im eigentlichen Sinne des Worts, schreiben sie nicht nur für das Volk und werden von ihm gelesen, sondern das Volk ist auch der Held ihrer Erzählungen. Verschiedene ihrer Romane haben bereits die sechzigste Auflage überschritten; aber trotz dieses ungewöhnlichen Erfolgs gelang es ihnen nicht ohne schwere Mühe, den Scheffel zu heben, unter welchem ihr Licht stand.

Emil Erckmann wurde den 20. Mai 1822 in der kleinen Stadt Pfalzburg geboren, die er auch zum bevorzugten Schauplatz seiner Erzählungen gemacht hat. Fast ohne Handel und Industrie, wie solch kleine Festungen zu sein pflegen, ist sie dagegen ein Rückzugsplatz für pensionirte Offiziere und eine Pflanzschule von Obersten und Generälen, deren jedes Haus mindestens ein Exemplar aufzuweisen hat — von den Hauptleuten und Leutenants gar nicht zu sprechen. Einem davon, einem ehmaligen Ladenschwengel Namens Mouton, der als Marschall von Frankreich und Graf von Lobau starb, hat, als dem Typus aller übrigen, die „Vaterstadt der Tapfern" sogar ein stolzes Denkmal gesetzt.

Erckmanns Vater war, — wie in Uebereinstimmung mit andern Biographien auch die „Galerie Contemporaine" berichtet — ein wohlbestallter und behäbiger Buchhändler. Der Sohn wuchs daher nicht unter Flintengeknall und Säbelgerassel auf, sondern zwischen Büchern und Bänden und in einer Periode ungestörten Friedens. So fiel er nicht, wie die meisten seiner Landsleute, dem Soldatenhandwerk anheim, er wurde vielmehr ein eifriger Bekämpfer des Heldenthums und Kriegsruhms. Ich glaube nicht, daß der große Mouton mit übermäßigem Wohlgefallen auf diesen seinen Landsmann herniederblickt. Aber unbeirrt von solchen und ähnlichen Mißbilligungen verschlang der junge Emil die väterliche Bibliothek mit Inbrunst, und wurde in seiner Vorliebe

für den literarischen Beruf noch durch den Professor Perrot, einen seiner Lehrer am Collège von Pfalzburg, bestärkt, dem er auch in „Meister Nablot's Schuljahre“ ein Denkmal gesetzt hat, nicht so stolz wie das Mouton'sche, aber „dauerhafter als geprägt in Erz,“ indem ein erzernes nicht immer einer anderweitigen Nutzanwendung entrinnt.

Die Familie wollte zwar einen Advokaten aus dem jungen Erckmann machen, und schickte ihn — was er sich wohl gefallen ließ — zu Betreibung seiner Studien nach Paris. Dort aber ging er öfter ins Theater als in die Rechtsschule und studirte mehr im Rabelais oder Don Quichotte als im corpus juris.

Wenn er nach Pfalzburg kam, besuchte er natürlich seinen alten Lehrer und heimlichen Vertrauten, Perrot, der inzwischen Vorsteher der Anstalt geworden war, und begleitete ihn auf seinen Spaziergängen mit den Zöglingen. Bei einem dieser Ausflüge machte ihn Perrot mit einem jungen Studienlehrer Namens Chatrian bekannt. Dieser, gleichfalls ein früherer Schüler des Collegs, laborirte auch am literarischen Fieber, und durchwachte, nach vollbrachtem hartem Tagwerk, die stillen Nächte bei der Lampe, um seinem Gestaltungsdrang Luft zu machen. Der alte Professor der Rhetorik, der immer eine gewisse Vorliebe für den literarischen Beruf und dessen Opfer an den Tag gelegt, hatte jedenfalls keine unglückliche Hand, als er

die gegenseitige Bekanntschaft dieser siamesischen Zwillinge des Romans veranlaßte und deren Freundschaft einleitete.

Chatrian — Karl Alexander — ist am 18. Dez. 1826 in Soldatenthal geboren, einem Weiler mit Glashütte in der Umgegend von Pfalzburg und, wie dieses, dem Arrondissement Saarburg zugehörig. Sein Vater war Glasbläser, wie alle seine Vorfahren seit zwei Jahrhunderten, und hatte als unerschrockener Patriot Anno 1814 und 15 den Kampf in den Engpässen der Vogesen gegen die Invasion der Alliirten mitgemacht. Seine Knabenzeit verbrachte der junge Chatrian größtentheils in Dagsburg, einer benachbarten, fast wilden Ortschaft inmitten des Gebirgs. Herangewachsen, wurde er von seinen Eltern gleichfalls ins Colleg nach Pfalzburg gebracht und später nach Belgien geschickt, wo sich bereits drei seiner Brüder befanden, um sich dort, nach alter Familientradition, in den Künsten der Glasmanufaktur zu vervollkommnen. Nach drei Jahren zur Ziehung heimgekehrt, erklärte der junge Glaskünstler, daß er das spröde Material satt habe, und trat bis auf weiteres ins Colleg von Pfalzburg als Studienlehrer ein.

Die beiden zukünftigen Bundesbrüder sind nun beisammen und arbeiten gemeinschaftlich, mit dem Papa Perrot als einzigem Vertrauten. Da bricht die Revolution von 1848 aus, und Erckmann geht nach Straßburg, wo er mit seinen Brüdern und einigen andern Gesinnungs-

genossen den „Républicain du Rhin“ gründet, der später der „Démocrate du Rhin“ heißt, und der die ersten Erzählungen der beiden Freunde veröffentlicht. Sogar ein historisches Drama, „das Elsaß im Jahr 1814,“ bringen sie auf die Bühne, und die erste Aufführung findet einen solchen Beifall, daß demselben das Verbot des Präfekten auf dem Fuße folgt.

Aber auf dem Boden der Provinz kann einmal in Frankreich kein Name aufkommen und kein Ruhm gedeihen, und wie alle strebsamen Talente vor ihnen, begeben sich auch die beiden Freunde im Jahre 1850 nach Paris. Ihr Koffer ist reich an Manuskripten, es fehlt nur das Tischlein „Deck-dich.“ Doch Erckmann, zu seinem Heil, hat wohlhabende Eltern, die sich auch dazu verstehen, ihm seine bescheidene Jahrespension wieder zu gewähren, unter der Bedingung freilich, daß er seine juridischen Studien ernstlich in Angriff nehme; und Chatrian ist so glücklich, bei der Ostbahn eine Anstellung mit einem Gehalt von fünfzehnhundert Franken zu finden.

Weder die Rechtsschule noch die Bahnkanzlei hielt jedoch die beiden Unverbesserlichen ab, den Pegasus zu reiten, und im Jahre 1852 hatten sie etwa anderthalb Dutzend Theaterstücke, so Schau- als Lustspiele, auf Lager, wovon jedoch keines das Licht der Lampen erblickte. Bei den Zeitungen und Revüen will es ihnen so wenig wie bei den Theatern gelingen, eine Thür aufzustoßen.

Da entschließt sich endlich ein längst verschwundenes Blatt, „Le Journal des Faits“, ihnen einen Roman, „Die Räuber der Vogesen“, abzunehmen, in welchem bereits, als Chirurg bei der Bande des Schinderhannes, der Doktor Matheus“ zum Vorschein kommt, der nachmals den ersten Grundstein zu ihren Erfolgen legen sollte.

Aber ach! auch hier erwartete sie eine Täuschung. Dieses Journal protegirte zwar die „Jungen“, bezahlte aber die Manuskripte derselben mit seinen eigenen Aktien statt mit klingender Münze, und da das Honorar ihres Romans den Betrag einer Aktie nicht erreichte, so mußten sie noch darauf zahlen um die Differenz auszugleichen. Aber wenn auch die beiden Verbündeten „jung“ genug waren, sich auf ein solches Geschäft einzulassen, so waren sie nicht reich genug, um eine solche Mitarbeiterschaft fortzusetzen.

Ihre Muse befand sich also wieder ohne Obdach, als Chatrian einen rettenden Einfall hatte. Er schickt dem „Artiste“ die angebliche Uebersetzung eines deutschen „Conte fantastique“ von „einem auf der andern Rheinseite höchst populären Schriftsteller, den Frankreich, zu seiner Schande, bis jetzt nicht einmal dem Namen nach kennt.“ Die Geschichte hat den Titel „Der Bürgermeister in der Flasche“, der Verfasser ist ein gewisser Erckmann, und der Uebersetzer heißt Chatrian. Der „Artiste“ ging in die Falle, und niemand entdeckte den literarischen Schelmenstreich.

Inzwischen hatte Erckmann, dessen dichterische Zuversicht etwas zu wanken begann, doch mit Ach und Krach im Jahre 1857 sein letztes juridisches Examen bestanden, während „Der berühmte Doktor Matheus" in fünf oder sechs autographirten Exemplaren bei allen Zeitungen und Revüen der Hauptstadt und der Provinz umher reiste, und überall verschlossene Thüren fand. Endlich entschloß sich die „Revue de Paris" den Roman zu lesen und auch anzunehmen. Aber annehmen ist noch nicht abdrucken, und die Redaktionszimmer haben ihre Intriguen so gut wie die Kulissen. Ein böswilliger geheimer Einfluß weiß die Veröffentlichung immer wieder zu hintertreiben, bis einer der Direktoren, Laurent Pichat, durch persönliches Einschreiten den Abdruck des Romans — 1859 — erzwingt. Die beiden Freunde athmen auf und sind voller Hoffnung; sie haben nun eine Unterkunft für ihre Prosa gefunden, und ihre Luftschlösser wachsen von Stockwerk zu Stockwerk. Leider sollten diese eben so schnell wieder einstürzen; denn nun hatte der Italiener Orsini den schlimmen Einfall, etliche Bomben unter den Wagen Napoleon III. zu werfen, und Napoleon III. den keineswegs guten, die „Revue de Paris" zu unterdrücken. War sie doch von den bösen Republikanern ins Leben gerufen! Grund genug, sie für die italienischen Bomben verantwortlich zu machen. Die Napoleon'sche Logik war von unbestreitbarer Kühnheit, doch hat sie seitdem noch kühnere Nachahmungen gefunden.

Immerhin war das Unglück von einem für die beiden Pechvögel unerhörten Glücksfall begleitet: die letzte Nummer der Revüe enthielt das letzte Kapitel des Romans. Derselbe war jetzt wenigstens veröffentlicht, und die Verfasser hatten sich von seiner Wirkung nicht zu viel versprochen. Aber drucken und zahlen ist zweierlei, und wer weiß, wie schwer es ist, von einem unterdrückten Journal einen Pfennig herauszulocken, der wird sich nicht wundern, daß Laurent Pichat noch einmal, nicht nur mit seiner Autorität sondern mit seinem Geldbeutel, ins Mittel treten mußte, wenn die jungen Schriftsteller nicht abermals leer ausgehen sollten.

Trotz des namhaften Erfolgs, dessen der „Doktor Matheus" in literarischen Kreisen sich zu erfreuen hatte, waren die beiden Freunde noch nicht am Ende ihrer schriftstellerischen Mühsal, und die Geschichte jedes ihrer ersten Romane ist fast selber ein Roman. Aber das Schwerste war nun doch überstanden; ihr Ruf verbreitet sich in immer weitere Kreise, die Leserzahl wächst, die Auflagen mehren sich, und mit dem Ruhme kommt auch der Wohlstand.

Chatrian hatte das Glück gehabt, in die Dienste einer Gesellschaft zu treten, deren Direktion nicht der Meinung war, ein Mann von literarischen Verdiensten müsse nothwendig unfähig für administrative Verrichtungen sein. Seine Stellung verbesserte sich demgemäß, und heute

bekleidet er das ehrenvolle Amt eines „Conservateur de Titres“ bei der Administration der Ostbahn. Die ersten Früchte seiner Arbeit widmete er seinem greisen Vater, den er mit der sorglichsten Pflege umgab. Erckmann aber, der, sobald ein Roman beendigt war, sich wieder nach Pfalzburg zu den Seinigen flüchtete, erwarb sich eine Sägmühle mit Wiesen und Waldungen in dem schönen Zinzelthal, welches die beiden so oft beschrieben haben.

Ihr Ziel schien erreicht, ihr Wünschen befriedigt, da breitet sich über ihr heiteres, von Glück und Ruhm erhelltes Leben plötzlich ein schwarzes Gewölk: der Krieg bricht aus.

Chatrians Vater erkrankt und stirbt, 86 Jahre alt, im Juli 1870 in den Armen seines Sohnes. Er wollte die dritte Invasion, die seine Heimath von Frankreich losreißen sollte, nicht mehr erleben. Während Chatrian nach Paris zurückkehrt, eilt Erckmann nach Pfalzburg, kommt aber zu spät: die Festung ist bereits eingeschlossen. Er gelangt zu den Seinigen erst nach der Niederlage, als sich die Pforten wieder öffnen. Sobald die Wege frei sind, verläßt auch er die Heimath, in welche seitdem keiner von beiden zurückgekehrt ist. Der Schmerz dieses Verlustes hat sich in einigen ihrer letzten Arbeiten nur allzusehr bemerklich gemacht.

Chatrian hat seine Berge, wenn auch nicht williger doch weniger schmerzlich vermißt, als Erckmann. Er besitzt in

der Umgend von Paris, in dem hübschen Dörfchen Rincy an der Ostbahn ein freundliches Landhaus mit einem Garten und, was die Hauptsache ist, in dem Haus ein Weib und drei Kinder, drei muntere Knaben, die dem Vater jubelnd entgegenspringen, wenn er des Abends von seinem Bureau zurückkommt. Aber Erckmann hat weder Weib noch Kind, welche ihn die Stätte seiner Jugend vergessen machen könnten. Ein unstäter Wanderer, ein fahrender Betrachter, stand er plötzlich heimathlos, als ihm Pfalzburg abhanden kam. Doch auch ihm hat das Schicksal einen Ersatz geboten: in Saint-Dié, einem Städtchen auf dem französischen Abhang der Vogesen, in der trefflichen Familie eines wackern Freundes, hat er eine neue Heimath gefunden. Dort bringt er die Zeit zu, welche ihm seine Mitarbeiterschaft übrig läßt. Auf der Terrasse des guten und hübschen Hauses erfreut er sich der prächtigen Gebirgslandschaft, die ihn umgibt, und verfolgt mit den Augen die Engpässe, die nach der alten Heimath führen.

So leben die beiden Genossen, bald getrennt, bald beisammen, möglichst fern von den Städten und ihrem Umtrieb, in der freien Natur und in der Gesellschaft alter Freunde, unbekümmert um den Ruhm, und befriedigt von ihrer Arbeit.

II.

Eine ungewöhnliche Erscheinung ist dieses literarische Zwillingspaar schon wegen seiner, in solcher Ausdehnung und Uebereinstimmung noch nie dagewesenen Gemeinschaft geistiger Arbeit. Man wird, im Hinblick auf diese, wahrhaftig von der Besorgniß beschlichen, daß, wie keiner der Siamesen für sich allein weiter leben konnte, so auch hier das Abtreten des einen Genossen den literarischen Tod des andern zur Folge haben müsse. Als wären sie ein einziges Individuum haben sie in gemeinschaftlicher Entwicklung dieselben Wandlungen durchgemacht und sich so in einander gelebt, daß ihre Schöpfungen immer aus einem Gusse zu sein scheinen, und nirgends eine Naht oder Verzahnung zu finden ist.

Bei der Frage nach der Möglichkeit einer solchen schriftstellerischen Doppelexistenz fällt mir, als eigene Erfahrung, ein kleiner Versuch gemeinsamer Arbeit ein, den ich einmal mit Moriz Hartmann bei Uebersetzung der „Bretonischen Volkslieder“ machte. Nachdem jeder von uns ungefähr ein Drittel der Sammlung allein übertragen hatte, beschlossen wir das letzte Drittel gemeinschaftlich zu vollenden, und machten uns dadurch die Arbeit zu einer höchst angenehmen Unterhaltung. Bald ließ der eine, bald der

andere einen Vorschlag hören; nach einem Augenblick sinnender Stille brach ein hastiges Kreuzfeuer von Wendungen und Reimen los, welche den Reiz des Werdenden mit sich führten, bis schließlich, oft in spontaner Uebereinstimmung, oft erst nach gründlicher Erörterung, die definitive Fassung festgestellt war.

Aber hier handelte sich's um eine Uebersetzung; hier war das Gerippe des Darzustellenden bis in die äußersten Spitzen gegeben, es galt nur dasselbe mit dem Fleisch einer andern Sprache zu umkleiden, und das konnte gehen zu zweit. Gerade deßhalb jedoch verfahren die beiden Associé's in ähnlicher Weise, wie wenn sie eine Uebersetzung zu machen hätten, d. h. sie entwerfen vorher ein genaues Gerippe ihrer Erzählung und schaffen so gleichfalls einen gegebenen Grundstock, welcher das Fundament der Darstellung bildet. Ja dieser Grundstock ist sogar mehr als ein Gerippe, er ist die Erzählung selber, die nur noch des Niederschreibens und der letzten Ausarbeitung bedarf. Auf Spaziergängen oder in einer stillen Ecke hinter dem Bierglas — wie mir Chatrian mittheilte — spinnen sie ihre Fabulirungen gesprächsweise aus, bis der geplante Roman durchgeknetet und ausgemalt, so zu sagen mündlich abgefaßt ist. Jetzt erst geht es an die schriftliche Ausführung, wobei die einzelnen Partien je nach Umständen und Neigungen vertheilt, manche Kapitel wohl auch von beiden zugleich in Angriff genommen werden,

um sodann das Ganze einer gemeinschaftlichen Ueberarbeitung und Feilung zu unterziehen.

Selbstverständlich steuert zu dieser Kollektivarbeit jeder das Seinige seiner Natur gemäß bei, und die Eigenthümlichkeit der beiderseitigen Beiträge entspricht der Verschiedenheit der beiden Mitarbeiter, wie diese schon in deren Namen sich ausprägt. Der blonde, hochstirnige Erckmann, träumerisch und empfindsam, brav und unpraktisch, ein durchaus germanischer Typus und des Deutschen mächtig, hat eine starke Neigung zum Phantastischen, während der schwarzbraune, energisch blickende Chatrian, eine ganz gallo-romanische Erscheinung und nur des Französischen kundig, durch einen realistischen Zug sich auszeichnet, der nach Schärfe und Klarheit strebt. Er spielt, obgleich der jüngere, ein wenig die Vorsehung seines Vordermanns, und nimmt auch, als der praktischere Genosse, den geschäftlichen Theil der Schriftstellerei, den Verkehr mit Verleger, Zeitung und Druckerei, auf seine Schultern. Ebenso wird ihm wohl bei der literarischen Ausführung gewöhnlich der mehr allgemeine und logische Theil zufallen, während Erckmann mehr die gemüthliche Ausmalerei des Details besorgt, deren allzuromantische Auswüchse sodann die kritische Scheere des Realisten auf ein ersprießliches Maß zurückschneidet. Selbstverständlich ist diese Vertheilung keine streng durchgeführte. Wenn auch der phantasievolle Erckmann, der alte fahrende Schüler, der Land und Leute seiner Hei-

math weit besser als den Code-Napoléon studirt hat (obwohl er denselben aus juridischer Verzweiflung auswendig lernte), hauptsächlich derjenige ist, welcher bald als kneipender Kumpan, bald als stiller Beobachter, einen mit Landschaften und Genrebildern gefüllten Schnappsack nach Hause bringt — so muß auch Chatrian, wo er seine Erinnerungen und Erlebnisse verwendet, ins Einzelne eingehen. Demgemäß wird auch wohl, je nach dem Gegenstand, die Arbeit des Schreibens hier mehr dem einen, dort mehr dem andern zufallen.

Wie dem sei, immerhin ergänzen die beiden sich gewissermaßen durch die Verschiedenheit ihrer Charakteranlage und Empfindungsweise, wenn solche sie auch nicht hinderte, in Beziehung auf ihre Weltanschauung, und ihre Ansichten über Kunst, Literatur und Politik, zu einer Uebereinstimmung gelangt zu sein, ohne welche eine gemeinsame Arbeit so intimer Natur nicht wohl denkbar wäre. Ohnehin sind sie, trotz eines ursprünglich verschiedenen Lebens- und Bildungsgangs, demselben Boden entsprossen und schließlich in denselben Umgebungen herangereift, sie haben dieselben Eindrücke empfangen, und können daher, selbst in dem was jedem eigen ist, sich gegenseitig aushelfen.

In einem Punkte freilich macht sich die Doppelnatur ihrer literarischen Erzeugnisse dem schärferen Auge nicht positiv aber negativ bemerklich: ihre Schreibweise,

schlicht und einfach, wie sie sich für den volksthümlichen Stoff und die ländlichen Figuren ihrer Erzählungen eignet, entbehrt andererseits einer prägnanten Individualität. Allerdings zeigt ihr Stil keine Ungleichheit, er ist vielmehr wie aus einer Feder geflossen, denn auch in Beziehung auf die Form befinden sich ihre Meinungen in vollständiger Uebereinstimmung. Sie suchen die Sprache in ihrer ursprünglichen Reinheit und Anspruchslosigkeit wiederzugeben, alles Fremdartige, von zweiter Hand Kommende auszuschließen, und vermeiden sorgfältig das abstrakte Wort, wo der konkrete Ausdruck dem Sinne genugthut. Diese empfehlenswerthe Methode gibt denn auch ihrer beiderseitigen Schreibweise die merkwürdige Gleichmäßigkeit. Aber das Bestreben gegenseitiger Anpassung hat das Charakteristische des Ausdrucks doch etwas verwischt, und ihrem Stil geht jenes höhere Gepräge des eigentlichen Sprachkünstlers ab, welches den Inhalt durch die Form adelt und dem Gedanken durch die Macht des Wortes die klassische Weihe gibt. Allerdings fehlt ein solches auch anderen Schriften, die nur *einen* Verfasser haben, und bei Erckmann-Chatrian kann wenigstens die dramatische Objektivität ihres Realismus als Ersatz gelten und zugleich als Entschuldigung.

Im übrigen hatten wohl die beiden Schriftsteller trotz der erfolgreichen Entwicklung ihres Talents, den schweren Anfang nicht allein den Schwierigkeiten der literarischen Laufbahn, sondern zum Theil auch der Unzulänglichkeit

ihrer ersten Arbeiten zuzuschreiben. Die Franzosen haben eine gewisse Vorliebe für die „Phantasiestücke“ — Contes fantastiques — weßhalb bekanntlich unser Teufels-Hoffmann in großen Ehren bei ihnen steht. Auch den beiden Freunden scheint er imponirt zu haben, denn ihre ersten Produkte enthalten eine starke Dosis dieser etwas veralteten Romantik, die nur an der Quelle genießbar bleibt. Zwar zieht ein leiser Geist deutschen Humors durch diese Traumwelt, aber die dralle Wirklichkeit sitzt ihm zu fest im Nacken, als daß er bei einem Flug ins Märchenland nicht Gefahr laufen sollte, den Hals zu brechen. Diese Entlehnung beim germanischen Genius war daher keine ganz glückliche, und ihre phantastischen Novellen, wenn auch mit Geschick erzählt und nicht ohne poetische Naturfrische, behalten etwas Tastendes, Unbefriedigendes, das ein größeres Publikum nicht gewinnen konnte. Der ideale Erckmann und der reale Chatrian hatten sich noch nicht gehörig verschmolzen und spukten — um mich eines hochgeborenen Ausdrucks zu bedienen — einander in die Suppe.

Auch „Der berühmte Doktor Matthäus“ (1859) dessen originelle Narrheit wenigstens seine Urheber mehr oder weniger „berühmt“ machte, ist eine humoristisch-phantastische Figur, ein philosophischer Don Quichotte, der auszieht, die Menschen zu bessern und zu bekehren, und schließlich, enttäuscht aber wohlgemuth, in seine vier Wände zurückkehrt. Hier spielt jedoch nichts Uebernatür-

liches herein; das Phantastische und Realistische ist vielmehr als komischer Gegensatz künstlerisch verwerthet, wodurch die störende Mischung ungleichartiger Elemente wegfällt, und die frischen volksthümlichen Schilderungen, welche die Fahrten des Doktors begleiten, machen den Erfolg des Buches ganz begreiflich.

Gleichwohl scheint es die beiden Romantiker große Ueberwindung gekostet zu haben, sich von allem Märchenhaften zu befreien, denn dieses kommt auch in späteren Arbeiten wieder zum Vorschein. Gleich im folgenden Jahre veröffentlichen sie die „Contes fantastiques“ und die „Contes de la montagne“ (1860), welchen die „Contes des bords du Rhin“ (1862) folgen — lauter kleinere Erzählungen, zum Theil älteren Datums, die jedoch im allgemeinen weniger bedeutend sind als die größeren. Dazwischen erscheint der „Meister Daniel Rock“ (1861), ein gleichfalls halbverrückter cyklopenhafter Schmied, der aus bornirtem Haß gegen die Neuerung der Eisenbahn, sich mit seinen Söhnen der ersten Lokomotive in den Weg stellt, um sie mit mächtigen Schmiedehämmern zu zertrümmern, was natürlich nichts als seine eigene Zertrümmerung zur Folge hat. — Ganz in des Teufels Krallen fallen aber die Erzähler wieder in dem späteren „Forsthaus“ (1866), wo des Försters hünenhafter Ahnherr, eine Art wilden Jägers — mit einem bärenartigen, an Victor Hugo's Han von Island erinnernden Scheusal von Sohn — nicht nur seinen Spuck treibt,

sondern auch, durch eine geisterhaft magnetische Einwirkung auf die Försterstochter, in die Gegenwart hereinragt und in die Wirklichkeit eingreift. Diese unmotivirte, ganz äußerliche Mischung von phantastischem Spiritualismus und plastischem Realismus, durch welche das hübsche, unschuldige Försterkind zum Opfer einer tollen Gespenstergeschichte wird, ist, trotz poetischer Einzelheiten, in ihrer Unvernünftigkeit gar zu unerquicklich.

Weit gelungener in Komposition und Ausführung ist die Figur des „Narr Jegof“ (1862), welche wenigstens auf naturgemäße Weise ihre Rolle spielt, und deren romantische Ungewöhnlichkeit, durch die Narrheit vermittelt, die Schranken des Möglichen und Wirklichen nicht willkürlich durchbricht. Hier sind die phantastischen Anwandlungen hinlänglich gemildert, um der sonst lebensvollen und spannenden Erzählung keinen Eintrag zu thun. Dieselbe hat einen blutigen Gebirgskampf gegen die Invasion der Alliirten zum Inhalt und ist der erste Versuch der Erckmann-Chatrian'schen Dorfgeschichte auf geschichtlichem Boden.

III.

Den rechten Ton fanden die beiden Schriftsteller jedoch erst mit ihrer „Frau Therese“, welche im folgenden Jahr (1863) im „Journal des Debats“ erschien, und zu jenem vortrefflichen Cyklus vaterländischer Erzählungen mit historischem Hintergrund aus der Revo-

lutions- und Kaiserzeit weiterschreitet. Hier ist kein Tasten und Suchen mehr, die Erzählung geht sicheren Schritts dem wohlbewußten Ziele zu, und Konzeption und Ausführung decken sich vollständig. Jetzt war die Form gefunden, die dem Volke zu Herzen ging, und die Verbreitung der schnell sich folgenden Auflagen war eine um so lebhaftere, als die eigenthümliche Art und Auffassung eine für Frankreich ganz neue Erscheinung war. Denn obwohl die Verfasser in all ihrem Sein und Sinnen Franzosen sind, ist ihre Muse doch germanischen Geistes, und in den idyllischen Scenen elsäßischen Stilllebens entfalten sie eine gemüthliche Behaglichkeit von echt deutscher Gefühlsweise. Sie wußten die literarischen Vorzüge der beiden Nationen in gewissem Grade zu verschmelzen und fügen zu der gesunden Natürlichkeit der Anschauung und der einfachen Wahrheit des Vorgangs die Schärfe der Beobachtung und die Lebendigkeit der Darstellung. Obwohl die letzteren Eigenschaften mehr an die französische Geschichtlichkeit erinnern, können diese elsäßischen Geschichten den Boden nicht verläugnen, dem sie entsprossen, und wie für die Franzosen den Reiz der Neuheit, so haben sie für uns Deutsche die Lockung des Heimischen.

So wurden Erckmann-Chatrian die Mitbegründer der französischen Dorfgeschichte, deren eigentlicher Schöpfer George Sand ist; denn diese ging den beiden Jüngeren voran und leistete Klassisches in jener Gattung. Man

kann wohl sagen, daß die berühmte Frau, was psychologische Vertiefung und poetischen Hauch betrifft, ihren männlichen Mitbewerbern überlegen ist, dagegen wissen diese ihre Erzählungen mit einem höheren Interesse anderer Art zu beseelen, indem sie den engen Kreis bescheidener Häuslichkeit zum großartigen Horizont historischen Weltkampfs erweitern, und uns dessen Bild im Spiegel dieses kleinbürgerlichen Lebens, wie in einer camera obscura mit überraschender Deutlichkeit nahe rücken.

In dieser Beziehung sind die beiden Lothringer wirklich einzig in ihrer Art; sie entfalten eine merkwürdige Geschicklichkeit, die geschichtlichen Vorgänge vom Standpunkte höherer allgemein menschlicher Anschauung, aber in so indirekter und unmerklicher Weise zu behandeln, daß die zu Tag tretende Moral nicht die Schlußfolgerung der Verfasser, sondern das natürliche Ergebniß der Ereignisse zu sein scheint. Hiezu bedienen sie sich allerdings eines vortrefflichen Hilfsmittels: statt selber das Wort zu ergreifen, lassen sie, namentlich in ihren vaterländischen Romanen, den Helden oder wenigstens einen Mitspieler die Begebenheit erzählen, wodurch die philosophische Wahrheit nicht als deducirende Reflexion, sondern in Gestalt des schlichten Menschenverstands auftritt, der keine vorgefaßte Meinung vertheidigt, sondern nur ad hominem demonstrirt, was er an eigener Haut erfahren hat.

Wenn dieser wohl erlaubte Kunstgriff den Verfassern es einerseits erleichtert, nicht aus dem Ton zu fallen, sondern ihre Schilderungen immer in den Grenzen einer volksthümlichen Wirklichkeit, einer naiven Weltanschauung zu halten, so nöthigt es sie andererseits, ihre Fabel einfach und naturgemäß anzulegen, und die vom Erzähler selbst erlebten Vorfälle mit einer gewissen sinnlichen Greifbarkeit darzustellen. Deßhalb benützen sie gern persönliche Erlebnisse — auch die Anderer — und ziehen wirkliche Persönlichkeiten — wenigstens als Modelle — in ihren Rahmen. So sind denn auch ihre Darstellungen von großer Naturwahrheit, und von einer höchst charakteristischen Lebendigkeit der Figuren.

Bei dieser Gelegenheit lassen die Fabulisten sich wohl einmal verführen in der Beschreibung etwas zu viel des Guten zu thun, namentlich in Beziehung auf die Genüsse der Tafel und einigemal in zu detaillirter Ausführung des Gräßlichen; aber im allgemeinen wissen sie den modernen Realismus auf jene liebevolle Kleinmalerei zu beschränken, welche mit berechtigter Genauigkeit das Einzelne hervorhebt, um erhellende Streiflichter auf die Charaktere und Situationen zu werfen. Nebenbei haben sie ein großes Verständniß für die Reize der landschaftlichen Natur, für den wuchtigen Zug der Erdbildung und die geheimnißvolle Schönheit der Vegetation. Sie wissen die Stimmungen des veränderlichen Himmels, die Eindrücke der wechselvollen Tages-

und Jahreszeiten mit niederländischem Pinsel zu malen und als künstlerisch wirksame Hintergründe für die Personen und Handlungen ihres Dramas zu verwenden. Ebenso zeichnen sich ihre Schilderungen der großen Schlachten durch eine dramatische Anschaulichkeit aus, welche wohl erkennen läßt, daß ihnen Mittheilungen von Augenzeugen zu Gebot standen.

Der Hauptvorzug ihres Verfahrens bleibt jedoch jene tendenzlose Form der Darstellung, welche die Ideen des Fortschritts zur Geltung bringt, ohne die Grenzen der Poesie zu überschreiten, und die gerade deßhalb eine packendere Wirkung und größere Erfolge erzielt als die glänzendsten Ausführungen direkter Polemik. Ebenso gewissenhaft in Feststellung geschichtlicher Begebenheiten wie in Aufzeichnung individueller Lebensäußerungen, liegt ihnen die sittliche Wahrheit nicht weniger am Herzen als die ästhetische, und indem ihre Dichtwerke für Recht und Freiheit das Wort führen, sind sie von einem Geiste der Keuschheit und Sittsamkeit durchdrungen, der sie jedem Leserkreis zugänglich macht.

„Frau Therese“ ist eine Episode aus den Freiheitskämpfen der bedrängten Republik vom Jahr 1792. Wie hier die Spitze sich gegen die Mißbräuche der alten Feudalstaaten kehrt, so bekämpfen die andern Erzählungen dieser Gruppe den einheimischen Chauvinismus und seine „Gloire“, indem sie die traurigen Folgen des

entarteten Patriotismus in drastischen Schreckensbildern vor Augen führen.

Das beste Muster dieser Gattung ist wohl der nun folgende „Rekrut von Anno 13“ (1864) und dessen Fortsetzung „Waterloo“ (1865). Joseph, der hinkende Uhrmacher, der, trotz seines Gebrechens, nach der Vernichtung des französischen Heeres in Rußland, ausgehoben und aus den Armen seines Meisters Gulden, seiner Tante Gretel und seiner Braut Kathrine gerissen wird, erzählt, ein Held wider Willen, seine Kriegsthaten bei Leipzig und Waterloo, und seine Strapazen nach den Niederlagen, inmitten all der blutigen Greuel, welche die letzten Zuckungen des Napoleon'schen Kaiserreichs begleiteten.

In der „Belagerung von Pfalzburg“ (1867) berichtet der alte Moses, wie er, trotz der Drangsale der Beschießung, mit dem Geschäftsgeist seines Stammes, das allgemeine Unglück, von dem ihm sein Theil nicht vorenthalten blieb, gleichwohl zu benützen gewußt, um sich durch den rechtzeitigen Einkauf eines Vorraths von Branntwein ein Vermögen zu erwerben. Die Schilderung der wackern jüdischen Familie während des Jammers der Belagerung verbindet die äußere Richtigkeit der Photographie mit der inneren Wahrheit des Kunstbilds.

Für das bedeutendste Werk dieser Reihenfolge aber darf ohne Zweifel die „Geschichte eines Bauern" gelten, die nicht weniger ist als die Geschichte der französischen Revolution in dem schlichten Gewand einer Bauernbiographie. Hier tritt uns jener große und wirkliche „Kulturkampf" mit der ganzen Frische und Deutlichkeit eines Erlebnisses vor Augen, und wir gewinnen eine klarere Einsicht in die Ursachen und Vorgänge desselben, als durch die vielbändigen Geschichtswerke eines Herrn Thiers und ähnlicher Historiker. Hier begreifen wir, wie die große ethische Erhebung, durch den das Ausland herbeirufenden Landesverrath des Königs und der ganzen dirigirenden Klasse zu Vernichtung der Gegner gezwungen, im Blute der Schreckensherrschaft untergehen mußte, um, wie immer nach Gewalts-Katastrophen, dem siegreichen Militarismus Platz zu machen. Uebrigens ist Michel Bastian, der Erzähler der Revolution, keine fiktive Person, seine Aufzeichnungen existiren wirklich und liegen dem Buche durchweg zu Grunde. Die Thatsächlichkeit ist derart festgehalten, daß wenn z. B. bei einer Begebenheit des Regens Erwähnung geschieht, es an jenem Tage wirklich geregnet hat. Dieser Ursprung läßt sich auch alsbald erkennen, denn gewisse anschauliche Züge und materielle Einzelheiten der Darstellung sind von einer Realität, wie man sie nicht erfindet, sondern nur erfährt. Natürlich haben die Verfasser, durch die gewissenhaftesten Quellenstudien, namentlich des „Moniteur" und der Preßdokumente aus jener Zeit, das Ihrige dazu beigetragen, auch

den allgemeineren, nicht in nächster Nähe sich abspielenden historischen Begebenheiten, die Bastian'sche Unmittelbarkeit aufzuprägen.

Auch die hübsche Novelle „Die drei Liebhaber der Großmutter" gehört hieher, sowie, als Abschluß der im Zusammenbruch des Kaiserreichs untergegangenen Ruhmesepoche, „Die Alte Garde" (1881). Diese meisterliche Skizze schildert die pensionirten Offiziere der großen Armee und ihr Leben unter der Restauration bis zum Ausbruch der Julirevolution und der Thronbesteigung Louis Philipp's, welcher „Bürgerkönig" jedoch nicht der Mann war, ihre kriegerischen Träume zu verwirklichen und die „Gloire" von den Todten zu erwecken. Die Erzählung spielt wieder in Pfalzburg, und der Held derselben, der Hauptmann Florentin, ist der ächte Typus des napoleonischen Haudegens, der nichts kennt als seinen Kaiser und seine Fahne. Der unfreiwillige Humor dieser gelungenen Figur bewegt sich zwischen der lächerlichen Wichtigkeit des Kamaschenthums und der rührenden Hingebung an die militärische Ehre. Zu diesem Humor, welcher die Stimmung des Ganzen beherrscht, tragen die Offiziersfrauen — die ihrerseits nichts als die Pension und die Ordensrente kennen und ihre bärbeißigen Ehehälften mit dieser Zauberformel sehr zu zähmen verstehen — in etwas bewußterer Weise, ihr redliches Theil bei. In Beziehung auf feine Beobachtung und künstlerische Kleinmalerei gehört diese wohl-

ausgeführte psychologische Studie zu den besten Leistungen der Verfasser.

Auf historisch-politischem Boden bewegen sich des weiteren „Ein Mann aus dem Volk“ (1865) und „Meister Kaspar Fix“ (1876). Der Mann aus dem Volk, ein junger Schreiner, erzählt die Revolution von 1848 bis zur Junischlacht; doch ist der Roman, auch in Bezug auf seine inneren Begebenheiten nicht vollendet, da der versprochene zweite Theil ausblieb. Kaspar Fix ist der schamlose Emporkömmling des zweiten Kaiserreichs inmitten der schmählichen Willkürherrschaft eines korrumpirenden Bonapartismus.

„Der Großvater Lebigre“ (1880), entrollt ein sprechendes Bild von dem verderblichen Einfluß einer bigotten und gewaltthätigen Geistlichkeit auf den Frieden der Familie; und die „Geschichte eines Schulgehilfen“ (1871) schildert den kulturfeindlichen Druck des Klerus auf Unterricht und Lehrstand. Denn ebenso unentwegt wie gegen Ruhmsucht und Kaiserschwindel ziehen die beiden dichterischen Freiheitskämpfer gegen jesuitische Herrschsucht und religiöse Bornirtheit zu Feld.

Von den Erzählungen rein privaten Inhalts sind noch „Die beiden Brüder“ (1873) hervorzuheben, eine Art Montechi und Capuletti auf dem Lande, deren Romeo und Julia aber, zu bürgerlich für eine Tragödie, ein

ehliches Ende nehmen. Der Roman wurde später in ein Drama umgewandelt und unter dem Titel „Die Ranzau“, nicht ohne Erfolg auf die Bühne gebracht.

Die Palme dieser Gattung gebührt jedoch offenbar dem „Vetter Fritz“ (1864). Es ist äußerst ergötzlich, wie dieser wohlhabende Junggeselle, der voller Herzensgüte, aber zu bequem selbst zum Heirathen ist, von dem braven Räbbe Sichel, welcher, eingedenk des jüdischen Spruchs: „Seid fruchtbar und mehret euch“, immer auf Ehestifters-Füßen geht, schließlich doch ins Doppeljoch gespannt wird. Freilich ist der wahre Kuppler sein eigenes Herz, das ihn antreibt, der kleinen Anabaptistin zulieb die Pflichten und Sorgen des Haus- und Familienvaters auf sich zu nehmen, was immerhin für einen Anfang gemeinnütziger Thätigkeit gelten kann. Die sonnigen Schilderungen dieses gemüthlichen Stilllebens, das, fern von jedem Sehnen und Streben, sich ganz dem Wohlgefühl behaglichen Daseins überläßt, bis die Liebe in die lang gehütete Behausung dringt und ihre unverbrüchlichen Rechte geltend macht, sind reizend und fügen sich zu einem schön abgerundeten Genrebild.

Unter den Erzählungen nach 1870 sind einige — namentlich die beiden größeren, „L'histoire d'un plébiscite“ (1872) und „Le brigadier Fréderic“ (1874) — von der französischen Mißstimmung gegen Deutschland angesteckt und lassen die löbliche Unparteilichkeit vermissen, welche in

den vorsedan'schen Erzählungen den nationalen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland zu Theil geworden war. Die beiden Schriftsteller sind nicht umsonst Söhne der annexirten Provinzen, und die Ausbrüche ihres Schmerzes verdienen um so mehr Nachsicht, als sie mit ihren früheren Schriften, den blutigen Kriegsruhm auf seinem eigenen Boden und mit seinen eigenen Waffen bekämpfend, in Ausrottung chauvinistischer Vorurtheile und Popularisirung humanistischer Ideen, Großes geleistet und eine weitgreifende sittliche Wirkung geübt haben. Denn ihr Einfluß ist mit schuld an der Thatsache, daß Anno 70 das französische Volk ursprünglich so wenig Freude an der Kriegserklärung seines Kaisers hatte, wenn es auch nachträglich gute Miene zum bösen Spiel machte; und daß es heute noch, trotz aller Revanche-Phrasen, die Erhaltung des Friedens als die Achse seiner Politik betrachtet. Ueberlassen wir es daher getrost dem Erckmann-Chatrian vor dem Krieg, den Erckmann-Chatrian nach dem Krieg zu widerlegen.

L. P.

Die ausgewählten Werke

von

Erckmann-Chatrian

Eingeleitet und zusammengestellt

von

Ludwig Pfau

enthalten in 12 Bänden **(jeder einzeln käuflich):**

I. Geschichte eines Bauern. I: Die Reichsstände. 1789. 2 Mark.

II. Geschichte eines Bauern. II: Das Vaterland in Gefahr. 1792. 2 Mark.

III. Geschichte eines Bauern. III: Das Jahr I der Republik. 1793. 2 Mark.

IV. Geschichte eines Bauern. IV: Der Bürger Bonaparte. 1794 bis 1815. 2 Mark.

V. Frau Therese. 1 Mark 50 Pf.

VI. Die Belagerung von Pfalzburg. 2 Mark.

VII. Ein Rekrut von Anno 13. I: Leipzig. 1 Mark 50 Pf.

VIII. Ein Rekrut von Anno 13. II: Waterloo. 2 Mark.

IX. Der Narr Jegof. 2 Mark.

X. Die „Alte Garde". Die drei Liebhaber der Großmutter. 1 Mark 50 Pf.

XI. Der Großvater Lebigre. Meister Nablot's Schuljahre. 2 Mark.

XII. Vetter Fritz. 1 Mark 50 Pf.

(Elegant gebundene Exemplare pro Band 50 Pf. mehr).

I.

Schon Viele haben die Geschichte der großen Revolution des Volkes und der Bürger gegen den Adel im Jahre 1789 erzählt. Das waren gelehrte Männer, studirte Leute, welche die Dinge von einem höheren Standpunkt aus betrachteten. Ich aber bin ein alter Bauer, ich habe keinen andern Standpunkt als den des Volks und will nur von unseren eigenen Angelegenheiten sprechen. Denn auf diese gilt es vor allem wohl Acht zu geben; was man selber gesehen hat, das kennt man genau und daraus muß man Nutzen ziehen.

Ich will also zuerst erzählen, wie vor der Revolution zu Amt und Herrschaft Pfalzburg fünf Dörfer gehörten: Vilschberg, Mittelbronn, Lützelburg, Hültenhausen und Hatzelburg. Die Leute in der Stadt und die von Vilschberg und von Hatzelburg waren Freie; aber die aus den andern Dörfern, Männer sowohl wie Weiber, waren leibeigen und durften die Herrschaft nicht verlassen oder sich irgendwie entfernen ohne Erlaubniß des Vogts. Der Vogt sprach Recht auf dem Gemeindehaus; er hatte Gewalt über Personen und Sachen; er trug gleich den adeligen Herren einen Degen und konnte sogar zum Galgen verurtheilen.

Unten in der Rathhaushalle, wo sich jetzt die Hauptwache befindet, wurden die Angeklagten auf die Folter gespannt, wenn

sie ihre Verbrechen nicht eingestehen wollten. Der Gerichtsdiener und der Henker thaten ihnen so weh, daß man sie außen auf dem Platze schreien hörte. An einem Markttag wurde sodann unter den alten Ulmen der Galgen aufgerichtet und der Henker henkte sie auf, wobei er sich mit beiden Füßen auf ihre Schultern stellte.

Es mußte einer schon ein recht verhärtetes Herz haben, um in jenen Zeiten an einen schlechten Streich nur zu denken!

Pfalzburg hatte auch eine Hauptzollstätte, was besagen will, daß jeder Güterwagen mit Tuch, Wolle oder dergleichen am Schlagbaum einen Gulden bezahlte; jeder Wagen voll Pfählen, Brettern, Faßdauben und anderen geschnittenen Hölzern, 6 lothringische Groschen; jeder Wagen voll feiner gepolsterter Möbel, mit Sammt, Seide und Tuch, 30 Groschen; ein Lastpferd, 2 Groschen; ein Korb voll Waaren, 1/2 Groschen; die Fuhre Fische, 1/2 Gulden; die Fuhre Butter, Eier, Käse, 6 Groschen; jede Tonne Salz, 6 Groschen; jedes Malter Roggen oder Dinkel, 3 Groschen; das Malter Gerste oder Hafer 2, der Centner Eisen 2, ein Ochs oder eine Kuh 6 Pfennig; ein Kalb, Schwein oder Schaf 2 Pfennig. So konnten die Leute von Pfalzburg und Umgegend weder essen, noch trinken, noch sich kleiden, ohne den Herzogen von Lothringen eine runde Summe zu bezahlen.

Dazu kam das Umgeld, d. h. sämmtliche Gasthäuser, Herbergen und Schenken in Pfalzburg und in den zugehörigen Dörfern waren gehalten, für jedes eingelegte oder verkaufte Ohm Wein oder Bier 6 Maaß zu bezahlen. Ferner wurden an Sporteln und Erkenngeldern für S. Hoheit erhoben: beim Verkauf von Häusern oder bei Erbschaften 5 Gulden vom Hundert. Dazu der Messerlohn, will sagen, daß alle Frucht, Dinkel, Roggen, Gerste, Hafer, was im Kornhaus verkauft wurde, einen Sou per Malter bezahlen mußte. Ferner mußte Marktstandgeld

bezahlt werden. Es waren dreimal Märkte im Jahr: der erste am Mathiasfeiertag, der zweite an Peter und Paul, der dritte am Gallustag. Zwei Marktmeister taxirten jeden Stand zu so und so viel Abgabe an Seine Hoheit.

Hiezu kam das Stadtwaggeld: für den Centner Wolle, Mehl oder andere Waaren, ein Sou. Dazu die Geldstrafen, auf welche der Vogt erkannte, welche aber, von den Räthen Sr. Hoheit bemessen und festgestellt, in dero Sack fielen. Ferner die Mast- und Waldweidabgaben; die Waldstreu-, Walk- und Mahlabgaben; der große Zehnte zu zwei Dritteln für Seine Hoheit, zu einem Drittel für die Kirche; der kleine Korn-Zehnte für die Kirche allein, dessen Erhebung ihr Seine Hoheit aber schließlich entzog, weil Sie es mit sich selber noch besser meinten, als mit der Kirche.

Und will man jetzt wissen, wie es zuging, daß so viele brave Leute derart in der Kluppe Sr. Hoheit und dero Vögte, Amtleute, Verwalter und Räthe waren, so muß man bedenken, daß ungefähr zweihundert Jahre vor diesen unseligen Zuständen ein gewisser Pfalzgraf Hans Georg, Herzog von Bayern und Graf von Weldentz, welcher in unserem Lande von des deutschen Kaisers Gnaden ungeheure Wälder besaß, aber keinen Pfennig daraus ziehen konnte — weil es weder Leute gab, die darin wohnten, noch Wege, um das Holz abzuführen, noch Flüsse mit Einrichtungen zum Flößen — darauf verfiel, in der Pfalz und Elsaß-Lothringen bekannt zu machen: „daß Alle, die Lust zur Arbeit hätten, nur in diese Wälder zu gehen brauchten, daß er ihnen Land geben wolle, und daß sie wie die Vögel im Hanfsamen leben könnten; — daß er, Johann von Weldentz solches zur Ehre Gottes thue! Daß, da Pfalzburg an der Heerstraße zwischen Frankreich, Lothringen, dem Westrich und Elsaß liege, Handwerker und Kaufleute, Krämer, Schmiede, Küfer,

Schuster, sowie auch Schlosser, Waffenschmiede, Tapezierer, Schankwirthe und andere Gewerbsleute daselbst Absatz und Verdienst finden würden; und daß, da jedes große Unternehmen zur Ehre Gottes begonnen werden müsse, Alle, welche in seine Stadt Pfalzburg zögen, von Lasten und Abgaben frei sein sollten, bauen könnten und das Holz umsonst bekämen! Daß man ihnen eine Kirche errichten werde, um daselbst Keuschheit, Einfalt und Redlichkeit zu predigen; daß man ihnen eine Schule bauen werde, um die Kinder in der wahren Religion zu unterrichten, alldieweil das Herz der Jugend ein herrlicher Garten ist, da man köstliche Pflanzen säet, deren Duft zum Herrn aufsteiget."

Er versprach noch tausend andere Vortheile, Vergünstigungen und Zuwendungen, wovon die Kunde sich alsbald durch ganz Deutschland verbreitete, also daß eine Menge Leute herzuströmten, um dieser Wohlthaten theilhaftig zu werden. Sie bauten, rodeten, cultivirten und setzten die Waldungen Hans-Georgs in Stand! was zuvor nichts einbrachte, war jetzt etwas werth.

Alsdann verkaufte besagter Hans-Georg, Graf von Weldentz, Güter, Thiere und Einwohner an den Herzog von Lothringen, Karl III., für die Summe von viermalhunderttausend Gulden, zur Ehre Gottes, der Treue und der Redlichkeit.

Die meisten Einwohner waren lutherisch. Hans-Georg hatte verkündet, daß das reine, lautere, einfache Wort Gottes, wie es der Apostel Paulus gelehrt, auf Grund des Augsburgischen Bekenntnisses in Pfalzburg verkündet werden solle; nachdem er jedoch die viermalhunderttausend Gulden eingesteckt hatte, ließen ihn seine Versprechungen ruhig schlafen, und der Nachfolger Karls III., welcher nichts versprochen hatte, schickte seinen lieben und getreuen Staatsrath, Didier Dattel, um „seine Bürger von Pfalzburg in christlicher Milde zur Annahme

des katholischen Glaubens zu ermahnen; so ihrer aber etliche im Irrthum beharren wollten, die sollten angehalten werden, sich bei Strafe gewaltsamer Austreibung und Einziehung ihrer Güter hinwegzubegeben." Die Einen ließen sich bekehren, und die Andern, Männer, Weiber und Kinder, zogen von dannen, mit etwas altem Hausrath auf ihren Kärren.

Nachdem sodann alles in Ordnung war, hielten die Herzöge „ihre theuren und vielgeliebten Bewohner von Pfalzburg dazu an, die Festungswälle zu errichten und zu flicken; die beiden Thore, das nach Deutschland und das nach Frankreich, aus Quader und Backsteinen aufzubauen; Gräben zu ziehen; das Gemeindehaus zu bauen, um daselbst Gericht zu halten, die Kirche zu bauen, um die Gläubigen zu unterweisen, das Haus des Herrn Pfarrers neben besagter neuer Kirche, damit er seine Heerde hüten konnte und endlich die Markthalle, um die Steuern festzusetzen und einzuziehen." Hernach führten die Beamten Sr. Hoheit Abgaben, Lasten, Grundzinsen und Frohnden nach Belieben ein, und die armen Leute arbeiteten so, von Vater auf Sohn von 1583 bis zum Jahr 1789, zum Besten der Herzöge von Lothringen und der Könige von Frankreich, weil sie den Versprechungen des Hans-Georg von Weldentz getraut hatten, der doch nur ein ächter und gerechter Spitzbube war, wie man hienieden so viele findet.

Die Herzöge errichteten auch kraft schriftlicher Urkunde verschiedene Zünfte in Pfalzburg; es waren dieß eine Art Genossenschaften von Leuten desselben Handwerks, dazu bestimmt, alle andern vom Betrieb ihres Gewerbes auszuschließen, um so unter sich das Publikum unbehindert ausbeuten zu können. Die Lehrzeit dauerte drei, vier und selbst fünf Jahre; man bezahlte den Meister gut, um in die Zunft aufgenommen zu werden, und wenn man dann sein Meisterstück gemacht und den Meisterbrief

bekommen hatte, behandelte man seinen Nächsten gerade so, wie man selber behandelt worden war.

Man muß sich die Stadt nicht so vorstellen, wie sie heute aussieht. Die Straßenlinien und die steinernen Gebäude sind zwar wohl noch dieselben, aber es gab kein einziges Haus, welches angestrichen war, alle waren nur mit Mörtel verputzt, alle hatten kleine Bogenfenster und Thüren, und unter diesen niederen Gewölben, hinter den Blei-Scheiben, sah man den Schneider mit gekreuzten Beinen auf seinem Tisch das Tuch zuschneiden und die Nadel führen, oder den Weber an seinem Stuhl im Dunklen die Spule werfen.

Die Soldaten der Garnison mit ihrem großen Dreispitz und in ihrem weißen abgeschabten Frack, der bis auf die Absätze ging, waren unter Allen am elendesten daran; sie bekamen nur einmal im Tag zu essen. Die Schenkwirthe und Garköche bettelten von Thür zu Thür um die Ueberreste der Haushaltungen für diese armen Teufel. Das war noch wenige Jahre vor der Revolution der Fall.

Das Volk sah kümmerlich und verlumpt aus; ein Kleid vererbte sich von der Großmutter auf die Enkelin und die Schuhe des Großvaters auf den Enkel.

In den Straßen kein Pflaster; Nachts keine Laterne; an den Dächern keine Rinnen; die kleinen eingeschlagenen Fensterscheiben seit zwanzig Jahren mit einem Stück Papier verklebt. Und mitten durch dieses große Elend schreitet der Vogt in seiner schwarzen Toga und steigt die Stufen des Stadthauses hinan, die jungen adeligen Offiziere spazieren umher im kleinen Dreispitz und weißen Frack, den Degen quer über den Rücken und die Kapuziner mit ihren langen schmutzigen Bärten, ihren groben wollenen Kutten ohne Hemd und ihren rothen Nasen, ziehen truppweise ins Kloster, wo jetzt das Gymnasium ist.

Alles das ist mir gegenwärtig, als wär's gestern gewesen, und in Gedanken ruf ich aus: „Welch ein Glück für uns arme Kerls, daß die Revolution gekommen ist, und besonders für uns Bauern!" Denn wenn das Elend in der Stadt groß war, so überstieg es auf dem Lande alles, was man sich denken kann. Einmal trugen die Bauern dieselben Lasten wie die Bürger, dann aber hatten sie noch eine Menge anderer. In jedem Dorf in Lothringen gab es ein Herrschafts- oder ein Klostergut; aller gute Boden gehörte zu diesem Gut und nur der schlechteste blieb den armen Leuten.

Und die unglücklichen Bauern durften auf ihren Feldern nicht einmal bauen was sie wollten. Der Wieswachs mußte Wieswachs, Ackerfeld mußte Ackerfeld bleiben. Wenn der Bauer seinen Acker in eine Wiese verwandelte, beraubte er den Pfarrer des Zehnten, machte er aus der Wiese einen Acker, so verminderte er das Weidland; säete er Klee im Brachfeld, so konnte er's nicht wehren, wenn die Heerden der Herrschaft oder des Klosters dorthin auf die Weide kamen. Seine Felder waren mit Obstbäumen bedeckt, welche alljährlich für Rechnung des Schloßherrn oder der Abtei verpachtet wurden, er durfte diese Bäume nicht fällen, und er war sogar gehalten, wenn sie zu Grunde gingen, im Laufe des Jahres neue zu pflanzen. Der Schatten dieser Bäume, der Schaden, der beim Einsammeln des Obstes angerichtet wurde, das durch die Stämme und Wurzeln erschwerte Pflügen verursachte ihm großen Verlust.

Und dann hatten die Schloßherrn das Recht zu jagen, über das Saatfeld zu gehen, die Ernte zu verheeren zu jeder Jahreszeit; dem Bauern aber, der ein einziges Stück Wild tödtete, selbst auf seinem eigenen Felde, drohte die Galeere.

Der Grundherr und die Abtei hatten auch das Weidevorrecht, was bedeutete, daß ihr Vieh eine Stunde vor dem des Dorfes

auf die Weide kam. Das Vieh des Bauern bekam nur was übrig blieb und mußte abfallen.

Auf dem Gut des gnädigen Herrn oder der Abtei ruhte auch das Recht einen Taubenschlag zu halten, seine unzähligen Tauben bedeckten die Felder und man mußte das Doppelte an Hanf, Erbsen oder Wicken säen, wenn man auf eine Ernte rechnen wollte.

Ferner mußte jeder Familienvater dem gnädigen Herrn im Laufe des Jahres fünfzehn Metzen Hafer, zehn Hennen und achtzig Eier geben. Er mußte ihm für sich drei Tage, drei für jeden Sohn oder Knecht, und drei für ein Pferd und einen Wagen umsonst schaffen. Er mußte ihm die Schloßwiese mähen, sein Heu machen und mit dem ersten Glockenschlag einfahren, bei fünf Groschen Buße für jede Versäumniß. Er mußte auch bei Reparaturen im Schloß oder in der Meierei Steine und Holz beiführen. Der gnädige Herr gab ihm ein Krüstchen Brod und eine Knoblauchzehe als Taglohn; das hieß man Frohnden.

Wollte ich noch vom Bannofen, von der Bannmühle, von der Bannkelter reden, wo das ganze Dorf backen, mahlen und keltern mußte, wohlverstanden gegen einen Zins; wollte ich vom Henker reden, dem das Fell eines jeden gefallenen Stück Viehs gehörte, und endlich gar vom Zehnten, dem ärgsten, was man sich denken kann, weil man dem Pfarrer die elfte Garbe geben mußte, während man schon so viel Geistliche, Mönche, Domherren, Barfüßer, Kapuziner und Bettler von allen möglichen Orden zu unterhalten hatte; — wollte ich von all diesen Lasten und von tausend andern reden, welche das Landvolk erdrückten, es würde kein Ende nehmen! Es war, als ob sich Edelleute und Klöster vorgenommen hätten, die unglücklichen Bauern auszurotten und als ob sie nur auf Mittel dächten, das fertig zu bringen.

Und doch war das Maß noch nicht voll!

So lang unser Land unter der Herrschaft der Herzöge verblieb, gab's Steuern an Se. Hoheit, an die Grundherren, an Abteien, Stifte, Mönchs- und Nonnenklöster genug, um uns zu erdrücken; aber nach Stanislaus Tod und nachdem Lothringen mit Frankreich vereinigt war, kamen noch dazu: die Königssteuer, d. h. jeder Familienvater mußte 10 Sou für jedes Kind und eben so viel für jeden Dienstboten zahlen; die Königsbeisteuer, d. h. eben so viel für seinen Hausrath; der Zwanzigste des Königs, will sagen der zwanzigste Theil des reinen Feldertrags, aber nur vom Feld des Bauern, denn Adel und Geistlichkeit zahlten den Zwanzigsten nicht; sodann die Salz- und Tabaksteuer, von der Adelige und Geistliche auch frei waren, und dazu das königliche Schank- und Accisgeld.

Und wenn die Fürsten, die gnädigen Herren, die Mönchs- und Nonnenklöster — welche seit Jahrhunderten die besten Felder inne hatten und die armen Bauern zwangen, für sie zu pflügen, zu säen, zu ernten und ihnen Abgaben, Zinse und Steuern aller Art zu zahlen! — wenn diese Leute ihr vieles Geld wenigstens noch dazu verwendet hätten, Straßen anzulegen, Kanäle zu graben, Sümpfe auszutrocknen, den Boden durch Düngung zu verbessern, Schulen und Spitäler zu bauen, so wär's nur halb so schlimm gewesen; aber die hatten keinen andern Gedanken, als ihr Vergnügen, ihren Stolz und ihren Geiz. Und wenn man so sah, wie ein Cardinal Louis von Rohan, ein Kirchenfürst, wie man sagte, in Saus und Braus zu Saverne lebte, die ehrbarsten Leute zum Narren hatte und unterwegs die Bauern von seinen Bedienten vor seinem Wagen durchprügeln ließ; wenn man in Neuweiler, in Buchsweiler, in Hildeshausen die gnädigen Herren Fasanerien, Orangerien und Treibhäuser bauen und stundenlange Gärten voll Marmorvasen, Bildsäulen

und Wasserkünste anlegen sah, ums dem König in Versailles gleich zu thun; von den verlorenen Weibern in Sammt und Seide nicht zu reden, die sie mitten durch das Volks-Elend mit sich schleppten; — wenn man sah, wie diese Reihen von Barfüßern, Franziskanern und Kapuzinern bettelten und sich's vom ersten Tag des Jahrs bis St. Sylvester wohl sein ließen; — wenn man sah, wie sich Amtleute, Vögte, Gerichtshalter, Notare und Schreiber aller Art nur um ihre Sporteln kümmerten und von den Schreibgebühren und Geldstrafen lebten; — wenn man dergleichen dem Tausend nach sah, so war das recht traurig! um so trauriger, als nur die Söhne der Bauern all das gegen Eltern, Freunde und gegen sich selber aufrecht erhielten.

Einmal beim Regiment vergaßen diese Bauernbuben das Elend des Dorfes, vergaßen sie Mutter und Schwester und kannten nur noch ihre Offiziere und ihren Oberst, Adelige, von denen sie gekauft waren und für die sie das ganze Land massakrirt hätten; das verlange die Fahnenehre, sagten sie. Gleichwohl konnte keiner von ihnen Offizier werden — das Bürgerpack war nicht würdig, die Epauletten zu tragen! — wenn sie sich aber in der Schlacht hatten zu Krüppeln schießen lassen, so bekamen sie die Erlaubniß zum Betteln. Die Schlauköpfe unter ihnen lagerten sich in irgend einer Kneipe ein und suchten Rekruten zu werben um das Handgeld für sich zu behalten; die Verwegensten legten sich auf den Straßenraub. Man mußte Gensdarmen gegen sie ausschicken, manchmal sogar eine oder zwei Compagnien. Ich habe ihrer ein Dutzend in Pfalzburg hängen sehen, fast lauter alte, nach dem siebenjährigen Krieg verabschiedete Soldaten. Sie hatten das Schaffen verlernt, bekamen keinen Heller Pension und wurden alle in Bilschberg gefangen, als sie eben von der Plünderung einer Landkutsche auf der Saverner Steige herkamen.

Jetzt kann sich jedermann eine Vorstellung von der alten Wirthschaft machen: — Adel und Geistlichkeit hatten alles, das Volk hatte nichts.

II.

Das alles ist, Gott sei Dank! sehr anders geworden. Die Bauern haben ihr gut Theil von den Gütern des Landes weggekriegt, und ich bin natürlich auch nicht dahinten geblieben. Die Einheimischen kennen alle Vater Michels Gut, seine Thalwiesen, seine schönen milchkäsefarbigen Schweizerkühe, die droben bei den Tannenwäldern von la Bonne-Fontaine weiden, und seine sechs Paar Zugochsen.

Ich kann mich nicht beklagen: mein Enkel, der Jakob, ist auf der polytechnischen Schule in Paris unter den Ersten; ich habe meine Enkelin Christine an den Oberförster Martin, einen sehr verständigen Mann, verheirathet; die andere, die Juliette, hat den Geniemajor Forbin, und der Jüngste, der Michel, den ich sozusagen am liebsten habe, weil er der Jüngste ist, will Arzt werden. Er hat schon voriges Jahr sein Maturitäts-Examen in Nancy gemacht, und wenn er nur brav schafft, wird schon alles recht werden.

Das alles verdanke ich der Revolution! Vor 89 hätte ich nichts gehabt, ich hätte mein Leben lang für den gnädigen Herrn und für's Kloster geschafft. Und wenn ich so in meinem alten Lehnsessel mitten in der Wohnstube sitze und das alte Fayence-Geschirr auf dem Gestell über der Thüre im Wiederschein des Herdfeuers blinken sehe; wenn die Großmutter und die Küchlein um mich herum laufen; wenn mein alter Hund, die Schnauze zwischen den Pfoten, vor dem Kamin ausgestreckt liegt und mich stundenlang ansieht: wenn ich durchs Fenster

meine weißen Apfelbäume und den alten Bienenstand erblicke, wenn ich höre, wie im Hof die Knechte singen und mit den Mägden lachen; die Pflüge ausfahren, die Heuwagen heimkommen, die Peitschen knallen und die Pferde wiehern — wenn ich so in Gedanken dasitze und mir dann die elende Hütte vorstelle, in der meine Eltern, meine Brüder und Schwestern im Jahr 1780 hausten: die vier nackten halbverfallenen Wände, die Fensterluken mit Stroh verstopft, das Strohdach vom Regen, Schnee und Wind eingedrückt; diese finstere, wurmstichige Höhle, wo wir im Rauch erstickten oder vor Kälte und Hunger zitterten; wenn ich an die braven Leute denke, an den guten Vater und die tapfere Mutter, die Tag und Nacht arbeiteten, um uns ein paar Bohnen zum Essen geben zu können, wenn ich sie sehe, mit Lumpen bedeckt, elend und traurig ..... dann schaudert mich's ordentlich, und wenn ich allein bin, laß ich das Haupt sinken und weine.

Meine Wuth über diejenigen, welche uns all' das ausstehen ließen, um uns bis auf den letzten Heller auszuziehen, wird nie erlöschen; meine 85 Jahre ändern daran nichts, im Gegentheil, je älter ich werde, je mehr nimmt sie zu. Und da kommen Söhne des Volks, der Hans und der Kaspar, und schreiben in ihren Zeitungen, die Revolution habe alles verdorben, und wir seien vor 1789 viel rechtschaffener und viel glücklicher gewesen — die Hallunken! So oft mir eine solche Zeitung in die Hand kommt, zittere ich vor Wuth. Mein Michel hat gut sagen:

„Aber Großvater, wie magst du dich nur so ärgern? Diese Leute sind dafür bezahlt, das Volk zu betrügen und in der Dummheit zu erhalten; das ist ihr Beruf, damit verdienen die armen Teufel ihr Brod! .....“ Ich antworte ihm jedesmal:

„Nein! . . . . . Wir haben von 92 bis 99 Leute dem Dutzend nach erschossen, die tausendmal besser waren, als diese Bursche; das waren Adelige, Soldaten Condé's, die für ihre Sache fochten! Aber Vater, Mutter, Kinder, Vaterland verrathen, um seinen Bauch zu mästen, das ist über die Maßen!"

Wenn ich viel solche Schandblätter lesen müßte, ich bekäm' einen Schlag. Zum Glück schafft sie meine Frau beiseite, wenn zufällig einmal eine auf's Gut kommt. Sie sind wie die Pest und kommen überall hin, ungerufen. So habe ich mir denn vorgenommen, diese Geschichte zu schreiben — die Geschichte eines Bauern — um jenes Gift zu zerstören und den Leuten zu zeigen, was wir erduldet haben. Ich hab es schon lang im Sinn. Meine Frau hat alle unsere alten Briefe aufgehoben. Diese Arbeit wird mir viel Mühe machen, allein man darf sich keine Mühe verdrießen lassen, wenn man das Gute thun will; und dann ist es ein wahres Vergnügen, diejenigen zu ärgern, die uns ärgern; schon aus diesem Grund könnt ich Jahre lang mit der Brille auf der Nase an meinem Schreibtisch sitzen.

Es wird mich erheitern und wird mir wohl thun, wenn ich dran denke, daß wir das Gesindel fortgejagt haben. Ich kann mir Zeit lassen, bald wird mir das, bald jenes wieder einfallen, und ich werde alles in schönster Ordnung niederschreiben, denn Ordnung ist zu allen Dingen nütze.

Jetzt fang ich an.

Mir macht keiner weis, daß die Bauern vor der Revolution glücklich gewesen sind; ich hab die gute Zeit, wie sie's heißen, erlebt, ich hab unsere alten Dörfer gesehen: ich hab den Bannofen gesehen, wo man des Jahrs einmal Brodkuchen buck, und die Bannkelter, wo man nur in der Frohne für den Schloßherrn oder die Abtei hinging; ich habe das gemeine

Volk gesehen, hager und mager, Sommers und Winters in leinenen Kitteln und Hosen, die Weiber so sonnverbrannt, so schmutzig und verlumpt, daß man sie für thierische Wesen halten konnte, und die Kinder, die sich fast nackt, nur einen Lappen um die Lenden, vor den Thüren wälzten. Konnten sich doch die gnädigen Herren selber nicht enthalten, in ihren Büchern zu schreiben: „die armen Thiere, die, zur Erde gebeugt, bei Regen und Sonnenschein das Brod für Jedermann gewinnen, verdienten doch auch, ein wenig davon zu essen." Das schrieben sie in einer guten Stunde, und nachher dachten sie nicht mehr daran.

Dergleichen vergißt sich nie: so war's in Mittelbronn, in Hültenhausen, in unserem Ort „Die Baracken" genannt, so im ganzen Land! Und die alten Leute sprachen von noch schlimmeren Zeiten; sie sprachen von dem großen Krieg der Schweden, Franzosen und Lothringer, wo man die Bauern büschelweise an allen Bäumen aufhängte; sie sprachen von der großen Pest, die später kam, um die Welt vollends zu Grund zu richten, so daß man Stunden weit gehen konnte, ohne einer Seele zu begegnen; sie hoben die Hände zum Himmel und riefen: „Herr Gott, bewahre uns vor Pest, Krieg und Hungersnoth!" Aber Hungersnoth hatte man jedes Jahr. Wie sollte man's anfangen mit 16 Domcapiteln, 28 Abteien, 36 Prioreien, 47 Mönchs- und 19 Nonnenklöstern in einem einzigen Kirchsprengel und mit so und so viel Herrschaften, um Bohnen, Erbsen und Linsen genug für den Winter einzuheimsen? Man baute noch keine Kartoffeln und die Aermsten hatten nichts als Hülsenfrüchte. Wie konnten sie sich da mit dem Nöthigen versorgen?

Kein Taglöhner brachte das fertig.

Neben dem Pflügen, Säen, Jäten, Mähen, Heuen, Einführen, und im Weinland noch dem Lesen, in der Frohn,

was konnte man neben dieser Masse von Zwangsarbeit — wo die beste Zeit mit den Ernten für den gnädigen Herrn oder die Abtei verging — was konnte man für sich und seine Kinder thun? Nichts!

So zogen denn auch, wenn's dem Winter zuging und das Geschäft aufhörte, drei Viertel des Dorfs auf den Bettel.

Die Kapuziner von Pfalzburg erhoben Einsprache: sie schrieen im Land herum, wenn ihnen Jedermann in's Handwerk pfusche, so werden sie das Land verlassen und das wäre ein großer Verlust für die Religion. Darauf hin verboten der Herr Vogt Schneider und der Gouverneur der Stadt, der Marquis Talaru, das Betteln; die berittenen Gensdarmen und sogar ganze Abtheilungen der Regimenter Rouergue, Schönau und la Fare kamen den Kapuzinern von Zeit zu Zeit zu Hilfe. Man riskirte auf die Galeeren zu kommen, aber man mußte doch leben: so zog man trotz alledem bandenweise aus, um seine Lebsucht zu gewinnen.

Ach! die Noth ist's, die den Menschen herabwürdigt. Die Noth und das schlechte Beispiel. Wenn man auf Weg und Steg Kapuziner, Franziskaner, Barfüßer, Schlingel von sechs Fuß Länge, die, stark wie die Stiere, einen Schubkarren voll Boden auf einmal ausschaufeln könnten — wenn man die jeden Tag mit ihren langen Bärten und haarigen Armen vorüber kommen und ohne Scham und Scheu die Hand ausstrecken und für zwei Pfennige Gesichter schneiden sah, wie konnte man da von den Armen verlangen, daß sie sich selber achten?

Leider ist's mit dem Betteln allein nicht gethan, wenn man Hunger hat und Brod kriegen will; die andern müssen auch welches haben und hergeben wollen; damals aber galt der Spruch: „Jeder für sich und Gott für alle!"

Gegen Ende des Winters verbreitete sich fast jedes Jahr

das Gerücht, daß eine Räuberbande, sei's im Elsaß oder in Lothringen, die Fuhrwerke überfalle. Dann machten sich die Truppen auf den Weg und die Geschichte endigte mit einer großen Hängerei.

Nun denkt euch in jener Zeit einen armen Korbmacher mit Frau und sechs Kindern ohne einen Heller Geld, ohne einen Zoll Land, ohne eine Ziege, ohne eine Henne, kurz ohne irgend etwas zum leben, als seiner Hände Arbeit. Und keine Hoffnung weder für ihn noch für seine Kinder, jemals in eine bessere Lage zu kommen! weil es die Ordnung der Dinge so wollte, weil die einen als Adelige zur Welt kamen und alles haben sollten und die andern, die Niedriggeborenen, in alle Ewigkeit elend dahin leben sollten.

Nun stelle man sich diesen Zustand vor: Tage lang Nichts zu essen, Nachts im Winter ohne Feuer und ohne Decke, in beständiger Furcht vor dem Steuereinnehmer, dem Gensdarmen, dem Waldschützen, dem Presser! Und doch! trotz alle dem, wenn im Frühling die Sonne nach dem langen Winter wieder kam und in unsere arme Hütte drang, wenn sie die Spinneweben an den Balken, den kleinen Herd in der Ecke zur Linken und den Fuß der Leiter zur Rechten, wenn sie den Lehmboden unserer Hütte beschien, und die Wärme, die gute Wärme uns durchdrang, wenn die Grille wieder zirpte, die Bäume wieder ausschlugen, trotz alle dem fühlten wir uns dann glücklich zu leben und vor der Thüre hingestreckt — die nackten Füßchen in den Händen — zu lachen, zu pfeifen, an den Himmel hinauf zu sehen und uns im Staub zu wälzen.

Und wenn wir den Vater mit einer Tracht grünen Ginster oder Birkenreis und dem Beil auf der Achsel, die Haare im Gesicht, aus dem Wald herauskommen sahen und er vergnügt lächelte, sobald er uns entdeckte, wie rannten wir ihm da

entgegen! Dann setzte er einen Augenblick sein Bündel ab und küßte die Jüngsten; sein gutmüthiges Gesicht, seine blauen Augen, seine vorn etwas gespaltene Nase, seine dicken Lippen verklärten sich, er sah ganz glücklich aus.

Wie gut er war! . . . wie lieb er uns hatte! . . . Und die Mutter, die arme Frau! Mit vierzig Jahren schon grau und runzelig, und dennoch unermüdlich, immer auf dem Feld, für Andere den Boden zu hacken, Abends immer beschäftigt, für Andere Hanf und Flachs zu spinnen, um ihre Jungen füttern und die Steuern, die Abgaben und Schuldigkeiten aller Art bezahlen zu können. Welcher Muth, aber auch welches Elend, immer zu arbeiten ohne eine andere Hoffnung, als auf den Lohn im ewigen Leben!

Und das war noch nicht Alles! Die armen Leute hatten noch ein anderes Leiden, das schlimmste von allen Leiden des Bauern: sie hatten Schulden!

Ich erinnere mich, daß ich noch als ganz kleines Kind den Vater, wenn er aus der Stadt heimkam, wo er einige Körbe oder ein paar Dutzend Besen verkauft hatte, sagen hörte:

„Da ist das Salz, da der Reis, da sind die Bohnen, aber ich habe keinen Heller mehr. O weh, o weh! ich hatte immer gehofft, daß mir ein paar Sous für Herrn Robin übrig bleiben würden!“

Dieser Robin war der reichste Spitzbube in Mittelbronn, ein vierschrötiger Kerl mit langem graulichem Bart, dicker Nase, gelblicher Gesichtsfarbe, runden Augen, und trug eine unterm Kinn gebundene Fischottermütze auf dem Kopf und eine Art von Sack auf dem Rücken, der wie eine Jacke aussah. Er ging zu Fuß, hatte leinene Gamaschen an bis an's Knie, einen großen Korb am Arm und einen großen Wolfshund hinter sich. Dieser Mann durchzog das Land, um seine Zinsen einzukassiren,

denn er hatte bei Jedermann Geld ausstehen, drei Franken, sechs Franken, einen Louisd'or, zwei Louisd'or. Er ging ohne Weiteres in die Häuser und wenn das Geld nicht bereit war, steckte er einstweilen ein, was er fand: ein halbes Dutzend Eier, einen Vierling Butter, ein Fläschchen Kirschwasser, Käse, kurz was gerade da war. Dafür hatte er Geduld. Man ließ sich lieber ausplündern, als vom Gerichtsboten heimsuchen.

Wie viele Unglückliche sind heute noch die Opfer solcher Räuber! wie viele schaffen sich ab für eine elende Schuld und reiben sich auf, ohne je hinauszusehen.

Bei uns war für Robin nichts zu holen; er klopfte nur an's Fenster und rief:

„Jean-Pierre?“

Sofort sprang mein Vater zitternd hinaus und fragte, das Käppchen in der Hand:

„Herr Robin?“

„So, da bist du ... ich habe zwei Frohnden zu leisten, auf der Straße nach Herange oder nach Bixheim; du kommst?“

„Ja, Herr Robin, ja!“

„Morgen, sicher?“

„Ja, Herr Robin.“

Und damit ging er seines Wegs. Mein Vater kam ganz bleich zurück, setzte sich hinter den Herd und fuhr fort zu flechten, ohne ein Wort zu sagen, mit gesenktem Haupt und zusammengepreßten Lippen. Am nächsten Morgen machte er sich unfehlbar auf, die Frohnarbeit für Herrn Robin zu verrichten, und meine Mutter rief:

„Ach die Ziege! die verfluchte Ziege! ... Wir haben sie schon mehr als zehn Mal bezahlt; sie ist krepirt ... aber sie wird uns noch alle zu Grunde richten! Welch' unglücklicher Gedanke, die alte Geiß zu kaufen! Verwünscht! verwünscht! ....“

Dabei schlug sie die Hände über'm Kopf zusammen und war ganz außer sich.

Der Vater mit der Hacke auf der Schulter, war schon weit fort. Aber an diesem Tage brachte der arme Mann Nichts mit nach Hause; er hatte seinen Zins für einen oder zwei Monate bezahlt. Er hatte jedoch nicht lange Ruhe; kaum, daß man wieder zu Athem gekommen war, klopfte eines schönen Morgens Herr Robin wieder an's Fenster.

Man spricht manchmal von Krankheiten, die Einem das Herz abnagen und das Blut aufsaugen; hier ist eine solche Krankheit der Armen. Das sind die Wucherer, Leute, die sich noch dazu den Anschein geben, Einem helfen zu wollen und die von Einem leben, bis man unter dem Boden ist. Und dann versuchen sie noch, sich an die Wittwe und die Kinder zu halten.

Was meine Eltern durch diesen Robin ausgestanden haben, ist nicht zu sagen; sie schliefen nicht mehr, sie hatten keine ruhige Minute mehr, sie alterten vor Kummer, und ihr einziger Trost war der Gedanke, daß wenn einer von uns Söhnen sich vom Militär freiloose, sie ihn als Einsteher verkaufen und ihre Schuld bezahlen könnten.

Wir waren vier Buben und zwei Mädchen: Nicolaus, Lisbeth, ich, Claudius, Mathurine und der kleine Stephan, ein armes, mißgestaltetes, bleiches und schwächliches Kind, das die Bewohner von den Baracken die „kleine Ente" hießen, weil er im Gehen auf seinen verkrüppelten Beinchen hin und her wackelte. Wir andern waren alle gesund.

Wenn die Mutter uns drei, Nicolaus, Claudius und mich, anschaute, sagte sie oft zum Vater: „Laß dir's nicht so zu Herzen gehen, Hans Peter; von dreien wird sich doch gewiß Einer freiziehen. Aber dann gnade Gott dem Robin! So wie er bezahlt ist, schlage ich ihm mit dem Beil den Schädel ein!"

Wie groß muß das Elend sein, wenn es Einen auf solche Gedanken bringt! Der Vater antwortete nichts, und wir fanden es ganz natürlich, daß die Eltern uns verkaufen wollten; wir glaubten, den Eltern zu gehören, wie eine Art Vieh. Noth und Elend lassen einen nicht dazu kommen, die Dinge anzusehen, wie sie sind; mit Ausnahme des Adels und der wohlhabenden Bürger betrachteten alle Familienväter ihre Kinder als ihr Eigenthum; das ist's, was man heutzutag so schön findet, und deshalb sagt man auch, daß die Achtung vor Vater und Mutter früher größer gewesen sei.

Glücklicherweise hatte unser Vater ein viel zu gutes Herz, um uns ausnützen zu wollen, und oft weinte der arme Mann, wenn er uns Winters mitten in der großen Noth gleich Anderen auf den Bettel schicken mußte. Den kleinen Etienne wollte er im Schnee nie aus dem Hause lassen. Ich selber ging auch nicht lange betteln; kaum erinnere ich mich, zwei oder drei Mal auf die Straße nach Mittelbronn und nach Vierwinden hinausgegangen zu sein, und zwar wie ich noch sehr jung war, denn vom achten Jahre an hatte mich mein Pathe, der Gastwirth und Hufschmied Hans Leroux am andern Ende des Dorfes, zum Vieh hüten angenommen, und ich kam nur noch des Abends zum Schlafen heim in unsere Hütte.

Das ist lange her, und dennoch steht mir das Gasthaus „Zu den drei Tauben" oben auf der Anhöhe mit seinem Schild immer vor Augen; ich sehe Pfalzburg vor mir am Ende der Straße, wie grau in Grau auf den Himmel gemalt; vor dem Gasthaus die kleine schwarze Schmiede, und dahinter am Abhang des Hügels den Obstgarten, in welchem sich eine mächtige Eiche und eine lebendige Quelle befand. Das Wasser der Quelle lief schäumend über schwere, zusammengelegte Steine weg und über den dichten Rasen hin, und die Eiche breitete ihren Schatten

darüber aus. Rings um diese Eiche hatten die Soldaten des Regiments Boccart im Jahr 1778 auf Befehl des Majors Bachmann eine Bank mit Epheu- und Gaisblattlauben angebracht, und seitdem besuchten die Offiziere aller Regimenter diesen Platz und belustigten sich da im sogenannten Tivoli. Die Frauen und Töchter der Gerichtsschöffen und Räthe wollten des Sonntags alle von der Tivoliquelle trinken und unter der Eiche tanzen.

Da war es, wo der Chevalier d'Ozé, vom Regiment de Brie, einmal seine mit Wasser gefüllte Flasche emporhob und auf dem Rand der Quelle stehend mit verzückten Blicken eine lateinische Rede hielt. Die Damen in ihren schönen großblumigen Roben, kleinen seidenen Schuhen mit Stahlschnallen und in runden Hüten, die mit Mohnblumen, Ackerschnallen und Maßliebchen ganz bedeckt waren, saßen im Grase rings herum, hörten zu und wälzten sich fast vor Vergnügen, obschon sie kein Wort verstanden. Und als jetzt der Quartiermeister Venier auf einer ganz kleinen Geige ein Menuett aufzuspielen begann und sich dabei in den Hüften wiegte, da erhoben sich die Herren Ritter von Signeville, von Saint-Féral, von Contreglise und wie die Zieraffen alle hießen, drückten ihren kleinen Dreispitz auf's Ohr, streckten mit Grazie den linken Fuß vor und reichten den Damen die Hand, die sich beeilten, ihre bauschigen Röcke glatt zu streichen und ihre Plätze einzunehmen.

Dann tanzte man, gravitätisch und mit großer Feierlichkeit. Die Bedienten, lauter alte Soldaten, gingen hinauf ins Gasthaus und holten Körbe voll Wein, Pasteten und Backwerk, die man per Esel aus der Stadt mitgebracht hatte.

Die armen Leute von den Baracken standen auf der staubigen Straße und schauten durch den Gartenzaun der schönen Welt zu, namentlich als die Pfropfen flogen und die Pasteten

angeschnitten wurden. Jedes wünschte an ihrer Stelle zu sein, nur ein Viertelstündchen lang.

Bei einbrechender Dunkelheit gaben die Herren Offiziere den Damen den Arm und die edle Gesellschaft kehrte langsam nach Pfalzburg zurück.

Bis zum Jahr 91 haben sich viele Regimenter im Besuch von Meister Johanns Tivoli abgelöst: das von Castella, Rouergue, Schönau, la Fare und Royal Auvergne. Auch die Herren Sindici, Schöffen und Räthe kamen dort hin, in ihren großen, wohlgepuderten Perrücken und ihren weiten, schwarzen, am Kragen ganz mehlweißen Gewändern. Das war ein lustiges Leben . . . Und jetzt bin ich von Allen, die dort tanzten oder zusahen, wahrscheinlich der Einzige, der übrig geblieben ist; wenn ich nicht von ihnen spräche, so würde man an sie gerade so viel denken, wie an die Blätter vom Herbst 1778.

Nachdem ich einmal bei meinem Pathen war, ging mir's nicht mehr schlecht; ich bekam jedes Jahr ein paar neue Schuhe und die Kost. Wie mancher andere wäre froh gewesen, wenn er das gehabt hätte! Das wußte ich recht gut und verabsäumte daher nichts, um Meister Hans, Frau Katharine, das ganze Haus, bis hinunter auf den Gesellen Valentin und die Magd Nicola, zufrieden zu stellen. Ich stand mit Jedermann gut. Wenn man mich rief, sei's um den Blasebalg zu ziehen, sei's um auf den Heuboden zu klettern und Futter für's Vieh zu holen, so lief ich was ich konnte; selbst mit der Hauskatze mochte ich's nicht verderben, denn es ist ein Unterschied, ob man unten an einem guten Tisch vor einer guten Mehlsuppe und Sonntags vor einer Schüssel Kraut mit Speck sitzt und gutes Waizenbrod essen kann, so viel man will, oder ob man die Nase in einen Hafen Bohnen mit ein bischen Salz steckt, die sich die Mutter abgedarbt hat, und dabei die Bissen im Munde zählen muß.

Wo es Einem gut geht, da soll man suchen zu bleiben. Auch war ich jeden Morgen, Sommers um vier, Winters um fünf, wenn noch Alles im Gasthaus schlief und das Vieh im Stall wiederkäute, schon vor der Thür, an der ich zweimal leise klopfte. Die Magd war gleich munter, stand auf und öffnete mir im Finstern. Ich ging in die Küche, durchstöberte die Asche, um noch eine glühende Kohle zu finden, und zündete meine Laterne an. Dann, während Nicola die Kühe melkte, lief ich auf den Speicher und holte Haber und Heu, um die Pferde der Fuhrleute und Kornhändler zu füttern, die gewöhnlich in der Nacht vor einem Markt im Gasthaus logirten. Wenn sie dann herunterkamen und nachsahen, fanden sie Alles in Ordnung; dann half ich ihnen noch, ihre Wagen aus dem Schuppen ziehen und anspannen. Und wenn sie dann fortfuhren und schrieen: „Hü Fuchs, hü Räpple!", nahm ich meine Zipfelkappe ab und wünschte ihnen einen guten Tag.

Die groben Fuhrleute und Kornhändler erwiderten zwar nicht einmal meinen Gruß, aber sie waren zufrieden und hatten nichts über die Bedienung zu klagen: das war die Hauptsache!

Nicola aber gab mir, sobald sie wieder in die Küche kam, einen Napf saure Milch, die ich mir schmecken ließ. Und wenn ich auf die Weide ging, gab sie mir noch ein tüchtiges Stück Brod, zwei oder drei schöne Zwiebeln, manchmal ein hartes Ei oder auch ein wenig Butter mit; das steckte ich Alles in meinen Sack, hängte die Koppel um und ging, mit der Peitsche knallend, wieder in den Stall.

Die Kühe kamen eine nach der andern an mir vorüber, ich streichelte sie, und in langer Reihe zogen sie hinab in's Felsenthal; ich seelenvergnügt hintendrein.

Die Pfalzburger, die in's Zornthal hinab baden gehen,

kennen diese weithin aufgethürmten Felsenmassen, mit dem spärlichen Haidekraut, das aus den Spalten herauswächst, und dem schmalen, mit Brunnenkresse bedeckten Wasserstreifen unten, der austrocknet, sobald die weißen Schmetterlinge im Juni kommen.

Da ging ich hin, denn wir hatten das Koppelweidrecht auf dem Grund und Boden der Stadt. Ende August, wenn die Bäume nicht mehr im Saft standen und die frischen Schößlinge verholzt waren, so daß das Vieh nichts mehr abfressen konnte, gingen wir in den Wald. Bis dahin war man den ganzen Tag in der Sonne.

Der Gemeindehirt von Pfalzburg trieb nur Schweine dahin, die während der Mittagshitze Löcher in den Sand wühlten und sich neben einander eingruben, wie die Hühner auf dem Mist. Sie schliefen, mit den großen rosenrothen Ohren über den Augen, daß man über sie hätte hinsteigen können, ohne daß sie sich gerührt hätten.

Aber unsere Ziegen, ich meine die, die nach den Baracken gehörten, kletterten hinauf bis in die Wolken; man mußte laufen, pfeifen, die Hunde hetzen, und die verdammten Bestien stiegen nur um so höher hinauf, je mehr man schrie.

Die Hirtenjungen aus den andern Dörfern kamen auch, der eine mit seiner alten blinden Mähre, der andere mit seiner schäbigen Kuh, die meisten mit Nichts, nur um mit der Peitsche zu knallen, zu pfeifen, hauptsächlich aber um auf den Feldern rechts und links Rüben und Karotten herauszuziehen. Wenn der Feldschütz sie erwischte, so führte er sie mit einem Nesselkranz um den Hals in die Stadt, aber daraus machten sie sich nichts! Das Einzige wovor sie Respect hatten, war, daß sie beim zweiten oder dritten Male, je nach dem Alter, an einem Markttage auf öffentlichem Platz ausgepeitscht wurden.

Der Büttel schlug ihnen mit seinem Ochsenziemer die Haut vom Leib, und wenn man sie noch einmal erwischte, wurden sie eingesteckt.

Wie oft, wenn ich reiche Leute über die Revolution schimpfen hörte, habe ich mich erinnert, daß ihre Großmutter oder ihr Großvater in der guten alten Zeit auch so „geraspelt“ worden war, und ich mußte wohl oder übel lachen. Es geht sonderbar zu in der Welt!

Aber trotz alle dem thut es auch mir ahnd nach jener Zeit, denn ich war jung und der Himmel war doch schön.

Auch mein großer Bruder Nicolaus und die andern, Claudius, Lisbeth und Mathurine kamen manchmal heraus. Sie plünderten meinen Sack, ich weinte, und wir zankten uns. Hätten sie mir aber Alles abgenommen, so wäre Meister Hans Abends in unsere Hütte gekommen; das wußten sie und ließen mir immer mein gutes Theil übrig, wobei sie mich ihren „Domherrn“ nannten.

Auch vertheidigte mich unser großer Nicolaus. Alle Dörfer — Hültenhausen, Lützelburg, Vierwinden, Mittelbronn und die Baracken — bekämpften sich damals gegenseitig mit Steinen und Stöcken; unser großer Nicolaus aber, mit einem Dreispitz-Fetzen auf dem Kopf, seinen alten zerrissenen Soldatenfrack bis auf die Schenkel zugeknöpft, seinen großen Prügel in der Faust und barfuß, marschirte an der Spitze der „Baracker“, wie ein Indianer-Häuptling und schrie so laut: „Vorwärts!“ daß man es bis oben in Dann hörte.

Ich konnte nicht umhin, ihn lieb zu haben, denn jeden Augenblick schrie er:

„Wehe dem, der dem Michel was zu leide thut!“

Nur nahm er mir meine Zwiebeln und das verdroß mich.

Man machte sich auch den Spaß, die Kühe aufeinander

zu hetzen; und wenn sie sich dann Horn an Horn lendenlahm stießen, so sagte Nicolaus lachend:

„Die große Rothe wirft die andere! ..... Nein, jetzt greift die andere sie von unten an ... Drauf! ... drauf! ...“

Mehr als einmal verrenkten sie sich die Glieder, oder ließen sie ein Horn auf dem Schlachtfeld zurück.

Gegen Abend setzte man sich mit dem Rücken gegen einen Felsen im Schatten nieder; man sah die Nacht herankommen, man hörte das Summen in der Luft und weit drunten im Bach die Frösche ihr Lied anstimmen.

Dann schickte man sich zum Heimgehen an. Nicolaus tutete, das Echo antwortete von allen Felsen; das Vieh sammelte sich und zog in einer Staubwolke der Reih nach wieder hinauf nach den Baracken. Ich brachte unsere Kühe in den Stall, füllte die Raufen und aß mit Meister Hans, Frau Katharine und Nicola zu Nacht. Im Sommer, wenn in der Schmiede noch gearbeitet wurde, zog ich den Blasebalg bis um zehn Uhr; dann ging ich heim in die Hütte meines Vaters ganz am Ende des Dorfes und legte mich schlafen.

III.

So verstrichen die beiden ersten Jahre; meine Geschwister fuhren fort zu betteln, und ich gab mir alle erdenkliche Mühe, meinen Pathen zufrieden zu stellen. Mit zehn Jahren beschäftigte mich schon der Gedanke, ein Gewerbe zu erlernen und mir mein Brod zu verdienen; Meister Hans bemerkte es und behielt mich in der Schmiede, so oft es irgend anging.

Jedes Mal, wenn ich daran denke, ist mir's, als hörte ich meinen Pathen rufen: „Nur Muth Michel, nur Muth!“

Er war ein großer breitschulteriger Mann mit starkem rothem Backenbart, einem dicken Zopf über den Rücken und

einem so dichten und langen Schnurrbart, daß er ihn über's Ohr hinaus ziehen konnte. Damals trugen die Hufschmiede bei den Husaren solche Backenbärte und den Zopf hinten auch so perrückenartig gebunden und ich glaube, mein Pathe wollte ihnen gleichen. Er hatte große graue Augen, eine fleischige Nase, volle Backen und lachte ganz gehörig, wenn er anfing. Sein Lederschurz ging ihm wie ein Trühltuch bis unter das Kinn, und seine dicken Arme trug er in der Schmiede im härtesten Winter ganz bloß.

Jeden Augenblick stritt er sich mit seinem Gesellen Valentin herum, einem hochaufgeschossenen hageren Bengel, der Alles hienieden schön fand — Adel, Mönche, Zunftmeister, Alles! —

„Aber, du Esel," schrie ihn der Pathe an, „wenn es solches Zeug nicht gäbe, so wärest du schon längst Schmiedemeister, so gut wie ich, hättest dir was verdient und könntest gemüthlich leben".

„Das ist eins", antwortete Valentin, „glauben Sie, was Sie wollen; ich halte es mit unserer heiligen Religion, mit dem Adel und dem König. Das ist die von Gott eingesetzte Ordnung!"

Dann zuckte Meister Hans unwillig die Achseln und sagte:

„Nun, wenn du Alles gut findest, so hab ich nichts dagegen. Vorwärts!"

Und damit fingen sie wieder an zu hämmern.

Ich habe nie einen braveren Menschen gesehen als diesen Valentin, aber er hatte einen Kopf wie ein Zuckerhut und Verstand so viel wie eine Gans. Dafür konnte er nichts und man durfte ihm deshalb nicht gram sein.

Frau Kathrine dachte wie ihr Mann, und die Nicola wie Frau Kathrine. Alles ging ganz gut in der Wirthschaft. Meister Hans legte jedes Jahr zurück, und wenn die Frohnd-

Abgaben- und Steuereinschätzer für die Baracken ernannt wurden, war er immer auf der Liste, mit dem Holzhändler Cochart und dem langen Wagner Letumier, welche auch ihre drei- bis vierhundert Livres jährlich machten.

Man muß nämlich wissen, daß damals die Kutscher, Fuhrleute und Händler aus dem Elsaß, die zum Markte in die Stadt kamen, gewöhnlich den Weg über die Baracken einschlugen. Da die Landstraße von Zabern nach Pfalzburg sehr steil, in sehr schlechtem Zustande, ausgefahren, voller Kandel und sogar von Gießbächen durchschnitten war, so daß man Gefahr lief, umzuwerfen und in den Schlittenbach hinunterzustürzen; da man ferner fünf bis sechs Pferde Vorspann brauchte, um diese Steige hinaufzukommen, so zogen die Leute vor, den Weg durch's Zornthal zu machen, und fast alle kehrten im Hin- und Rückwege in den „Drei Tauben" ein.

Schmiede und Wirthschaft gingen gut zusammen; während ein Pferd beschlagen oder ein Fuhrwerk hergerichtet wurde, ging der Kutscher in die „Drei Tauben", sah durch's Fenster zu, was draußen vorging, aß ein Stück Brod und trank seinen Schoppen Wein dazu.

An Markttagen wimmelte es in der Gaststube von Leuten; schaarenweise kamen sie mit Kratten, Körben und Karren. Auf dem Rückwege hatten sie meist ein Gläschen zu viel im Kopf und scheuten sich nicht, von der Leber weg zu reden. — Die Klagen nahmen kein Ende; die Weiber zumal konnten gar nicht fertig werden; sie nannten die Gutsherren, die Vögte u. s. w. beim rechten Namen; sie erzählten von deren Schlechtigkeiten, und wenn die Ehemänner sie besänftigen wollten, so schalten sie dieselben Dummköpfe.

Die Elsäßer Handelsleute schimpften besonders über die Weggelder, welche sie um allen Nutzen brächten, denn man

mußte Zoll zahlen, wenn man vom Elsaß nach Lothringen hinein wollte. Die armen Juden, die man an jedem Thor, an jedem Schlagbaum brandschatzte — so und so viel für den Juden, so und so viel für den Esel! — wagten sich nicht zu beschweren, aber die anderen schonten Niemand.

Wenn sie sich dann gehörig ausgeschrieen hatten, stand einer nach dem andern auf und sagte:

„Ja, das ist wahr, man schnürt uns die Kehle zu .... die Abgaben mehren sich von Tag zu Tag; aber was kann man machen? Die Bauern sind Bauern, und die Herren sind Herren. So lange die Welt steht werden die Herren oben und wir unten sein. Darum, Gott befohlen! Frau Kathrine, was sind wir schuldig? ... Da ist das Geld ... Vorwärts!"

Und die ganze Gesellschaft machte sich auf den Weg. Eine Alte fing an, laut zu beten, um besser Schritt halten zu können, die Frauen respondirten und die Männer duselten gesenkten Hauptes hintendrein.

Ich habe seitdem oft gedacht, daß dieses Gemurmel von Frage und Antwort sie der Mühe des Nachdenkens überhob und eine Art Herzerleichterung für sie war. Der Gedanke, sich selbst zu helfen, sich von dem Salzfactor, vom Steuereinnehmer, vom Thorschreiber, von den Gutsherren, von den Klöstern, kurz von Allem, was sie bedrückte, frei zu machen, und den Zehnten, die Waarenzölle, den Zwanzigsten und sonstige Abgaben in ihre eigene Tasche zu stecken, wie sie es später thaten, dieser Gedanke kam ihnen noch nicht in den Sinn; sie verließen sich auf den lieben Gott.

Dieses ganze Getriebe, die lauten Klagen, das Gewimmel von Juden, Fuhrleuten und Bauern in der Wirthsstube an Meßtagen; ihr Streit über den Preis des Viehs, des Roggens, des Hafers, der Feldfrüchte aller Art, ihre Gesichter, wenn sie

einschlugen und eine Halbe Wein kommen ließen, um den Handel anzufeuchten, wie sich's gehörte — alles das lehrte mich Menschen und Dinge kennen. Man konnte für ein Kind keine bessere Schule wünschen; und wenn ich mir später Etwas verdient habe, so verdanke ich's dem, daß ich frühe schon den Werth des Viehs, der Früchte und der Güter kannte. Der alte Jude Schmuhl und der lange Mathias Fischer vom Haarberg haben mich's gelehrt, denn sie haben sich, weiß Gott! oft genug über den Preis der Lebensmittel gestritten.

Schon als ganz kleiner Bube, wenn ich in der Wirthschaft helfen und Krüge und Gläser für die Gäste holen mußte, merkte ich auf Alles, that ich Augen und Ohren auf, das könnt ihr mir glauben.

Lieber jedoch als alles andere war mir's, wenn ich zuhören durfte, wie Meister Hans nach dem Abendessen die Zeitung vorlas.

Heutzutage hält die kleinste Dorfschenke ihre Zeitung; der alte „Hinkende Bote“ von Silbermann, der am Kreuzstock hängt, thut's nicht mehr, jeder will wissen, was im Lande vorgeht, und zwei oder drei Mal in der Woche seinen „Unterrheinischen Courier“ oder den „Unparteiischen von der Mosel“ lesen; jeder würde sich schämen, wie ein Esel in den Tag hinein zu leben, ohne sich um das zu kümmern, was Alle angeht. Aber vor 89, wo das Volk in Nichts mit drein zu reden hatte und zu Nichts gut war, als so viel Steuern zu tragen, als der König ihm aufzuladen beliebte, da hatten die Leute kein Begehr etwas zu lesen; die meisten konnten nicht einmal das ABC — und dazu waren die Zeitungen sehr theuer! Selbst Meister Hans, obgleich ein wohlhabender Mann, hätte sich, bloß zu seiner Unterhaltung, eine solche Ausgabe nicht erlaubt.

Glücklicherweise brachte uns der kleine Colporteur Chauvel

jedes Mal, wenn er von seinen Wanderungen im Elsaß, in Lothringen und in der Pfalz heimkehrte, ein Paket Zeitungen mit.

Das ist wieder eine von den Figuren, die seit der Revolution verschwunden sind: die Hausirer mit Almanachen, Gebetbüchern, Rosenkränzen, Katechismen, ABC-Büchern u. s. w. Im ganzen Lande zogen sie umher, von Straßburg bis nach Metz, von Trier nach Nancy, Pont-à-Mousson, Toul, Verdun; auf allen Pfaden, im tiefsten Wald, vor den Meierhöfen, Klöstern, Abteien, am Eingange der Dörfer, überall begegnete man ihnen in ihren rauhhaarigen Jacken, ihren hohen Gamaschen mit beinernen Knöpfen, in schweren, mit glänzenden Nägeln beschlagenen Schuhen, gebückten Ganges, den Tragriemen über die Schulter und einen berghohen Weidenkorb auf dem Rücken. Sie verkauften Meßbücher; aber wie viele verbotene Bücher wurden auch durch sie eingeschmuggelt, Rousseau, Voltaire, Raynal, Helvetius!

Vater Chauvel war der geriebenste und verwegenste von all diesen Schmugglern in Elsaß und Lothringen. Es war ein kleiner, schwarzer Mann, sehnicht und kräftig gebaut, mit schmalen Lippen und gebogener Nase. Er sah aus, als wollt ihn sein Korb erdrücken, aber gleichwohl trug er ihn leicht und ohne Mühe. Im bloßen Vorübergehen drangen Einem seine kleinen schwarzen Augen bis auf den Grund der Seele; auf den ersten Blick wußte er, was Einer war, ob er etwas von ihm wollte, ob er zur Zollwache gehörte, ob er sich vor ihm hüten mußte oder ihm ein Buch anbieten durfte. Und das war nöthig, denn wenn er mit solcher Contrebande erwischt worden wäre, so durfte er sich auf die Galeeren gefaßt machen.

So oft Chauvel von der Reise zurückkehrte, sprach er zuerst bei uns ein, spät am Abend, wenn die Wirthschaft leer und im Dorf schon Alles still war. Dann kam er mit seiner

kleinen Margarethe, die ihn nie verließ, selbst auf der Reise nicht; und sobald man sie auf dem Hausflur am Gang erkannte, hieß es:

„Das ist Chauvel! Jetzt erfahren wir etwas Neues.“

Nicola öffnete die Thür und Chauvel trat mit seinem Kind an der Hand ins Zimmer.

Diese Erinnerung macht mich um fünf und siebenzig Jahre jünger; ich sehe Chauvel und die kleine Margarethe vor mir, wie er zum Gruße mit dem Kopfe nickte und sie, braun wie eine Heidelbeere, in ihrem blauen, fransenbesetzten leinenen Röckchen, mit ihren schwarzen, über die Schultern fallenden Haaren dastand.

Chauvel gab der Nicola den Pack Zeitungen, setzte sich hinter den Ofen, nahm seine Kleine auf den Schooß, und Meister Hans trat ganz vergnügt zu ihm und rief:

„Nun, Chauvel! nun, wie geht's? gute Geschäfte?“

„O ja, Meister Hans, es geht so .... man kauft ordentlich Bücher .... die Leute wollen etwas lernen. Es geht! es geht!“ ... antwortete das Männchen.

Margarethe wandte kein Auge von ihm, wenn er sprach; man sah, daß sie Alles verstand.

Sie waren Calvinisten, ächte Calvinisten von La Rochelle, die man erst von dort und später von Lixheim vertrieben hatte und die seit zehn oder zwölf Jahren in den Baracken wohnten. Sie konnten sonst nichts treiben. Ihr altes Häuschen war fast immer geschlossen; wenn sie von der Reise zurückkamen, öffneten sie es und ruhten sich fünf oder sechs Tage aus; dann zogen sie wieder fort und gingen ihrem Geschäft nach. Man betrachtete sie als Ketzer, als Wilde; trotzdem aber war der alte Chauvel allein gescheidter, als alle Kapuziner im Land zusammen.

Meister Hans hatte den Mann lieb; sie verstanden einander.

Nachdem er den Pack Zeitungen auf den Tisch gelegt und aufgemacht hatte, schaute er sie eine Weile an und sagte:

„Die kommt von Utrecht . . . . die von Cleve . . . . die von Amsterdam . . . . Wir werden sehen, wir werden schon sehen . . . . ach, das ist schön, das ist herrlich! Nicola, bringe mir meine Brille . . . dort, auf dem Simsen liegt sie.“

Hatte Meister Hans ein paar Minuten seiner Freude auf diese Weise Luft gemacht, so fing er an, vorzulesen, und ich wagte in meiner Ecke kaum mehr zu athmen. Ich vergaß Alles um mich herum, selbst die Gefahr, der ich mich aussetzte, so spät im Winter in unsere Hütte zurückzukehren, wenn das Dorf tief eingeschneit war, und die Wölfe schaarenweise über den zugefrorenen Rhein herüberkamen.

Ich hätte gleich nach dem Nachtessen heimgehen sollen, mein Vater erwartete mich; ich war aber ganz versessen darauf, die neuesten Nachrichten vom Großtürken, von Amerika, von allen Ländern der Welt zu hören, und so blieb ich bis nach zehn Uhr. Heute noch glaube ich in meiner Ecke links von der alten Wanduhr zu sitzen; der Nußbaumschrank und die Thüre in Meister Hans' Schlafkammer rechts und der große Wirthstisch mir gegenüber an den kleinen dunkeln Fenstern. Meister Hans liest vor; Frau Kathrine, eine kleine Frau mit rosigen Backen, die Ohren mit einem weißen Spitzentuch bedeckt, hört zu und spinnt; ebenso Nicola mit ihrer Bauschhaube auf dem Kopf. Die arme Nicola war fuchsroth, hatte tausende von Sommersprossen im Gesicht und weiße Augenwimpern. Ja, Alles, Alles steht noch deutlich vor mir! Die Räder schnurren, die alte Uhr geht ihren Gang, von Zeit zu Zeit knarrt sie, die Gewichte senken sich, die Stunde schlägt und das

Tic=tac macht ruhig weiter. Meister Hans, mit seinen rothen Ohren und seinem Struwel=Bart, sitzt im Lehnstuhl, die stählerne Brille auf der Nase — wie ich jetzt — und hat auf Nichts Acht als auf seine Zeitung. Manchmal wendet er sich zur Seite, blickt unter der Brille vor und sagt:

„Ah! ha! da kommen Nachrichten aus Amerika, der General Washington hat die Engländer geschlagen. Seht Ihr wohl, Chauvel?“

„Ja, Meister Hans,“ antwortete der Hausirer, „die Amerikaner haben erst vor drei oder vier Jahren ihre Revolution angefangen; sie wollten nicht mehr die Masse Steuern zahlen, welche die Engländer Tag für Tag erhöhten, wie das anderwärts auch vorkommt, und jetzt geht's ihnen ganz gut!“

Dabei lächelte er einen Augenblick ohne den Mund zu verziehen, und Meister Hans las weiter.

Ein anderes Mal war die Rede von Friedrich II., dem alten Schlaukopf, der wieder auf einen Streich sann.

„Dieser Fuchs!“ polterte Meister Hans heraus, „ohne den Herrn von Soubise wäre er nicht, was er ist. Dieser große Esel hat uns Roßbach eingebrockt.“

„Ja wohl,“ erwiederte Chauvel, „und deßhalb hat ihm Se. Majestät fünfzehnmalhunderttausend Franks Pension ausgesetzt!“

Dann sahen sie sich stillschweigend an, bis Meister Hans langsam wiederholte:

„Fünfzehnmalhunderttausend Franks, diesem Dummkopf! Und um die Heerstraße von Zabern nach Pfalzburg wieder herzustellen, dafür hat man keinen Pfennig übrig. Tausende von Bauern müssen einen meilenweiten Umweg machen, um vom Elsaß nach Lothringen zu kommen; Brod, Wein, Fleisch, Alles wird dadurch vertheuert!“

„Ei, ei!“ sagte der Calvinist, „wohin? Das ist Politik und von der Politik versteht unsereins nichts! Wir können nur arbeiten und Geld zahlen. Das Ausgeben ist des Königs Sache.“

Wenn Meister Hans zu heftig wurde, stand Frau Kathrine rasch auf, und horchte hinaus auf den Gang. Da wurde Alles mäuschenstill, denn der Pathe verstand sehr wohl, was das heißen sollte. Man mußte vorsichtig sein, denn überall schlichen sich Spione herum und wenn diese gehört hätten, was wir über Prinzen, gnädige Herren und Pfaffen sagten, so hätten wir unsere Wunder erfahren!

Chauvel und sein Töchterchen gingen bei guter Zeit nach Hause; ich blieb immer bis zur letzten Minute, bis Meister Hans seine Zeitung wieder zusammenlegte; dann erst bemerkte er mich und rief mir zu:

„Ei Michel, was machst du noch da? du verstehst also auch etwas davon?“

Und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er fort:

„Mach, daß du heim kommst, morgen gibt es vor Tagesanbruch zu schaffen, es ist Markttag und das Feuer in der Schmiede muß bei Zeiten angemacht werden! Fort Michel, fort!“

Da fiel mir plötzlich ein, daß die Wölfe sich bis ins Dorf herabwagten und ich lief in die Küche, mir eine Kienfackel anzuzünden. Das kleine Gitterfenster auf den Hof hinaus war pechschwarz. Draußen heulte der Wind. Zitternd und bebend machte ich mich fertig und Nicola ließ mich hinaus.

Kaum war ich draußen in der finstern Nacht, und sah die weiße Straße, die sich mit ihren Geleisen zwischen den alten verschneiten Hütten den Berg hinanzog, hörte den Wind pfeifen und manchmal die Wölfe einander zuheulen, so fing

ich an zu laufen, aber so zu laufen, daß mir der Athem ausging. Die Haare standen mir zu Berge; wie ein Zicklein sprang ich über Schnee- und Misthaufen. Die alten Stoppeldächer, die mit Stroh verstopften, bereiften Fensterluken drunter, die niedrigen mit Querbalken verrammelten Thüren, Alles sah schrecklich aus in der grellen Beleuchtung meiner Fackel, die gleich einer Sternschnuppe durch die Todtenstille zog. Im Laufen aber sah ich hinten in den Gäßchen zur Rechten und zur Linken Schatten hin- und herschwanken, und das jagte mir einen solchen Schreck ein, daß ich an unserer Hütte angelangt, wie ein Besessener zur Thüre hineinstürzte.

Da saß mein armer Vater am Heerd in seinen alten, verflickten leinenen Hosen und rief mir entgegen:

„Aber Junge, wie spät du kommst! Alles schläft schon; gewiß sind wieder Zeitungen vorgelesen worden!"

„Ja, Vater, da hast du was!"

Ich drückte ihm das Stück Brod in die Hand, das mir der Meister Hans immer nach dem Nachtessen gab. Er nahm es und sagte:

„Nun geh schlafen, mein Kind; aber komm nicht wieder so spät heim, es gibt so viele Wölfe in der Umgegend!"

Ich legte mich neben meine Brüder in den laubgefüllten Kasten mit einer alten ganz zerrissenen Decke drüber.

Die Andern schliefen schon; sie hatten sich mit Betteln auf Dörfern und Straßen müde gelaufen. Ich lag noch lange wach und hörte die Windstöße vorbeijagen, manchmal auch ein dumpfes Geräusch, das die tiefe Stille unterbrach: es waren Wölfe, die einen Angriff auf einen Stall machten; acht bis zehn Fuß hoch sprangen sie gegen die Luken empor und stürzten wieder zurück in den Schnee; dann plötzlich vernahm man zwei oder drei entsetzliche Schreie: die ganze Heerde

kam die Straße heruntergesaust; sie hatten einen Hund erwischt und liefen zu den Felsen, um ihn dort zu fressen.

Ein ander Mal hörte ich sie vor unsrer Thüre keuchen und scharren; es überlief mich eiskalt. Der Vater stand auf, zündete auf dem Herd einen Strohwisch an und die heißhungrigen Bestien zogen weiter.

Es war mir immer, als seien die Winter damals länger und strenger gewesen. Der Schnee lag oft zwei, drei Fuß hoch und hielt bis zum April an. Das kam von den vielen Wäldern, die man seitdem ausgerodet hat, und von den zahllosen Teichen im Thal, welche die Klöster und die Gutsherren voller Wasser ließen, um sich die Mühe des jährlichen Bebauens und Erntens zu ersparen. Es war bequemer so. Aber diese Wassermassen, diese Wälder und Sümpfe hielten die Feuchtigkeit fest und erkälteten die Luft.

Jetzt, wo aller Grund und Boden vertheilt ist, bearbeitet und besäet wird, dringt die Sonne überall hin, der Frühling kommt bälder; wenigstens will es mir so scheinen. Mag der Grund übrigens sein, welcher er wolle, alle alten Leute stimmen darin überein, daß die Fröste sich viel früher einstellten und viel länger anhielten und daß die Wölfe alljährlich heerdenweise die Ställe überfielen und die Hofhunde aus den Meiereien herausholten.

IV.

Gegen das Ende einer dieser langen Winter, vierzehn Tage oder drei Wochen nach Ostern, trug sich etwas ganz Außerordentliches in den Baracken zu. Ich war an dem Tag gerade verschlafen, wie dies bei Kindern hie und da vorkommt, und lief, was ich konnte, nach den „drei Tauben“, aus Furcht von Nicola ausgezankt zu werden. Wir sollten den Fußboden

des Gastzimmers mit Laugenwasser aufwaschen, was immer im Frühling und sonst noch drei oder vier Mal des Jahres geschah.

Man konnte das Vieh noch nicht auf die Weide treiben, denn der Schnee hinter den Hecken fing erst zu schmelzen an; aber es war schon warm und die ganze Straße entlang öffnete man Thüren und Fenster der Häuser, um frische Luft hereinzulassen; man trieb die Kühe und Ziegen aus den Stallungen, um den Mist herauszuschaffen und die Ställe zu reinigen. Claudius Hervé reparirte seinen Pflug im Schuppen, Peter Vincent flickte an dem Sattel seines Gauls; die Zeit der Feldarbeiten war vor der Thüre, ein Jeder brachte sein Geschirr in Ordnung; und die Alten, mit ihrem kleinen Benjamin auf dem Arme, standen vor ihrer Hütte, um die frische Luft einzuathmen, die von den Bergen kam. Es war ein schöner Tag, einer der ersten im Jahr.

Wie ich dem Gasthaus näher komme, dessen untere Fenster offen standen, sehe ich Pater Benedict's Eselin an dem Thürring angebunden. Sein großer Blechkrug war auf dem Rücken des Thieres befestigt und seine beiden Weidenkörbe hingen zu beiden Seiten desselben herab.

Mein erster Gedanke war, Pater Benedict predigt bei uns, was er immer that, wenn viel Fremde in der Wirthschaft waren, denen er einige Heller abzunehmen hoffte. — Er war der Bettelbruder des Pfalzburger Klosters, ein alter Kapuziner, mit einem Bart — gelblich-braun und hart wie Seegras, einer feigenförmigen Nase, von blauen Aederchen durchzogen, mit platten Ohren, zurückgebogener Stirne und ganz kleinen Augen; an seiner groben, abgeschabten Kutte konnte man die Fäden zählen, die spitze Kaputze hing bis über den Rücken herab, und aus den alten, abgetragenen Schuhen guckten die schmutzigen Zehen hervor. Noch ehe man seine Klingel hörte, roch es schon nach Suppe und Wein.

Meister Hans konnte ihn nicht ausstehen, aber Frau Kathrine hob immer ein Stück Speck für ihn auf, und wenn der Pathe sich darüber aufhielt, gab sie ihm zur Antwort:

„Ich möchte mein Bänkchen im Himmel haben, so gut wie in der Kirche, und du wirst recht froh sein, wenn du dich im Himmelreich neben mich setzen kannst."

Dann lachte er und ließ es sein.

Ich trat also ins Haus. Da standen um den langen Tisch im Gastzimmer eine Masse Menschen; Leute aus den Baracken, elsäßische Fuhrleute, Nicola, Frau Kathrine und der Pater Benedict. Meister Hans stand in der Mitte, zeigte ihnen einen Sack voll dicker, grauer Schalen und erzählte ihnen, diese Schalen kämen aus Hannover; man ziehe aus ihnen ausgezeichnete Knollen, und zwar in so großer Menge, daß die Leute da, wo man sie pflanze, das ganze Jahr zu essen hätten. Er rieth ihnen, auch welche zu pflanzen, und prophezeite, man würde dann in den Baracken keine Hungersnoth mehr erleben und es würde ein wahrer Segen für uns Alle sein.

Meister Hans sagte das in schlichten Worten mit freudestrahlendem Gesicht; Chauvel, der mit seiner kleinen Margarethe hinter ihm stand, hörte zu.

Die andern nahmen von diesen Schalen in die Hand, besahen und berochen sie, legten sie wieder in den Sack und lachten vor sich hin, als wollten sie sagen:

„Hat man jemals Schalen pflanzen sehen? Dummheit!"

Einige stießen sich sogar von hinten mit den Ellenbogen, um sich über den Pathen lustig zu machen. Auf einmal drehte sich Pater Benedict, die Nase rümpfend und seine Igeläuglein höhnisch zukneifend, um und lachte aus vollem Halse, und die ganze Gesellschaft stimmte mit ein.

Unwillig sagte Meister Hans zu ihnen:

„Ihr lacht gerade wie die Narren, ohne zu wissen, warum. Schämt Ihr Euch nicht zu lachen und zu spötteln, wenn ich ernsthaft mit Euch rede?"

Sie aber lachten immer lauter, und der Kapuziner, der jetzt Chauvels ansichtig wurde, rief:

„Ah! Ha! das ist Schmuggelsamen! dachte ich's doch! . . . ."

In der That hatte uns Chauvel diese Schalen aus der Pfalz mitgebracht, wo die Leute schon seit einigen Jahren dieselben bauten; er konnte nicht Gutes genug davon sagen.

„Das kommt von einem Ketzer," schrie der Pater Benedict, „wie könnt Ihr denken, daß Christen das säen und daß der Herr seinen Segen dazu gibt?"

„Ihr werdet sehr froh sein, manchmal einen meiner Knollen unter der Nase hineinzustecken, wenn sie erst gekommen sind," schrie Meister Hans ganz zornig.

„Wenn sie gekommen sind!" wiederholte der Kapuziner mitleidig und mit gefalteten Händen, „wenn sie erst gekommen sind! . . . Glaubet mir, Ihr habt nicht genug Land für Euern Kohl, Eure Rüben, Eure Zwiebeln . . . Laßt diese Schalen, sie geben Nichts . . . Nichts! . . . das sag ich, der Pater Benedict."

„Ihr sagt viel, was ich nicht glaube," entgegnete Meister Hans, und schloß den Sack in seinen Schrank.

Aber bald besann er sich eines Besseren und gab der Frau Kathrine einen Wink, dem Kapuziner ein gehöriges Stück Brod zu verabreichen; denn das Lumpenpack kam überall hin, und konnte Einen recht verschreien und ernstlich schädigen!

Darauf entfernte sich der Kapuziner mit den Baracken; ich stand da, ganz empört über ihr Benehmen gegen meinen Pathen. Pater Benedict rief noch auf dem Hausgang:

„Ich will hoffen, Frau Kathrine, daß Sie was Andres säen als hannöversche Schalen; das ist sehr zu wünschen, denn

sonst kann ich in Zukunft hundertmal mit leerem Sack von hier abziehen. Gott im Himmel! ich will zum Herrn beten, daß er Sie erleuchte!"

Er näselte und dehnte diese Worte recht geflissentlich. Die Andern gingen lachend ihrer Wege. Meister Hans sah ihnen vom Fenster aus nach und sagte:

„Das ist der Dank, wenn man den Dummköpfen etwas Gutes erweisen will!"

Chauvel versetzte drauf:

„Die Leute sind nur zu bedauern. Man erhält sie in der Unwissenheit, damit sie ohne Murren für die Gutsherrschaft und die Mönche arbeiten; das ist nicht ihre Schuld, Meister Leroux, Ihr dürft ihnen darum nicht böse sein. Wenn ich nur ein Eckchen Feld besäße, würde ich diese Schalen pflanzen; wenn sie dann meine Ernte sähen, würden sie meinem Beispiel bald folgen; denn ich sag Ihnen nochmals, diese Pflanze trägt fünf= oder sechsmal mehr als irgend welches Getreide oder Gemüse. Ihre Knollen sind faustdick, schmecken vortrefflich, sind sehr gesund und sehr nahrhaft. Ich habe selbst welche gegessen: das Innere ist weiß, mehlig und schmeckt wie Kastanien. Man kann sie mit Butter oder im bloßen Wasser kochen, oder wie immer zubereiten, sie sind immer gut!"

„Ihr sollt schon sehen, Chauvel," versetzte Meister Hans, „sie wollen keine; desto besser, so behalte ich alle für mich. Anstatt, wie ich wollte, nur das Viertel meines eingezäunten Feldes damit zu bepflanzen, bepflanze ich das Ganze damit."

„Ihr werdet wohl daran thun," erwiederte Chauvel. „Diese Knollen gedeihen in jedem Boden, vorzüglich aber in Sandboden."

Darauf gingen sie hinaus und sprachen noch allerlei über den Gegenstand; dann kehrte Chauvel in sein Häuschen zurück.

Meister Hans begab sich in die Schmiede und Nicola und ich machten uns dran, Tische und Bänke über einander zu stellen und den Fußboden aufzuwaschen.

Diesen Streit zwischen Meister Hans und dem Kapuziner hab' ich nie vergessen, und das wird man sehr begreiflich finden, wenn ich sage, daß die dicken grauen Schalen, welche Chauvel mitgebracht, die erste Saat von Kartoffeln waren, die man bei uns sah, von jenen Kartoffeln, welche uns seit hundert Jahren vor der Hungersnoth bewahrt haben.

Wenn ich jetzt Sommers von meinem Fenster aus die ungeheure Diemeringer Ebene, so weit das Auge reicht, sich bis zum Waldsaum mit dicken grünen Büschen bedecken sehe, welche zusehends wachsen, Blüthen treiben und gewissermaßen die Erde selbst in menschliche Nahrung verwandeln, wenn ich im Herbst die Tausende von Säcken auf den Feldern stehen sehe und die Männer, Weiber und Kinder höre, welche dieselben unter fröhlichem Gesang auf ihre Karren laden; wenn ich mir vorstelle, wie gut es jetzt die Bauern bis in die kleinste Hütte hinab im Vergleich mit der Angst haben, die unsereins bis 89 alljährlich lange vor dem Monat Dezember überkam, weil die Hungersnoth vor der Thüre stand; wenn ich an diesen Unterschied denke, dann gellt mir wieder das Hohngelächter und der Spott jener Dummköpfe in den Ohren und unwillkürlich rufe ich aus:

„Ach Meister Hans, ach Chauvel, warum könnt ihr nicht während der Ernte nur auf eine Stunde ins Leben zurückkehren und euch das Treiben auf dem Felde mit ansehen, um zu erkennen, welche Wohlthat ihr der Menschheit erzeigt habt; das wäre schon der Mühe des Auferstehens werth! Und der Pater Benedict müßte auch mitkommen, um das Pfeifen und das Hohngelächter der Bauern zu vernehmen, wenn sie ihn mit seiner Eselin bettelnd durch die Straßen ziehen sähen."

Und wenn ich solchen Gedanken nachhänge, so ist es mir, als ob sie das höchste Wesen in seiner Gerechtigkeit wiederkommen lasse, als ob sie sich unter uns bewegten und ein Jeder so den Lohn für seine Weisheit oder seine Dummheit erhalte in alle Ewigkeit.

Wollte Gott, es wäre so; das wäre das wahre ewige Leben.

Jetzt wißt ihr, wie bei uns die ersten Saatkartoffeln aufgenommen wurden.

Meister Hans schien voller Zuversicht zu sein, aber es standen ihm noch manche Widerwärtigkeiten bevor. Damals trat die Dummheit der Menschen so recht zu Tage. Das Gerücht verbreitete sich, Hans Leroux hätte den Verstand verloren, er säe Rüben-Schelfen, um Karotten zu ziehen. Die Kornhändler und sonstigen Gäste sahen ihn verdächtig an und frugen ihn, wie es mit seiner Gesundheit stehe. Natürlich war er über diese Schändlichkeiten empört und sprach Abends mit Bitterkeit darüber, und seine Frau nahm sich's arg zu Herzen. Das hielt ihn aber nicht ab, das eingezäunte Feld hinter dem Wirthshaus umzuackern, es tüchtig zu düngen und die hannöverischen Schalen darauf zu pflanzen. Nicola half ihm, ich trug ihm den Sack.

Die Baracker und die Vorübergehenden lehnten sich über die niedere Mauer des Obstgartens, die sich der Straße entlang zog, sahen uns zu und winkten sich mit den Augen.

Eine Bemerkung zu machen hatte Niemand den Muth, denn man wußte recht wohl, daß wenn dem Meister Hans einmal die Geduld ausginge, er den bösen Mäulern die Antwort mit seinem Knüttel nicht schuldig bleiben würde.

Wenn ich erzählen wollte, wie viel Spott und Hohn wir bis zur Ernte auszustehen hatten, man würde mir kaum glauben; je beschränkter die Menschen sind, desto mehr Vergnügen macht

es ihnen, über diejenigen, welche Verstand beweisen, zu lachen, wenn sich Gelegenheit dazu bietet; und die Gelegenheit schien den Barackern sehr günstig zu sein. So oft nur von hannöverischen Knollen die Rede war, lachten die albernen Menschen laut auf.

Ich selbst mußte mich tagtäglich auf der Weide mit den Dorfbuben herumprügeln, denn kaum sahen sie mich das Thal herabkommen, so schrieen sie schon:

„Aha! der Hannoveraner kommt, der dem Meister Hans den Sack trägt.“

Dann machte ich von meiner Peitsche Gebrauch und sie schämten sich nicht, oft zu Zehn über mich herzufallen und mich unter dem Geschrei: „Fort mit hannöver'schen Knollen!“ tüchtig herzuhauen.

Unglücklicherweise war weder Nicolaus noch Claudius da. Nicolaus arbeitete in den Schlägen und mußte Bäume abästen und Claudius half dem Vater beim Korbflechten und Besenbinden, oder holte er drüben in Dreibrunnen Birkenreis und Weiden, mit Erlaubniß des cardinal-erzbischöflichen Försters Georg vom Schweizerhof bei St. Witt.

Unter diesen Umständen kriegte ich die ganze Ladung allein auf den Pelz, aber ich weinte nicht, ich war zu wüthend.

Man kann sich somit denken, daß ich's kaum erwarten konnte, die Saat aufgehen und unsere Feinde beschämt zu sehen, Morgens in aller Frühe bog ich mich über den Zaun des Feldes, um zu sehen, ob noch Nichts komme, und wenn ich dann Nichts sah, schlich ich mich traurig fort und schalt innerlich auf den Pater Benedict, daß er unser Feld verhext habe.

Vor der Revolution glaubten alle Bauern an Hexerei und dieser Glaube hat ehedem Tausende auf den Scheiterhaufen geschickt. Hätte ich können den Kapuziner verbrennen lassen,

so hätte er nicht lange zu warten brauchen, ich hatte eine grenzenlose Wuth auf ihn.

Die fortwährenden Kämpfe, heute mit den Lützelburger Buben, morgen mit denen aus Vierwinden oder den Baracken hatten mich zuletzt ganz stolz gemacht; ich setzte eine Ehre darein, unsere Knollen zu vertheidigen. Gleichwohl kam es mir nicht in den Sinn, mich damit groß zu machen; weder Meister Hans noch Valentin, noch Frau Kathrine wußten darum; aber mein Vater kam dahinter, als er eines Abends die langen rothen Striemen von den Peitschenhieben auf meinen Beinen bemerkte. Ganz verwundert rief der arme Mann aus:

„Wie, Michel, ich habe dich immer für so friedliebend gehalten, und jetzt machst du's grade wie der Nicolaus: du prügelst dich herum! Nimm dich in Acht mein Sohn, ein einziger Peitschenhieb kann dir das Auge kosten. Was soll dann aus uns werden, was soll aus uns werden?"

Er schüttelte sorgenvoll den Kopf und arbeitete weiter.

Sommers, bei Mondschein, arbeitete die ganze Familie vor der Hausthüre, um das Buchelöl zu sparen. Wenn man aus weiter Ferne die Stadtuhr zehn Uhr schlagen hörte, stand mein Vater auf und band den Ginster und die Weidenruthen zusammen. Dann schaute er einen Augenblick empor zum klaren Sternenhimmel und sagte:

„Herr, unser Gott, wie groß bist du! . . . . sei uns, deinen Kindern, gnädig!"

Man kann diese Worte nicht mit größerer Begeisterung und tieferem Gefühle sprechen, als mein Vater; man merkte, daß er empfand, was er sagte, und daß er mehr davon verstand, als unsere Mönche, die ihr Pater noster oder ihr Credo so hersagen, wie ich meine Prise nehme, ohne Etwas dabei zu denken.

Darauf gingen wir ins Haus, unser Tagewerk war zu Ende.

Das war im Mai und Juni. Gerste, Waizen und Hafer wuchsen zusehends; in Meister Hansens Gartenfeld kam noch Nichts zum Vorschein.

Mein Vater hatte schon mehrere Male mit mir über die hannöver'schen Knollen gesprochen, und ich erzählte ihm, wie viel Gutes uns diese Pflanze bringen könne. Er erwiederte:

„Wollte Gott, es wäre so, mein Kind, denn wir sind dessen sehr bedürftig; das Elend nimmt täglich zu. Die Auflagen sind unerschwinglich, und die Frohnden nehmen uns gar zu viel Arbeitszeit weg!“

Und die Mutter fügte hinzu:

„Wir können gar wohl eine Pflanze brauchen, die uns vom Elend erlöst: komme sie aus Hannover oder anders woher. So kann's nicht fortgehen.“

Sie hatte Recht! Leider zeigte sich noch kein Trieb in des Meisters Gartenfeld. Der Pathe fing an zu glauben, daß Pater Benedict nicht so Unrecht gehabt habe, zu lachen; er dachte bereits daran, das Feld umzugraben und Luzernklee einzusäen. Das war hart, denn man konnte sich vorstellen, wie sich die ganze Umgegend Jahre lang über ihn lustig machen würde. Man muß Erfolg haben, um das Lumpenpack zum Schweigen zu bringen. Deshalb haben so wenig Leute den Muth, etwas Neues anzufangen, deshalb bleiben wir immer im alten Geleise; die Furcht vor Dummköpfen und vor ihrem Spott und Hohngelächter hält manchen beherzten Mann von neuen Unternehmungen ab. Dem ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß wir in unserem landwirthschaftlichen Betrieb so zurückgeblieben sind.

Wir waren ganz außer uns.

Wenn Chauvel nicht auf seiner großen Lothringer Reise

gewesen wäre, so hätte ihn Frau Kathrine mit Vorwürfen überschüttet, denn ihm schob sie Alles in die Schuhe.

Eines Morgens zwischen vier und fünf Uhr, zu Anfang Juni, kam ich wie gewöhnlich die Straße herab, um Nicola zu wecken, die Thiere zu füttern und auf die Weide zu treiben. Die Nacht über war ein starker Thau gefallen, die Sonne ging warm und roth über Vierwinden auf. Wie ich an dem Gartenfeld vorbeigehe, schaue ich, bevor ich Nicola klopfe, über die Mauer und was seh' ich? Rechts und links überall kommen kleine Büschel grünlicher Blätter heraus; der Thau hatte die Erde erweicht, zu Tausenden drangen die Schoßen unserer Knollen hervor. Ich springe rasch ins Feld hinunter und überzeuge mich, daß es wirklich so ist, daß diese Sprossen keinen anderen in unserer Gegend gleichen. Ich laufe was ich kann ums Haus herum und klopfe an die Fensterladen der Kammer, wo Meister Hans und seine Frau schliefen, klopfe wie toll.

„Wer ist da?“ ruft Meister Hans.

„Machen Sie auf, Pathe!“

Er öffnete im Hemd.

„Pathe, die Knollen sind aufgegangen!“

Meister Hans war sehr bös, daß er im Schlaf gestört wurde; als er aber das hörte, strahlte sein dickes Gesicht.

„Sie sind aufgegangen?“

„Ja, Pathe, auf dem ganzen Felde, oben und unten. In einer einzigen Nacht sind sie gekommen.“

„Recht so, Michel,“ rief er und zog sich an, so schnell er konnte. „Ich komme gleich! — Kathrine, Kathrine, die Knollen sind aufgegangen! . . . .“

Seine Frau stand hurtig auf. Wie sie angekleidet waren, gingen wir zusammen hinunter ins Feld. Sie sahen, daß ich mich nicht getäuscht hatte; die Blättchen kamen massenhaft

heraus, es war ganz merkwürdig. Meister Hans sagte voller Verwunderung:

„Alles, was Chauvel vorhergesagt hat, trifft ein ..... der Kapuziner und die Andern werden schöne Gesichter machen! ha, ha, ha! das ist ein Glück! Aber jetzt muß man vor allen Dingen die jungen Schößlinge häufeln, das will ich selbst besorgen. Wir wollen uns Punkt für Punkt an Chauvel's Vorschriften halten. Der Mann ist voll Verstand und weiß mehr als wir, man muß seinem Rath folgen."

Frau Kathrine war ganz einverstanden.

Darauf gingen wir ins Haus hinauf. Man öffnete die Fenster, ich fütterte das Vieh und ging, ohne Jemand ein Wort zu sagen, auf die Weide. Ich war selbst zu sehr überrascht. Als ich aber ins Thal kam und die andern Buben riefen: „der Hannoveraner kommt!" da fiel es mir nicht ein, bös zu werden; triumphirend antwortete ich:

„Ja, ja, ich bin derjenige, welcher Meister Hansens Sack trug, ich bin der Michel."

Und wie ich merkte, daß sie ganz verdutzt über meine Rede waren, zeigte ich mit der Peitsche auf das eingezäunte Feld und sagte:

„Geht einmal da hinauf, unsere Knollen treiben, und mancher Lump würde froh sein, welche in seinem Keller zu haben."

Ich war ganz stolz. Die Andern schauten verblüfft einander an, als wollten sie sagen: „Am Ende ist's doch wahr!"

Dann fingen sie jedoch wieder an zu pfeifen nnd zu schreien; ich kümmerte mich nicht mehr darum; die Lust mich mit ihnen zu balgen war mir vergangen; ich hatte Recht behalten, das war mir genug.

Als ich gegen sechs Uhr zurückkehrte, wußte man im

Dorfe noch Nichts; erst den folgenden, den nächstfolgenden Tag und die Tage darauf verbreitete sich die Nachricht, daß Leroux's Knollen aufgegangen seien und daß es weder Rüben noch Angersen seien, sondern ein ganz neues Gewächs. Von Früh bis Abends schauten die Leute, ohne ein Wort zu reden, über unsere Mauer; sie lachten uns nicht mehr aus. Der Pathe hatte uns anbefohlen, wir sollten Nichts zu ihnen sagen, weil es besser sei, daß die Leute ihr Unrecht selbst einsehen, als daß man ihnen Vorwürfe mache.

Als jedoch eines Abends der Kapuziner mit seinem Esel vorbeiging, konnte Meister Hans selbst nicht an sich halten, sondern rief ihm zu:

„He, Pater Benedict, schaut einmal her! Unser Herrgott hat die Ketzerpflanze gesegnet; seht, wie sie kommt!"

„Ja," entgegnete lachend der Kapuziner, „ich hab's schon gesehen, hab's schon gesehen! . . . . Je nun! . . . . Ich glaubte, sie käme vom Teufel, nun kommt sie aber von unserem Herrgott. Desto besser . . . . desto besser! So wollen wir eben davon essen! Wenn sie gut ist, wohlverstanden!"

Auf diese Weise behielten die Kapuziner schließlich immer recht; wenn eine Sache gelang, hatte der Herr sie gemacht; wenn sie schlecht ausfiel, der Teufel, und den Schaden hatten die Leute.

Wie dumm doch die Menschen sind, auf solche Kerle zu hören. So gewiß Kinder, Kranke und Greise ein Recht auf Unterstützung haben, so gewiß sollte man solche Tagdiebe fortjagen. Mir ist's eine große Beruhigung, daß ich ihnen nie Etwas gegeben habe. Alle solche Lumpen, Kapuziner oder nicht, die auf meinen Hof kommen, werden auf meinen Befehl zur Mittagszeit in die Küche geführt. Da sehen sie, wie die Knechte und Mägde mit ihren dicken, rothen Backen um den

Tisch herum sitzen und sich ihre Mahlzeit und ihren guten Trunk schmecken lassen, wie sich das gehört, wenn man lange und fest geschafft hat. Dieser Anblick machte ihnen natürlich Appetit. Da fragt sie mein Großknecht, der alte Peter:

„Was wollt ihr?"

Wenn sie dann anfangen Grimassen zu machen, so zeigt man ihnen den Stiel einer Hacke oder einer Schaufel und bietet ihnen eine Arbeit an; aber in den meisten Fällen lassen sie den Kopf hängen und machen, daß sie fortkommen. Natürlich denken sie in ihrem Innern: die wollen scheint's nicht für uns arbeiten, die schlechte Rass'!

Ich stehe lachend an der Thür und wünsche ihnen glückliche Reise.

Wenn man es mit den Kapuzinern und allen Faullenzern dieser Sorte so gemacht hätte, so hätten sie nicht Jahrhunderte lang den Bauern die Frucht ihrer Arbeit aufzehren und sie an den Bettelstab bringen können.

Aber jetzt will ich von der Blüthe und Ernte unserer Kartoffeln erzählen, wodurch das Ansehen, in dem Hans Leroux bei den Leuten stand, und die Achtung, die er in der ganzen Umgegend genoß, noch höher stieg als sie vorher gewesen war.

Im Juli sah das eingezäunte Feld, von der Höhe bei Mittelbronn, wie ein großer, grüner und weißer Blumenstrauß aus; die Stengel reichten beinahe bis an die Mauer herauf.

Während der großen Hitze, wo in den Feldern Alles sonst zu vertrocknen schien, war es eine Freude zu sehen, wie sich unsere Pflanzen mehr und mehr ausbreiteten; etwas Morgenthau genügte, um sie im Saft zu erhalten; und man stellte sich schon vor, wie erst die dicken Knollen unten im Boden an Größe und Gehalt zunahmen.

Wir hatten für nichts Anderes Gedanken, des Abends wurde von nichts Anderem gesprochen; selbst die Zeitungen wurden vergessen, weil die Großtürken und Amerika uns weniger interessirten als unser eigenes Sach'.

Anfangs September bemerkten wir, wie die Blüthen abfielen und die Stengel immer dürrer wurden, wir glaubten, es sei Zeit, die Wurzeln auszugraben, allein der Pathe sagte:

„Chauvel hat uns gesagt, man thue sie erst im Oktober heraus. Am ersten Oktober wollen wir es mit einem Stock versuchen und wenn man dann noch warten muß, so wartet man."

Und so that man am ersten Oktober. Es war ein nebeliger Tag. Gegen zehn Morgens kam Meister Hans aus der Schmiede, holte sich aus der Küche eine Hacke hinter der Thür und ging hinunter in das eingezäunte Feld. Wir hinter ihm drein. Bei der ersten Staude machte er halt und schlug die Hacke in den Boden. Und als er die Schollen wegthat und die großen rosenrothen Erdäpfel herausfielen; als wir sahen, daß beim zweiten und dritten Stock eben so viele zum Vorschein kamen, und daß nach den ersten fünf oder sechs Stauden der Korb bereits halb voll war, da sahen wir einander ganz verwundert an. Wir konnten kaum unsern Augen glauben.

Meister Hans sprach kein Wort. Er that einige Schritte nach der Mitte des Feldes, um auch da eine Staude zu versuchen und schlug wieder mit der Hacke in den Boden. Da waren ebenso viel Kartoffeln als an den andern, nur waren sie noch schöner. Wie mein Pathe das sah, sagte er:

„Jetzt sehe ich, was wir haben; nächstes Jahr müssen auch meine beiden Morgen Land oben auf der Höhe mit diesen Knollen bepflanzt werden; was wir nicht brauchen, verkaufen wir zu einem schönen Preis; denn was man den Leuten um nichts gibt, sehen sie auch für nichts an."

Seine Frau hatte die Kartoffeln in den Korb gethan; er nahm ihr ihn ab und dann gingen wir zurück ins Haus.

Wie wir in der Küche waren, hieß mich der Meister den Chauvel holen, der am Abend vorher von einer langen Reise durch Lothringen heimgekommen war. Er wohnte mit seiner kleinen Margarethe am andern Ende des Dorfes. Ich lief zu ihm und er ließ nicht lange auf sich warten, denn er dachte sich wohl, daß Meister Hans die Kartoffeln herausgethan und lächelte schon im Voraus.

Wie er in die Küche trat, zeigte ihm mein Pathe mit freudestrahlendem Gesicht den am Fuß des Herdes stehenden Korb und rief:

„Das ist bloß von sechs Stauden und ebensoviel sind schon im Hafen drin.“

„Glaub's wohl,“ versetzte Chauvel, ohne im Geringsten überrascht zu scheinen; „glaub's wohl! Hab' ich's nicht vorhergesagt?“

„Ihr eßt heute mit uns, Chauvel,“ sagte Meister Hans, „heute wollen wir sie versuchen; und wenn sie gut sind, sind die Baracker geborgen.“

„Die sind freilich gut, Ihr könnt Euch darauf verlassen,“ versetzte der Hausirer, „und für Euch vor Allem ist das ein vortreffliches Geschäft; am Saatgut allein werdet Ihr einige Hundert Franken verdienen.“

„Wir werden sehen,“ rief Meister Hans, der sich vor Freude nicht mehr zu fassen wußte, „wir werden ja sehen!“

Frau Kathrine hatte einige Eier aufgeschlagen um einen Speckpfannenkuchen zu machen. Sie hatte schon eine gute Rahmsuppe gekocht, die in der großen Suppen-Schüssel dampfte.

Nicola ging in den Keller und holte einen Krug Elsäßer Landwein, und wie sie wieder heraufkam, deckte sie den Tisch.

Mein Pathe und Chauvel gingen in's Gastzimmer hinein. Sie begriffen wohl, daß diese Knollen von großem Nutzen seien; aber daß sie eine Aenderung in dem Zustand des Volkes hervorbringen, daß sie die Hungersnoth aus der Welt schaffen und zum Glück der Menschheit mehr beitragen würden, als die Könige, die Gutsherrn und alle die Großen, die man in den Himmel erhebt, ein solcher Gedanke konnte ihnen nicht in den Sinn kommen; am wenigsten dem Meister Hans, der hatte vorerst nur seinen eigenen Vortheil im Auge, obschon er für das Weitere auch nicht blind war.

„Wenn sie auch nur so gut schmecken wie die Rüben," sagte er, „mehr verlange ich nicht."

„Sie schmecken viel besser. Man kann sie auf tausend verschiedene Arten zubereiten," antwortete Chauvel. „Ihr dürft überzeugt sein, daß wenn ich nicht von der Trefflichkeit der Pflanze und von ihrem großen Nutzen für Euch und alle Andern überzeugt gewesen wäre, ich diese Schalen sicher nicht in meinen Korb gesteckt hätte — er ist ohnedies schwer genug — und daß ich Euch nicht angerathen hätte, sie auf Eurem Feld zu bauen."

„Ohne Zweifel! Aber man darf doch auch seine Ansicht sagen. Ich bin wie der heilige Thomas, ich muß sehen und fühlen," sagte Meister Hans.

„Ihr habt Recht .... aber Ihr werdet's fühlen ...." antwortete mit schlauem Lächeln der Calvinist .... „Nicola deckt ja schon den Tisch ... es wird nicht mehr lange anstehen ..."

Alles war fertig. Zu jener Zeit aßen Gesinde und Herrschaft zusammen, aber die Magd und die Frau des Hauses bedienten die Andern; sie setzten sich erst an den Tisch, wenn die Andern abgegessen hatten.

Wir hatten uns also eben gesetzt, Meister Jean und Chauvel

auf der einen Seite an der Wand, die kleine Margarethe und ich gegenüber; man wollte gerade anfangen, da rief der Pathe:

„Ei, da kommt der Christoph!“

Herr Christoph Materne war es, der Geistliche von Lützelburg, ein langer Mann mit rothem Gesicht und krausem Haar, wie alle Materne vom Gebirge. Mein Pathe hatte ihn am Fenster vorübergehen sehen und schon hörten wir ihn auf der Hausstaffel mit den Füßen stampfen, um die Schollen von seinen dicken Nagelschuhen zu schütteln. Gleich darauf trat er ins Zimmer und duckte seine breiten Schultern unter der niedrigen Thüre. Er hatte sein Brevier unterm Arm, einen großen Stechpalmstock in der Hand und einen abgeschabten Dreispitz auf dem grauenden Haar.

„Ei, ei!“ rief er mit furchtbar starker Stimme, „finde ich Euch Spitzköpfe*) wieder beisammen ... Sicher schmiedet Ihr ein Complott, um das Edict von Nantes wieder einzuführen!“

„He! Christoph, Du kommst gerade recht,“ antwortete ihm Meister Hans hocherfreut. „Setz Dich ... schau ... grad nehm' ich den Deckel von der Suppenschüssel.“

„Das ist recht,“ antwortete der Pfarrer voller Humor, hing seinen Dreispitz an die Wand und stellte seinen Stock an die Uhr, „das ist gut ... ich merke wohl, was Du willst ... Du willst mich beschwichtigen, aber das geht nicht, Hans! Dieser Chauvel verdirbt Dich; ich muß den Vogt auf ihn aufmerksam machen.“

„So, wer soll denn die Herren Geistlichen auf dem Gebirge mit Rousseau's Werken versehen,“ versetzte Chauvel boshaft.

„Schweigt, Lästermaul,“ antwortete der Pfarrer, „alle

*) Ein Schimpfwort auf die Reformirten.

Eure Philosophen zusammengenommen sind nicht so viel werth, als ein Vers aus dem Evangelium."

„Ei, das Evangelium . . ." rief der kleine Calvinist, „wir haben ja nie etwas Andres verlangt!"

„Ja . . . ja . . ." versetzte Herr Materne, „Ihr seid brave Leute, das wissen wir, Chauvel; aber wir verstehen euch in die Karten zu gucken."

Dann wandte er sich an Margarethe und mich, schob sein mächtiges Bein zwischen uns Beide und sagte in sanftem Tone:

„Gelt, Ihr macht mir Platz, liebe Kinder?"

Wir rückten aus einander und schoben unsere Teller nach rechts und links. Endlich setzte sich der Herr Pfarrer, und während er seine Suppe aß, schielte ich von meiner Bankecke an ihm hinauf, ohne den Muth zu haben, die Nase von meinem Teller zu erheben, so entsetzlich erschien er mir mit seinen großen grauen Augen, seinem krausen Kopf und seinen Riesenhänden.

Und doch war dieser brave Pfarrer Christoph der beste Mensch von der Welt. Anstatt gemächlich vom Ertrag des Zehnten zu leben und für seine alten Tage Etwas zurückzulegen, wie viele seiner Amtsbrüder, dachte er nur daran, zu arbeiten und sich dem Dienste seiner Mitmenschen zu widmen. Im Winter hielt er in seinem Dorfe selbst die Schule ab; und während der schönen Jahreszeit, wo die Kinder das Vieh auf die Weide zu treiben hatten, schnitt er Heiligenbilder aus Stein oder aus altem Eichenholz für solche Pfarrgemeinden, die nicht die Mittel besaßen, welche zu kaufen. Man brachte ihm den Holz- oder Steinblock und er sandte ihnen den heiligen Petrus, die heilige Jungfrau Maria oder den Gottvater zurück.

Meister Hans und Herr Materne waren aus dem gleichen Dorfe; sie waren alte Freunde und hingen sehr an einander.

„Ei, sag' doch, Christoph," nahm plötzlich mein Pathe, der mit der Suppe fertig war, das Wort: „geht Deine Schule bald an?"

„Ja, Hans, nächste Woche," entgegnete der Pfarrer, „deshalb bin ich gerade unterwegs; ich gehe nach Pfalzburg, um Bücher und Papier zu holen. Ich dachte, schon am 20. September anzufangen, aber ich mußte erst einen Petrus für die neugebaute Kirche in Oberschwiller fertig machen. Ich hatte es versprochen und wollte mein Versprechen halten."

„So! . . . also nächste Woche."

„Ja, nächsten Montag fangen wir an."

„Du könntest wohl diesen Knaben aufnehmen," sagte der Pathe, auf mich zeigend; „er ist mein Pathchen, der Sohn des Hans Peter Bastian. Ich bin überzeugt, er würde brav lernen."

Wie ich das hörte, wurde ich vor Freude roth bis über die Ohren; denn ich hatte schon lange den Wunsch, in die Schule zu gehen.

Herr Christoph drehte sich nach mir um, und sagte, indem er mir seine große Hand auf den Kopf legte: „Laß sehen, — schau mich an."

Schüchtern sah ich zu ihm auf.

„Wie heißest du?"

„Michel, Herr Pfarrer!"

„Wohlan, Michel, du sollst mir willkommen sein. Meine Schule ist für Alle offen; je mehr Schüler kommen, desto mehr freut's mich."

„Bravo," rief Chauvel, „das heiß' ich gesprochen."

Und Meister Hans ergriff sein Glas und ließ seinen Freund Christoph leben.

Diejenigen, welche heute ruhig in ihre Dorfschule gehen und dort gewissermaßen umsonst den Unterricht eines gebildeten und redlichen Mannes genießen, der sehr häufig befähigt wäre,

einen besseren Platz auszufüllen, die können sich nicht vorstellen, wie Mancher sie vor der Revolution um ihr Loos beneidet hätte. Sie können sich daher auch nicht die Freude eines armen Knaben vorstellen, wie ich einer war, als der Herr Pfarrer mich aufnehmen zu wollen erklärte. Ich sagte mir:

„Du wirst lesen und schreiben lernen; du wirst nicht in der Unwissenheit leben müssen, wie deine armen Eltern! . . .“

Nein, solche Dinge muß man empfunden haben, man muß selbst zu einer solchen Zeit gelebt haben. Auch die Unglücklichen, die sich eine so große Wohlthat nicht zu nütze machen, sind zu bedauern; sie werden eines Tages erfahren, was es heißt, sein Leben in andrer Leute hartem Dienst zuzubringen; an Zeit zur Reue wird es ihnen nicht fehlen. Ich war wie verblüfft von meinem Glück; ich hätte nach Hause laufen mögen, um meinen Eltern zu erzählen, was mir begegnet sei; ich hielt mich kaum auf meinem Sitz.

Das Einzige, was mir noch von diesem Tage im Gedächtniß geblieben, ist, daß nach dem Pfannkuchen Frau Katharine Kartoffeln in einem Körbchen hereinbrachte. Sie waren im Wasser gesotten, weiß, mit aufgesprungener Schale, das Mehl fiel heraus und Herr Christoph frug, sich über den Tisch lehnend:

„Was ist das, Hans, wo kommt das her?“

Der Pathe forderte uns auf, sie zu kosten. Man fand die Knollen so gut, daß der ganze Tisch erklärte, seiner Lebtag nicht so was Gutes gegessen zu haben.

Wie der Herr Pfarrer vernahm, daß dieß die Wurzeln seien, über welche man in der ganzen Umgegend so viel gespottet habe, und daß ein Viertel-Morgen mindestens fünfzehn Sack voll geben würde, wollte er es zuerst gar nicht glauben.

„Das wäre ja zu schön,“ sagte er, „das kann nicht sein!“

Und als von dem vielen Essen und vor Aufregung die

Kartoffeln nicht mehr recht hinunter wollten, goß Frau Katharine, um uns zu helfen, einen Topf Milch in einen Napf. Da gings wieder mit dem Armbein, bis zuletzt Herr Christoph seinen Löffel auf den Tisch legte und sagte:

„Genug, Hans, ich kann nicht mehr. Man könnte sich krank daran essen, so gut schmeckts!"

Das war Allen wie aus der Seele gesprochen.

Ehe er fortging, wollte der Herr Pfarrer noch unser Kartoffelfeld sehen. Er ließ sich die Art und Weise der Behandlung der hannöverischen Wurzeln erklären, und als ihm Chauvel auseinandersetzte, daß sie in sandigem Gebirgsboden noch besser gedeihen, als in der kräftigen Erde der Ebene, da rief er aus:

„Ich will Euch Etwas sagen, Chauvel! Indem Ihr diese Schalen in Eurem Korbe hieher gebracht habt, und Du, Hans, sie trotz des Spottes der Kapuziner und anderer Dummköpfe gepflanzt hast, habt Ihr Beide mehr für unsere Gegend gethan, als alle Mönche der drei Bisthümer seit Jahrhunderten. Diese Knollen werden einst das Brot der Armen werden!"

Darauf legte er meinem Pathen ans Herz, ihm ja Saatkartoffeln aufzuheben; er wolle sie in seinem Garten pflanzen, um mit gutem Beispiel voranzugehen; in zwei oder drei Jahren müßte die Hälfte der Feldmark seines Sprengels mit diesen herrlichen Knollen bepflanzt sein. Darauf machte er sich auf den Weg nach Pfalzburg.

So sind die Kartoffeln bei uns eingeführt worden. Ich dachte, es werde die Bauern interessiren, das zu erfahren.

Im folgenden Jahr bepflanzte mein Pathe sein großes viereckiges Feld auf der Höhe damit und erntete mehr als sechzig Sack; da sich aber das Gerücht verbreitete, man bekäme den Aussatz davon, wollte Niemand davon kaufen, außer Letumier von den Baracken und zwei Bauern vom Gebirg. Glück-

licher Weise ging später im Herbst die Nachricht durch die Blätter, daß ein braver Mann Namens Parmentier solche Wurzelknollen in der Umgegend von Paris gebaut, daß er sie dem König überreicht und Se. Majestät davon gegessen habe!... Da wollte auf einmal Alles davon haben und Meister Leroux, der sich über die große Dummheit der Leute geärgert hatte, ließ sich für die Saatkartoffeln gehörig bezahlen.

V.

Von da ab fing ich an zu leben. Wer nichts weiß und die Mittel nicht hat, etwas zu lernen, der wird auf der Welt als Arbeitsgaul behandelt; er schafft für die Andern, bereichert seine Herren, und wenn er alt und schwach wird, schafft man sich ihn vom Hals.

Morgens in aller Früh weckte mich der Vater, Brüder und Schwestern schliefen noch. Ich zog mich leise an und machte mich mit meinem Schulsäckchen, in Holzschuhen, eine dicke Fuhrmannskappe über die Ohren und mein Scheit Holz unterm Arm, auf den Weg. Es war im Anfang des Winters und kalt. Ich schloß die Thür fest zu und hauchte im Gehen in die Hände.

Wie mir alles wieder einfällt, nach so vielen Jahren: der Fußweg bergauf und bergab, die alten kahlen Bäume längs dem Weg, die Winterstille im Wald; hinten im Thal das Dörfchen Lützelburg mit seinem spitzen Kirchthurm und dem Hahn hochoben in den grauen Wolken; der kleine Kirchhof unten und die selber im Schnee begrabenen Grabhügel; die alten Häuser, der Bach und die klappernde Mühle Vater Sirvin's an dem schäumenden Mühlgraben. Wie ist's nur möglich, daß die Jugendeindrücke so haften und das Uebrige so bald vergessen ist! . . .

Ich kam fast immer vor den Andern. Ich trat in die noch leere Stube. Gleich darauf kam Pfarrer Christoph's Mutter, Frau Madlene, ein ganz kleines, gebücktes, runzeliges Frauchen, flink wie ein Mäuschen, im roth leinenen, nach der Elsäßer Mode bis hoch in den Rücken heraufgehenden Unterrock, die Polsterhaube auf dem Haarbund — um Feuer zu machen. Ich legte mein Scheit neben den Ofen und meine Holzschuhe unter denselben, um sie zu trocknen. Alles seh ich vor Augen: die geweißten Querbalken, die Reihe Bänkchen, die große schwarze Tafel an dem Pfeiler zwischen beiden Fenstern, ganz hinten den Katheder des Herrn Pfarrers auf einem kleinen Tritt und über dem Katheder das große Kruzifix.

Jeder mußte der Reihe nach auskehren; ich fing aber einstweilen an, bis die anderen von Hültenhausen, den Baracken und sogar bis vom Geishof herkamen.

Da lernte ich alle meine alten Kameraden kennen: Louis Frossard, des Schulzen Sohn, der, während der Revolution, jung gestorben ist — Aloïs Clement, der bei Valmy von einer Kartätschenkugel fiel; er war schon im Jahr 92 Lieutenant — Daniel Cloß, der sich später als Schreiner in Zabern niederließ — Franz Mayer, Regimentsschneider beim 6. Husarenregiment; er soll sich im Jahr 1820 als reicher Mann zur Ruhe gesetzt haben, aber wo, weiß ich nicht — Anton Thomas, Major der alten Garde; wie oft hat mich der noch 1815 auf meinem Hofe besucht! Da sprachen wir von den alten Geschichten; er bekam immer das Staatszimmer im oberen Stock — Jakob Messier, Oberforstmeister — Hubert Perrin, Fahrpostmeister in Heming, und fünfzig andere, die ohne die Revolution nie etwas geworden wären.

Vor 89 wurde des Schuhmachers Sohn wieder Schuhmacher, der Sohn des Holzhauers wurde Holzhauer, man

blieb bei seinem Stand. Nach 30 oder 40 Jahren fand man Einen auf der gleichen Stelle, beim gleichen Geschäft, ein wenig dicker oder magerer, das war der ganze Unterschied! Heute dagegen kann man es durch Fleiß und Verstand zu etwas bringen; man kann Alles erreichen; der Sohn eines einfachen Bauern, wenn er Talent hat und sich brav aufführt, kann hoch genug steigen, um Frankreich zu regieren. Gott sei gelobt, daß er uns erleuchtet und uns die schöne erfreuliche Veränderung beschieden hat!

Um übrigens wieder auf meine alten Kameraden zu kommen, so sind sie jetzt alle fort. Letztes Jahr waren wir nur noch zu zweien: Joseph Broussousse, der Hutmacher in Pfalzburg, und ich. Wenn ich im Frühling einen Strohhut kaufte, kannte mich der dicke Broussousse an der Stimme, kam mit seinem lahmen Fuß gleich in den Laden gehinkt und rief:

„Was, der Michel Bastian!“

Dann mußte ich partout ins Ladenstübchen hinein und mit ihm eine Flasche von seinem alten Burgunder ausstechen. Und wenn er mich beim Gehen unter die Thüre begleitete, sagte er jedesmal:

„Nun . . . nun . . . 's geht noch so, Michel! Aber paß auf! . . . Wenn ich meinen Paß nehme, kannst Du den Deinigen visiren lassen. Ha! ha! ha!“ Er lachte.

Armer Broussousse! Vorigen Herbst mußte man ihn vor's Thor hinausführen. Aber trotz allem, was er mir sagte, hab' ich noch keine Lust meinen Paß visiren zu lassen. Nein! erst muß diese Geschichte fertig sein, und dann erfind' ich vielleicht etwas anderes, um noch zuzuwarten. Es pressirt nicht, es ist immer Zeit zum Abmarschiren.

Wie gesagt, beim Herrn Pfarrer Christoph hab' ich all'

diese alten Freunde kennen lernen und viel andere dazu, deren Namen mir vielleicht später noch einfallen. — Schlag 8 Uhr kamen sie alle der Reihe nach herein und riefen:

„Guten Morgen, Herr Christoph! Guten Morgen, Herr Christoph!“

Er war gewöhnlich noch nicht da, man schrie aber gleichwohl. Wir standen um den Ofen herum, lachten und stießen einander. Sobald sich aber die schweren Tritte des Herrn Pfarrers auf dem Gang hören ließen, war alles still. Jeder setzte sich auf seine Bank, zog die Arme an und sah gerade aus, ohne zu schnaufen. Denn, die Wahrheit zu sagen, war Herr Christoph kein Freund von Lärm und Streit; ich erinnere mich noch, wie er mehr als einmal, während der Schule, wenn man sich mit dem Ellenbogen puffte, ruhig aufstand, einen am Kragen aus der Bank zog und zur Thür hinaus warf, wie eine junge Katze.

Da verging einem das Lachen und man zitterte schon, wenn er einen nur krumm ansah.

Der Herr Pfarrer kam also; er schaute sich unter der Thüre um, ob alles in Ordnung sei. Man hörte das Feuer summen; nichts rührte sich! Dann stieg er auf seinen Katheder und rief: „Anfangen!“ und alle zusammen sangen wir B A, ba, so lang, bis der Herr Pfarrer endlich rief: Halt! und alles schwieg.

Dann rief er uns der Reihe nach auf:

„Jakob! Michel! Niklas! raus! . . .“

Man trat, die Mütze in der Hand, vor:

„Wer hat dich erschaffen und in die Welt gesetzt?“

„Der liebe Gott.“

„Warum hat dich Gott erschaffen und in die Welt gesetzt?

„Damit ich ihn anbete, liebe, ihm diene und mir das ewige Leben gewinne.“

Das war eine gute Art zu unterrichten; denn vom bloßen Zuhören, wie die andern antworteten, kannt' ich nach einem Vierteljahr meinen Katechismus fast auswendig.

Er ließ uns auch das Einmaleins mit Frag und Antwort hersagen und dann ging er, gegen 11 Uhr, hinter den Bänken herum und beugte sich herab, um zu sehen, ob man Acht gab; wenn man dann leise buchstabirte, nahm er einen leicht beim Ohrläppchen und sagte:

„Recht so . . . es geht voran!“

So oft er mir das sagte, stockte mir der Athem und vor Freuden wurde ich feuerroth. Einmal sagte er sogar zu mir:

„Du kannst dem Meister Leroux sagen, daß ich mit dir zufrieden bin. Verstehst du? Das ist ein Auftrag von mir.“

An dem Tag war ich stolzer als der Bürgermeister von Pfalzburg sammt all' seinen Schreibern und dem Gouverneur dazu; und doch sagte ich nichts zum Meister, um nicht in die Sünde des Hochmuths zu verfallen.

Anfangs März konnte ich lesen. Leider konnte mich Meister Hans nicht verhalten, um das ganze Jahr über nichts zu thun, und als das Frühjahr kam, mußte ich statt noch länger in die Schule zu gehen, auf die Weide zurückkehren. Ich hatte aber immer den Katechismus in der Tasche und während meine Ziegen auf den Felsen herumkletterten, saß ich ruhig im Heidekraut im Schatten einer Buche oder einer Eiche und ging wieder durch, was uns der Herr Pfarrer gelehrt hatte.

So kam's, daß ich, anstatt das Gelernte zu vergessen, wie die Hültenhauser, die Geishofer und andre, dasselbe im Spätherbst noch besser konnte und daß mich Meister Christoph,

zu Anfang des nächsten Winters, in die Classe der Herrenkinder von Lützelburg vorrücken ließ, welche das ganze Jahr über in die Schule gingen. Ich lernte alles, was man damals in unsern Dorfschulen lernen konnte: lesen, schreiben und ein wenig rechnen, und am 15. Mai 1781 ging ich zum erstenmale zum h. Abendmahl. Damit waren meine Studien zu Ende. Ich war so gelehrt, wie Meister Hans; das Uebrige mußte bei Fleiß und gutem Willen von selber kommen.

Um diese Zeit nahm mich der Pathe ganz in seine Schmiede; er gab sein Vieh dem alten Jörg, dem Gemeindehirten von Pfalzburg, zu hüten; ich versorgte es zwar noch im Stall, lernte aber ein Fach daneben, und nach einigen Monaten, als ich kräftiger geworden war, schmiedete ich das Eisen, wie ein Alter.

Frau Kathrine und Nicola bekamen Respect vor mir, denn Abends, wenn dem Meister Hans die Augen vom Schmiedfeuer weh thaten, las ich die Zeitungen und die kleinen Bücher aller Art vor, die uns Chauvel brachte. Ich las, verstand aber Vieles nicht! Wenn z. B. die Zeitung von Kronabgaben, von Staatsland- und Wahlland-Steuern sprach, so war ich in tausend Nöthen; das wollte mir nicht in den Kopf hinein. Ich begriff wohl, daß es sich um Geld handelte, das man dem König geben mußte, ich verstand aber nichts von der Art und Weise, wie man es uns abnahm. Bei dem, was unser Land betraf, war's anders. Wenn die Zeitung z. B. von der Salzsteuer sprach, so ging ich ja alle Wochen in die Stadt, um das Salz für's ganze Haus, das Pfund zu 6 Sous, was heute mehr als 12 Sous wären, zu kaufen, ich konnte mir also den Salzfactor ganz gut vorstellen, wie er, hinter seinem Schalter vor, irgend einen armen Teufel anschrie:

„Du bist vorigen Dienstag auch nicht gekommen . . . du

kaufst Schmuggelsalz... ich paß dir genau auf... nimm dich in Acht!"

Denn man mußte beim Salzfactor für das Salz nicht nur viel mehr bezahlen, als es werth war, sondern wöchentlich per Kopf auch so und so viel holen.

Wenn es sich um Zehnten handelte, so stellte ich mir den Zehntknecht vor, mit seiner Stange und seinem Karren, wie er in der Ernte von Weitem auf's Feld herein schrie:

„He! o he! aufgepaßt, die Elfte!"

Dann mußte man, selbst wenn ein Gewitter am Himmel stand und Regen drohte, die Garben in Reih' und Glied aufstellen, und der Zehntknecht kam und häckelte einem ganz gemächlich die schönsten vor der Nase weg, um sie auf seinen Haufen zu werfen.

Das war ziemlich deutlich.

Ich verstand auch etwas vom Umgeld, vom Dreizehnten bei Verkäufen, vom Weggeld und Waggeld, von allen möglichen Waarenzöllen, von den indirekten Steuern, von Regalien, vom Zolltarif, von der Accise, vom Octroi, vom Thorgeld u. s. w. Ich durfte mir nur die Schlagbäume, die Hallen, die Bürgermeisterei, die Güterbestätterei, die beeidigten Zollcontroleure, die Steueraufseher, die Wagmeister, die Eichmeister, die Steuerumgelter, die Wein- und Bierschau, die Einschätzer, die Heutaxatoren, die Kornmesser, die Elleninspektoren, die Wildpretschreiber, die Fleischschätzer und tausend andere Beamte vorstellen, wie sie kamen, gingen, probirten, spähten, schimpften, öffneten, auspackten, mit Beschlag belegten und confiscirten ... das alles verstand ich ganz gut.

Das Uebrige erklärte mir Chauvel.

„Du willst wissen, was ein Wahlland ist," sagte er ruhig hinter dem Ofen vor, „das ist nicht schwer zu begreifen, Michel.

Ein Wahlland ist eine der alten Provinzen Frankreich's, die zuerst zum Lande gehörten, wie Paris, Soissons, Orleans, und wo die Könige ihren Anfang nahmen. In diesen Landestheilen gelten und machen die Intendanten des Königs alles; sie legen Abgaben auf nach Belieben, sie laden dem Esel auf, so viel er tragen kann und mehr; sie sind Herr und Meister, und Niemand wagt zu beschummeln oder sich zu beschweren. Die Beschwerden, die man gegen sie erhebt, kommen an sie zurück und sie erkennen darüber.

Ehmals ernannten diese Landestheile ihre Steuereinschätzer selber; sie richteten ihren Pack her, um ihn leichter tragen zu können. Diese Einschätzer nannte man die Erwählten und daher kommt es, daß man sagte: Das sind Wahlländer. Allein seit 200 Jahren ernennen die Intendanten die Steuereinschätzer; das paßt ihnen besser." Dabei blinzte er mir zu.

„Verstanden, Michel?"

„Ja, Meister Chauvel."

„Was sodann das Staatsland, oder das eroberte Land, wie unser Lothringen, Elsaß, die Bretagne, Burgund u. s. w. betrifft, da ist's anders. Dort machen die Intendanten nicht alles; die Adeligen und die Bischöfe kommen von Zeit zu Zeit als Provinzial-Versammlung zusammen; sie bewilligen die Steuern und zwar zunächst für den Antheil der Provinz an den Ausgaben des ganzen Königreichs, das heißen sie: Donativgelder ... das ist Sache des Königs! — sodann für ihre eigenen Ausgaben, für ihre Straßen, ihre Flüsse, ihre Bauten u. s. w. Vor der Vereinigung mit Frankreich haben unsre Landschaften ihre Bedingungen gestellt, heißt das die Adeligen und die Bischöfe unsrer Landschaften! Sie haben ihren Vertrag abgeschlossen, haben sich ihre Vortheile und Privilegien gewahrt. Wir armen Teufel aber, wir zahlen, das ist unser Recht; das nimmt uns Niemand, das! Wir zahlen nicht blos

wie ehedem, die Ausgaben unserer Provinzen, sondern seit dem Staatsvertrag dürfen wir obendrein des Königs Sach' zahlen. Dieser Vortheil bleibt uns ganz unbestritten. Verstanden Michel?"

„Ja."

„Gut, behalt's aber auch!"

Da ging dem Meister Hans die Geduld aus:

„Das ist aber doch nicht recht," sagte er und schlug mit der Faust auf den Tisch, „nein, das ist nicht recht! Sind wir nicht Alle Franzosen, ja oder nein? Sind wir nicht vom gleichen Blut, von derselben Nation? Warum dürfen die Einen ihre Steuern bewilligen, und warum müssen die Andern immer bezahlen? Sollen Vortheile und Lasten nicht auf alle gleich vertheilt sein?"

„Nun freilich!" gab Chauvel ruhig zur Antwort. „Und Zollhäuser und Steuern und Abgaben und Frohnden und all die Lasten, die auf dem armen Mann allein ruhen, während der Adel, die Klöster, und sogar Bürgerliche, die Aussicht haben, in den Adelsstand erhoben zu werden, nichts oder fast gar nichts daran tragen — das alles ist auch nicht recht! Aber was hilft's, davon zu reden? Wir können die Sache doch nicht ändern."

Chauvel wurde nie heftig. Ich erinnere mich, daß ich ihn oft mit großer Ruhe davon erzählen hörte, was seine Vorfahren alles ausstehen mußten: wie man sie aus La Rochelle vertrieben, wie man ihnen Haus und Hof und alles genommen, wie man sie durch ganz Frankreich verfolgt und ihnen ihre Kinder entrissen habe, um sie katholisch zu erziehen; wie man später nach Lixheim Dragoner schickte, um sie mit Säbelhieben zu bekehren, und sein Vater sich in den Graufthaler Wald flüchtete und die Mutter mit den Kindern ihm andern Tags folgten, weil sie alles eher als ihren

Glauben aufgeben wollten; wie der Großvater 13 Jahre lang auf den Galeeren in Dünkirchen Tag und Nacht an die Ruderbank gefesselt war und einen gemeinen Verbrecher zum Aufseher hatte, der die Gefangenen mit Peitschenhieben so peinigte, daß viele dieser Calvinisten in Folge davon starben; und wie diese unglücklichen Galeerensklaven, wenn man eine Schlacht lieferte, die Engländer das grobe, bis zur Mündung geladene Geschütz auf vier Schritt Entfernung auf ihre Bank richten und die Lunte aufs Zündloch niedersinken sahen, ohne sich rühren zu können; und wie man nachher, wenn die Bomben und Granaten ihr Werk gethan, die zerschmetterten Beine von der Kette riß, ins Meer warf und den Rest wegspülte.

Während er so erzählte, daß uns die Haut schauderte, zerrieb er eine Prise Tabak in der hohlen Hand; die kleine Margareth aber, todesbleich, sah ihn stumm an mit ihren großen schwarzen Augen.

„So jetzt wißt ihr, was die Chauvels den Bourbonen schuldig sind, dem großen Ludwig XIV. und Ludwig XV., dem Vielgeliebten! Sie ist lustig, nicht wahr, unsere Geschichte? Und ich selber bin heute noch zu nichts zu gebrauchen; ich habe keine Stellung im bürgerlichen Leben. Unser guter König hat, wie die anderen auch, bei seiner Thronbesteigung, umgeben von seinen Bischöfen und Erzbischöfen, geschworen uns auszurotten: „Ich schwöre, mir in allen meiner Herrschaft unterworfenen Ländern die Ausrottung der von der Kirche namentlich verdammten Ketzer angelegen sein zu lassen, von ganzem Herzen und mit aller Macht!“ Eure Pfarrer, welche die Kirchenbücher führen, die für alle Franzosen bestimmt sind, weigern sich, uns einen Geburts-, Hochzeits- und Todtenschein auszustellen. Das Gesetz verbietet uns, Richter, Räthe oder Schulmeister zu werden. Wir können nur gleich den Thieren

in der Welt umherirren; man schneidet uns im Voraus alle Wurzeln menschlichen Daseins ab, und doch thun wir nichts Böses und Jedermann muß zugeben, daß wir rechtschaffene Leute sind."

Meister Hans antwortete:

„Ja, es ist abscheulich, aber die christliche Barmherzigkeit? . . ."

„Die christliche Barmherzigkeit? . . . Die haben wir immer geübt zum Glück für unsere Henker! Hätten wir sie nicht geübt! . . . Aber Alles wird heimbezahlt mit Zinseszins! . . . Alles muß heimbezahlt werden! . . . wenn nicht in einem Jahr, so in zehn, wenn nicht in zehn Jahren, so in hundert, in tausend . . . Alles wird heimbezahlt!"

Man begreift hienach, daß sich Chauvel nicht wie Meister Hans mit einigen Erleichterungen, einem Steuernachlaß oder einer Verminderung der Militärlasten begnügt hätte. Man durfte nur sein bleiches Gesicht, die kleinen, schwarzen lebhaften Augen, seine feine gebogene Nase, seine schmalen, festgeschlossenen Lippen, seinen hageren vom Ballentragen gebogenen Rücken und seine nervigen stahlharten Glieder betrachten, man durfte ihn nur ansehen, um sich zu sagen:

„Dieser kleine Mann will alles oder nichts! Er hat die nöthige Ausdauer; er riskirt tausendmal die Galeeren, wenn es gilt freisinnige Bücher zu verkaufen; er fürchtet nichts und mißtraut Allem; unter Umständen wär's nicht gut, wider ihn zu sein! Und seine Kleine gleicht ihm schon; das bricht, aber biegt sich nie."

Ohne mir klar darüber zu sein — denn ich war noch zu jung — hatte ich doch eine Ahnung hievon; ich hatte große Achtung vor dem alten Chauvel; ich zog die Mütze tief vor ihm ab und dachte: er meint's gut mit den Bauern, wir passen zusammen.

Dazumal war in unsern Zeitungen auch die Rede von einem Deficit, und der Pathe rief oft aus, er könne nicht begreifen, woher dieses Deficit komme, das Volk bezahle doch immer seine Abgaben, man schenke oder borge ihm doch keinen Pfennig, lege ihm von Tag zu Tag mehr auf, und dieses Deficit sei nur ein Beweis, daß es Diebe gebe; unser guter König werde wohl dran thun, nach diesen Dieben fahnden zu lassen; unsereins könn' es schon darum nicht sein, weil, wenn die Steuern einmal eingezogen seien, die Bauern keinen Deut mehr davon zu sehen kriegten, weder in der Nähe noch in der Ferne, man müsse also wohl oder übel glauben, daß sich die Diebe in der Umgebung des Königs befinden.

Dann erhob Valentin die Hände zum Himmel und sagte:

„Oh! Meister Hans, Meister Hans, was fällt Euch ein? In der Umgebung des Königs befinden sich ja nur Prinzen, Herzoge, Barone und Bischöfe: hochachtbare Männer, denen die Ehre höher steht, als das Geld.“

„Schon recht,“ schnauzte ihn Meister Hans ab, „denk was du magst, und laß mich denken, was ich will. Du wirst mir nicht weis machen, daß die Bauern, die Arbeiter oder auch die Bürger, die nichts anrühren ohne zu zahlen, am Deficit schuldig seien. Um stehlen zu können, muß man nahe bei der Kasse sein, und wenn's die Prinzen nicht sind, so sind's ihre Bedienten.“

Der Pathe hatte ganz Recht, denn vor der Revolution konnte das Volk keine Abgeordneten schicken, um die Rechnungen prüfen zu lassen; die gnädigen Herrn und die Bischöfe hatten alles in der Hand, sie waren also auch für alles verantwortlich.

Uebrigens war, offen gestanden, Niemand seiner Sache ganz gewiß; die Leute sprachen vom Deficit, und in verblümter Weise manchmal auch die Zeitungen, als der König einen

Genfer Kaufmann, Namens Necker, zum Minister ernannte. Dieser Mann kam, nach Art der Kaufleute, welche nicht Bankerott machen wollen, auf die Idee, die Rechnung für ganz Frankreich aufzustellen: auf der einen Seite die Einnahmen, auf der andern die Ausgaben.

Die Zeitungen nannten das den Rechenschafts-Bericht Neckers.

Es war seit Jahrhunderten das erstemal, daß man den Bauern sagte, wo ihr Geld hinkam; denn es ist eine Kaufmanns-Idee, denen welche zahlen, Rechnung abzulegen; die gnädigen Herrn, die Aebte und Mönche waren viel zu stolz und zu heilig, um eine solche Idee zu haben.

Wenn ich an den Rechenschafts-Bericht Neckers denke, ist mir's wie ein Traum! Abend für Abend sprach der Meister von nichts Anderem; der Krieg in Amerika, Washington, Rochambeau, Lafayette, die Schlachten im indischen Meer, Alles war über diesen Rechenschafts-Bericht vergessen, den er seufzend und händeringend durchging: „Hofstaat des Königs und der Königin, so viel! Hofstaat der Prinzen, so viel! Schweizer Garde so viel! Gehalt der Steuer-Einnehmer, Pächter, Zahlmeister, Verwalter, so viel! Kloster-Gemeinschaften, Häuser, Gebäude, so viel! Pensionen, auf die königliche Schatulle angewiesen, so viel!" — Und immer gleich nach Millionen!

Ich habe noch keinen Menschen so entrüstet gesehen.

„Aha!" rief er, „jetzt sieht man's, woher unsere Armuth kommt, jetzt sieht man's, warum die Leute barfuß laufen, warum so viele tausend Menschen vor Kälte und Hunger umkommen, warum so viel Land brach liegt. So! jetzt begreift man Alles! Gott im Himmel! sollen die Armen alle Jahr dem König fünf Millionen geben und soll das erst nicht reichen . . . sollen 56 Millionen Deficit da sein?!"

Es drehte sich einem das Herz im Leib rum, wenn man ihn nur ansah!

„Ja, das ist recht traurig,“ sagte Chauvel, „und doch müßt ihr bedenken, ist's ein großes Glück, daß wir wissen, wo unser Geld hinkommt. Ehmals dachte man: Was geschieht nur mit der Masse Geld? Wo kommt's hin? Wirft man's in's Meer? Jetzt wenn man die tausenderlei Abgaben zahlt, weiß man wenigstens, was draus wird.“

Da sagte der Meister ganz wüthend:

„Ihr habt Recht, es wird recht angenehm sein, wenn man denkt: Ich arbeite, damit der Herr von Soubise Paläste kaufen kann. Ich darbe, damit der Herr Graf von Artois Feste für zweimal hunderttausend Livres geben kann. Ich schinde mich von Morgens bis Abends ab, damit die Königin dem nächsten besten adeligen Bettler zehn mal mehr schenken kann, als ich mein Leben lang verdient habe. — Das wird sehr erfreulich sein!“

Gleichwohl gefiel ihm die Idee, daß man dran ging, uns Rechnung abzulegen und nachdem der ärgste Zorn verraucht war, sagte er:

„Seit Turgot haben wir keinen so guten Minister gehabt. Der Necker ist ein ehrlicher Mann; er führt die Ideen des andern aus, der auch die Lasten des Volks erleichtern, die Abgaben vermindern, die Zunftmeister abschaffen und Rechnung ablegen wollte. Die gnädigen Herren und die Bischöfe haben ihn weggedrückt. Wenn sie's nur mit dem Necker nicht auch so machen können, wenn unser guter König den nur hält! Dann werden sich die, die uns zu Grunde richten, doch ein wenig schämen; sie werden's nicht wagen mit ihrer abscheulichen Verschwendung fortzumachen. So oft sie an einem armen Mann vorbeikommen, der im Felde arbeitet, können sie nicht

umhin zu erröthen, wenn sie sehen, daß der Unglückliche sie mit Verachtung ansieht; dann werden sie denken: der hat scheint's auch den Rechenschaftsbericht Neckers gelesen und weiß, daß ich diese Federn, diese Pferde, diesen Wagen, und diese Bedienten nur seiner Arbeit verdanke, und daß ich sie erbettelt habe."

Was den Meister aber noch mehr freute, war, daß Necker am Schluß seines Berichts sagte, um das Deficit bezahlen zu können, müsse man die Privilegien der Klöster und gnädigen Herren abschaffen und sie die gleichen Abgaben zahlen lassen, wie die Bauern.

„Das ist das Allerschönste," sagte er, „dieser Necker hat sehr gute Ideen!"

Im ganzen Land ging in Folge dessen das Gerücht von einer großen Veränderung, und die gute Nachricht drang überall hin. Seit länger als drei Wochen waren Chauvel und sein Gretchen nicht wieder im Dorf erschienen, und die ganze Zeit über thaten sie nichts, als Necker'sche Rechenschaftsberichte verkaufen. Für Lothringen holten sie dieselben in Pont-à-Mousson, fürs Elsaß in Kehl. Ich weiß nicht mehr, wie viel solcher Büchlein sie verkauften; Margreth hat mir's früher wohl gesagt, aber es sind so viele viele Jahre drüber hingegangen.

An Markttagen hörte man von nichts anderem mehr reden, als von der Abschaffung der Privilegien und der gleichen Vertheilung der Steuern:

„Nun, Meister Hans! es scheint doch, daß am End aller Ende unsere lieben Aebte und gnädigen Herren auch etwas zahlen müssen?"

„Mein Gott, freilich! das verdanken wir dem lumpigen Deficit. Die alten Abgaben reichen nicht mehr hin, und das Volk bringt's nie fertig, das Deficit zu decken; es ist schrecklich, schrecklich . . . ein rechtes Unglück! . . ."

Alles lachte, man bot sich eine Prise an und bedauerte die armen Pfaffen und die armen gnädigen Herren.

Das war im Jahr 1781; das Vertrauen währte aber nicht lange. Man erfuhr bald, dem Grafen von Artois, der Königin Marie-Antoinette und dem alten Minister Maurepas sei der bürgerliche Minister unausstehlich, welcher Rechnung ablegen wolle. Die Besorgniß nahm mehr und mehr überhand, man empfand ein unbestimmtes Mißtrauen, und als ich am 2. Juni 1781 an einem Freitag in die Stadt geschickt wurde, um Salz beim Salzfactor zu holen, fand ich die ganze Stadt auf den Beinen. Die Regimentsmusik spielte unter dem Balkone des Marquis von Talaru. Die Trommler rasselten vor der Vogtei und vor der Wohnung des Majors; sie marschirten in Abtheilungen, wie am Christtag, und diese Trommler bekamen auch gute Trinkgelder. Man hätte glauben können, es sei ein Fest! Aber das Volk war traurig; die Geflügel- und Gemüsehändler saßen wie gewöhnlich der Reihe nach auf ihren Bänkchen da, schrieen aber nicht wie gewöhnlich. Man hörte nichts als die Musik auf dem Platz und die Trommler rechts und links auf den Straßen.

Vor der Salzfactorei drängte sich die Menge. Angehende Officiere, sogenannte Cadetten, die Hütchen schief auf dem Kopf, die Säbeltroddel um den Arm geschlungen, gingen zu dritt und viert lachend auf und ab und thaten ganz närrisch. Der Salzfactor zählte mein Geld nach, gab mir den Sack zum Schieber heraus, und ich ging meiner Wege.

Am Eck von der Markthalle sprachen einige Kornhändler mit einander:

„'S ist aus," sagte einer von ihnen, „'s ist aus, wir können auf nichts mehr rechnen: der König hat ihn fortgeschickt."

Augenblicklich fuhr mir's durch den Kopf, daß Necker

entlassen worden sei, denn seit länger als drei Monaten sprach man nur noch von ihm. Ich machte also, daß ich heimkam. Die alten Wachsoldaten am deutschen Thor rauchten ihr Pfeifchen und spielten ruhig schwarzen Peter wie gewöhnlich.

Als ich in die Schmiede kam, hatte der Meister von Händlern, die aus der Stadt zurückkamen, schon alles erfahren. Die Leute waren noch da und erzählten, was sie gehört hatten. Der Pathe rief aus:

„Das ist nicht möglich! .... Das ist nicht möglich! .... Wenn Necker geht, wer soll das Deficit bezahlen? Die Andern machen so fort wie bisher, mit Festen, Jagden und Gelagen, sie werfen das Geld zum Fenster hinaus, das Deficit wird größer anstatt kleiner; ich sag euch: es ist nicht möglich."

Als ich ihm jedoch erzählte, was ich gesehen hatte, die Lustigkeit der Cadetten, die Musik vor dem Gouvernementsgebäude und sofort, da runzelte er die Stirne:

„Nun, ich seh, daß es wahr ist, der brave Mann geht! Ich hatte doch immer geglaubt, unser guter König wolle ihn halten."

Er hätte noch manches gesagt, wir kannten aber die Leute noch nicht alle, die vor der Thüre herumstanden und uns aufmerksam zuhörten. Er nahm daher seinen Hammer und rief:

„Frisch! ... an's Geschäft ... Wir müssen die Pension des Herrn von Soubise bezahlen! Vorwärts Leute! ..."

Er lachte so laut, daß man's drüben im Wirthshaus hörte und Frau Kathrine den Kopf zum Fenster herausstreckte, um zu sehen, was es gäbe.

Die Händler gingen weiter, und selbigen Tags zogen noch Viele still und traurig vorüber; man sprach aber nichts mehr zusammen.

Erst Abends als die Hausthüre und die Läden geschlossen waren, leerte der Meister sein Herz aus:

„Der Herr Graf von Artois und unsere schöne Königin haben's also doch gewonnen," hub er an. „Wehe! dem armen Mann, der sich von einer verschwenderischen Frau beherrschen läßt; er kann die besten Eigenschaften von der Welt haben, er kann sein Volk lieben, er kann die Frohnden und die Folter abschaffen — Feste, Bälle und sonstige Vergnügungen kann er nicht abschaffen! Auf diesem Ohr ist die Verschwenderin taub, davon will sie nichts wissen; ihretwegen dürfte alles zu Grunde gehen, wenn nur die Feste fortdauern; dazu ist sie auf der Welt! Sie braucht Complimente, Blumensträuße, Wohlgerüche. Schaut wie's dem armen Notar Regoine ging, einem wohlhabenden Mann, einem Mann, der vom Vater und Großvater, von Urväter-Zeiten her vermöglich war, und der ruhig hätte leben können bis in sein hundertstes Jahr. Da nimmt er zu seinem Unglück die Jungfer Jeanette Desjardins zur Frau, und nun heißt's mit ihr auf alle Bälle, alle Hochzeiten, alle Taufen gehen, Morgens und Abends den Karren einspannen und zwei Bund frisches Stroh auflegen lassen, damit man recht fein im Tanzsaal erscheinen kann, und dann nach fünf oder sechs Jahren kommt der Executor und leert das Haus, verkauft Güter und Fahrniß, der arme Regoine muß ins Arbeitshaus spazieren und Frau Jeanette zieht mit dem Chevalier Bazin vom Regiment Rouergue in der Welt herum. Daran ist das verschwenderische Weib schuld und so geht's jedem, der ein solches hat."

Meister Hans redete sich immer mehr in Zorn, er wagte es nicht herauszusagen, daß unsere Königin Marie-Antoinette alles in's Unglück stürzen werde, man sah ihm aber an, daß er's dachte.

Er redete seit einer halben Stunde in Einem fort und konnte gar nicht mehr aufhören.

Draußen regnete und stürmte es; es war ein abscheulicher Tag.

Wir sollten aber noch gehörig erschrecken und viel Schlimmeres erfahren; denn nach 9 Uhr, als Nicola eben das Feuer auf dem Herd löschte, und ich im Begriff war, einen Sack überzuthun, um heimzugehen, that's plötzlich zwei starke Schläge an den Laden.

Meister Hans hatte so geschrieen, daß man ihn trotz Sturm und Regen draußen konnte verstanden haben. Sprachlos sahen wir einander an, und Frau Kathrine trug schon das Licht in die Küche, damit man meinen sollte, wir schliefen; beim bloßen Gedanken, daß Gensdarmen draußen vor der Thüre stünden, waren wir todtenbleich geworden, als plötzlich eine starke Stimme rief:

„Ich bin's, Hans! . . . ich bin's, der Christoph . . . mach auf! . . .“

Man kann sich denken, wie wir aufathmeten. Meister Hans ging auf den Gang hinaus und Mutter Kathrine brachte die Lampe wieder herein.

„Du bist's?“ sagte der Meister.

„Ja, ich bin's.“

„Du hast uns schön erschreckt!“

So sprechend traten sie in die Stube und wir sahen beim ersten Blick, daß der Herr Pfarrer Christoph nicht gut aufgelegt war, denn anstatt wie sonst der Frau Kathrine und den Andern „Grüß Gott!“ zu sagen, beachtete er keins von uns, schüttelte seinen großen Dreispitz aus, der vom Regen voll Wasser war und fing an:

„Ich komme von Zabern . . . ich hab' den berühmten

Kardinal von Rohan gesehen ... Gott im Himmel! Gott im Himmel! also das ist ein Kardinal, ein Kirchenfürst! Ha! wenn ich dran denke! ..."

Er sah tief entrüstet aus. Das Wasser lief ihm über die Backen auf den Rockkragen; er riß sein Bäffchen herunter, steckte es ein und ging hastig auf und ab. Wir sahen ihn ganz verwundert an, er aber schien uns gar nicht zu bemerken und sprach nur an den Meister hin.

„Ja, ich hab' diesen Prinzen gesehen, diesen Großwürdenträger, der uns mit gutem Beispiel vorangehen und ein Muster christlicher Tugend sein soll; ich habe ihn gesehen, wie er, selber kutschirend, mit seinem Wagen auf der Hauptstraße von Zabern im Galopp mitten durch das zu Markt gebrachte Fayence- und Töpfergeschirr fuhr, und dabei lachte wie ein Narr ... Das ist ein Skandal! ..."

„Weißt Du, daß Necker entlassen ist?" fragte ihn Meister Hans.

„Ob ich es weiß!" gab er mitleidig lächelnd zur Antwort. „Komm ich nicht gerade davon her, wie die Oberen aller elsäßischen Klöster, Franziskaner, Kapuziner, Karmeliter, Barnabiter, alle Bettel- und Barfüßerorden in Gala ihre Aufwartung bei Seiner Eminenz gemacht haben? Ha! Ha! Ha!"

Er durchmaß die Stube mit großen Schritten. Er war über und über mit Koth bespritzt und bis auf die Haut durchnäßt, aber er spürte nichts; sein dicker, grauer, krauser Kopf zitterte. Es war als ob er mit sich selbst spräche.

„Ja, Christoph, ja, das sind die Kirchenfürsten!... Geh' doch und bitte den durchlauchtigsten Herrn um seine Protektion für einen armen Familienvater, geh' und klage bei diesem Hort der Geistlichkeit, geh' und sag' ihm, daß die Beamten des Fiscus, unter dem Vorwand, nach Contrebande zu suchen, bis in

dein Pfarrhaus gedrungen sind, und daß du ihnen die Schlüssel zu deinem Keller und zu deinen Schränken ausliefern mußtest. Sag' ihm, daß es gemein ist, wenn man einen Bürger, sei er wer er wolle, zwingt, seine Thüre bei Tag und bei Nacht bewaffneten Leuten zu öffnen, die keine Uniform, kein Abzeichen haben, wodurch sie sich von Räubern unterscheiden, und denen man vor Gericht auf ihren Eid glaubt, ohne daß man über ihren Lebenswandel und ihre Aufführung Erkundigungen einzieht, wenn man sie in ihr Amt einführt und ihrem gefährlichen Wort Vermögen, Ehre, ja das Leben der Leute anvertraut. Sag' ihm, seine Würde erheische, gerechte Forderungen vor die Stufen des Thrones zu bringen und die Bande eines Unglücklichen zu lösen, der ins Gefängniß geschleppt wurde, weil die Salzspitzel bei ihm vier Pfund Salz gefunden haben . . . Geh' . . . geh' . . . Du wirst gut aufgenommen werden, Christoph!"

„Aber um's Himmels willen," fiel jetzt der Meister ein, „was hat's denn gegeben?"

Da hielt der Pfarrer einen Augenblick inne und sagte sodann:

„Ich bin dorthin gegangen, um mich über eine Haussuchung, welche die Salzsteuerbeamten gestern Nacht um 11 Uhr in meinem Dorf vorgenommen haben, und über die Verhaftung eines meiner Pfarrkinder, des Jakob Baumgarten, zu beschweren. Das war meine Pflicht. Ich dachte, ein Kardinal werde das begreifen, er werde mit einem unglücklichen Familienvater und seinen sechs Kindern, dessen ganzes Verbrechen darin besteht, daß er einige Pfund Schmuggelsalz gekauft hat, Mitleid haben, er werde machen, daß der Aermste losgelassen wird! Und wie ist mir's ergangen. Erst mußt ich zwei Stunden vor dem Thor des prächtigen Schlosses warten, wo die Kapuziner aus- und

eingingen, als ob sie da zu Hause wären. Sie kamen, um Seiner Eminenz zur Entlassung Necker's zu gratuliren. Endlich erlaubte man mir in dieses Babylon hineinzugehen, wo alles von Seide, Gold und Edelsteinen strotzt, auf den Gemälden und in den Gemächern! Da ließ man denn mich und ein paar arme Pfarrer aus den Bergen von 11 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends warten. Wir hörten die Bedienten lachen. Von Zeit zu Zeit kam ein großer Kerl in rother Livree unter die Thüre, sah uns an und rief den andern zu: „Das Pfaffengeschmeiß ist noch da!“ Ich wartete geduldig . . . Ich wollte mich bei Monseigneur beschweren. Da kam einer der Burschen und sagte uns, die Audienzen Seiner Durchlaucht seien auf 8 Tage verschoben. Und dazu lachte der Schlingel.“

Bei diesen Worten zerbrach der Herr Pfarrer Christoph seinen dicken Stechpalmenstock wie ein Schwefelholz, und sah fürchterlich aus.

„Dem Galgenstrick hätten Ohrfeigen gehört,“ sagte Meister Hans.

„Wenn wir allein gewesen wären,“ antwortete der Pfarrer, „hätte ich ihn auch bei den Ohren gekriegt und ihn gehörig hergerichtet! Aber so hab' ich dem Herrn das Opfer gebracht und mich gedemüthigt.“

Dann fing er wieder an auf und abzugehen. Wir beklagten ihn alle. Mutter Kathrine hatte ihm Wein und Brod geholt, er nahm es stehend und plötzlich war sein Zorn vorbei. Aber er sagte Dinge, die ich nie vergessen werde; er sagte:

„Die Gerechtigkeit wird allüberall mit Füßen getreten. Das Volk macht alles, die andern machen nichts als übermüthige Streiche; sie spotten der Tugend, sie verachten die Religion! Der Sohn des Armen beschützt sie; der Sohn des Armen ernährt sie, und aber der Sohn des Armen, wie ich

einer bin, predigt die Achtung vor ihrem Reichthum, ihrer Würde, selbst wenn sie Aergerniß geben! Wie lang wird das noch dauern? Ich weiß es nicht, aber ewig kann es nicht dauern: es ist wider die Natur, es ist wider den Willen Gottes, und es ist gewissenlos, Achtung vor dem zu predigen was Verachtung verdient! Das muß aufhören denn es steht geschrieben:

„Wer mein Wort hält, der wird eingehen zu meiner Herrlichkeit. Aber die Ungerechten werden das Reich Gottes nicht ererben, weder die Hurer, noch die Abgöttischen, noch die Lästerer."

Pfarrer Christoph ging noch am gleichen Abend heim in sein Dorf. Wir waren traurig und Meister Hans sagte zum Abschied:

„Alle diese Adeligen erkennen nur ihresgleichen an. Wenn sie einen von uns brauchen, sei's als Priester, als Handwerker oder als Soldat, so behandeln sie ihn von oben herab und schaffen sich ihn sobald als möglich wieder vom Halse. Daran thun sie sehr Unrecht! Jetzt, da Jedermann das Deficit kennt, wird's wohl anders werden. Man weiß, daß das Geld vom Volk kommt, und das Volk wird es satt kriegen, für Prinzen und Kardinäle dieser Sorte zu arbeiten."

Ich ging erst nach 10 Uhr heim in meine Hütte und noch im Schlaf gingen mir all' diese Gedanken im Kopf herum. Ich hatte dieselben Ideen wie Meister Hans, Chauvel und der Pfarrer Christoph; aber die Zeit war noch nicht erfüllet; wir mußten noch viel erdulden, bis die Stunde der Erlösung schlug.

VI.

Ueber all diesen Geschichten von Necker, von der Königin und dem Grafen von Artois fällt mir aber noch etwas Trau=

rigeres ein, nemlich die große Armuth meiner Eltern, die immer arbeiteten und Winters immer wieder Hunger leiden mußten. Stephan war herangewachsen; der arme Knabe half dem Vater bei der Arbeit, aber schwach und leidend wie er war, verdiente er kaum sein Essen. Claudius war als Viehhirt im Kloster in Lixheim, Nicolaus schaffte im Walde als Holzhauer. Das war ein guter Arbeiter; leider betrank er sich Sonntags gewöhnlich und fing im Wirthshaus Händel an und gab der Mutter beinahe nichts von seinem Verdienste. Lisbeth und unsere jüngste Schwester Mathurine warteten den Offizieren und den Damen aus der Stadt im Tivoli auf; das kam aber nur einmal die Woche vor, am Sonntag, die übrige Zeit bettelten sie auf der Landstraße; denn damals gab's noch keine Fabriken; man ließ in unseren Dörfern noch keine Kapuzen, Krägen und Puffärmel aus Zephirwolle stricken; man flocht noch keine Strohhüte, wie sie jetzt zu Tausenden nach Paris, Deutschland, Italien und Amerika gehen. Die Kinder konnten manchmal achtzehn bis zwanzig Jahr alt werden, ohne einen Heller zu verdienen.

Das Schlimmste aber war, daß unsere Schuld immer wuchs und mehr als 9 harte Sechs-Livre-Thaler betrug, und daß Herr Robin pünktlich alle drei Monate an unser Fenster klopfte um dem Vater zu sagen, daß er die und die Frohnd zu leisten habe. Das war unser Schrecken. Alles Uebrige schien uns nichts im Vergleich mit diesem Unglück. Wir wußten nicht, daß man uns mittelst der Generalpächter, der Sporteln und Zollhäuser für die nothwendigsten Lebensmittel zehnmal mehr bezahlen ließ als sie werth waren, daß wir für ein Stück Brod einen Laib, für ein Pfund Salz zehn Pfund bezahlten und so fort, und daß uns das ruinirte.

Wir wußten nicht, daß wir nur 25 Stunden von unserer

Heimath weg, in der Schweiz, mit derselben Arbeit viel besser hätten leben und noch etwas ersparen können. Nein, die armen Bauern haben von den indirekten Steuern nie etwas verstanden; was man ihnen in baar Geld abnimmt am Ende des Jahres, und wären es nur zwanzig Sous, das macht sie wild; wenn sie aber wüßten, was man ihnen Tag für Tag auf des Lebens Nothdurft schlägt, da würden sie noch ganz anders schreien!

Nun, das heut zu Tag ist nichts mehr gegen damals: die Schlagbäume sind weg und die Zoll- und Steueraufseher um drei Viertel vermindert; aber damals, was war das eine Plünderung und eine Armuth!

Ach, wie sehnlich wünschte ich, meinen Eltern helfen zu können, und wie rührte mich der Gedanke: nächstes Jahr gibt dir Meister Hans drei Livres monatlich und damit können wir ganz sachte unsere Schuld abtragen.

Ja dieser Gedanke verdoppelte meine Kraft; davon träumte ich Tag und Nacht!

Endlich nach so vielen Leiden widerfuhr uns doch auch ein Glück; Nicolaus zog bei der Conscription ein weißes Loos. Man zog damals statt der Nummern weiße und schwarze Loose, und nur die schwarzen wurden genommen.

Welches Glück!

Sofort nahm sich die Mutter vor, den Nicolaus zu verkaufen; er war 5 Schuh 6 Zoll und konnte bei den Grenadieren eintreten: das mußte mehr ausmachen als neun Thaler!

Mein Lebenlang seh ich die Freude der ganzen Familie! Die Mutter nahm Nicolaus am Arm und sagte:

„Wir wollen dich verkaufen! Dießmal haben's viele Verheirathete verloren, da kannst du wohl als Einsteher ankommen.“

Man durfte nemlich bloß für verheirathete Männer ein-

stehen, mußte aber die doppelte Zeit dienen; 12 Jahre statt sechs! Nicolaus wußte das so gut wie die Mutter, sagte aber gleichwohl:

„Wie Ihr wollt, Mutter! Mir ist alles recht."

Der Vater hätte ihn lieber behalten; er sagte, wenn er als Holzhauer im Wald schaffe und Winters Frohnden für andere thue, so gebe das auch ein Geld und damit könne man die Schulden zahlen; aber die Mutter nahm ihn beiseit und sagte ihm in's Ohr:

„Hör, Hans Peter! wenn der Nicolaus da bleibt, so heirathet er bald, ich weiß, daß er der Hanne Loriß nachlauft. Wenn die sich heirathen, kriegen sie Kinder, und das wäre das Allerschlimmste für uns."

Darauf hin fragte ihn der Vater, mit Thränen im Aug:

„Du willst also einstehen, Nicolaus? Du willst fort von uns?"

Der aber, mit einem rothen Band an seinem alten Dreispitz, rief:

„Ja, ich geh fort! Ich muß die Schuld bezahlen! . . . Ich bin der Aelteste und ich zahl die Schuld."

Es war ein hübscher Bursche! Die Mutter umarmte und küßte ihn und sagte, sie wisse wohl, daß er seine Eltern liebe, das wisse sie längst, und wenn er dann Grenadier sei, so komme er ins Dorf heraus im weißen Frack mit himmelblauen Aufschlägen und einer Feder auf dem Hut.

„Schon gut! . . . schon gut! . . . " fiel Nicolaus ein.

Er durchschaute die Schlauheit der Mutter, die nur an ihre Brut dachte, that aber, als ob er nichts merkte; und dann hatte er auch Freude am Soldatenhandwerk.

Der Vater saß am Herd, hielt den Kopf in beiden Händen und weinte. Er hätte gern Alles um sich behalten; die

Mutter aber lehnte sich auf seine Schulter, und während die Brüder und Schwestern unter der Hausthüre die Nachbarn herbeiriefen, sagte sie ihm ins Ohr:

„Hör', wir bekommen mehr als neun harte Thaler. Nicolaus hat sechs Zoll, die Zoll werden extra bezahlt, das macht zwölf Louisd'or! Wir können uns eine Kuh kaufen, das gibt Milch, Butter und Käse und ein Schwein können wir auch mästen!"

Er antwortete nichts und war die ganze Zeit traurig.

Tags darauf gingen sie jedoch zusammen in die Stadt, und trotz seines Kummers sagte der Vater beim Heimkommen, Nicolaus werde für den Sohn des Bäcker Joos einstehen und zwölf Jahr lang dienen, dafür bekämen wir zwölf Louisd'or — ein Louisd'or für jedes Jahr Dienst! — davon bezahle man zu allererst den Robin, und dann könne man weiter sehen.

Er wollte dem Nicolaus ein oder zwei Louisd'or lassen, die Mutter aber schrie, der brauche nichts, der bekomme sein gutes Essen täglich, und seine gute Montur; er werde sogar zu den Schuhen hin auch noch Strümpfe fassen, wie alle Milizsoldaten, wenn man ihm Geld gebe, verthu er's nur im Wirthshaus und komme in Arrest.

Nicolaus lachte und sagte:

„Laßt's gut sein! 'S ist mir auch so recht."

Nur der Vater war untröstlich; doch darf man nicht glauben, daß die Mutter den Nicolaus gern ziehen ließ, oh nein! Sie hatte ihn sehr lieb; aber die große Armuth verhärtet einem das Herz, und sie dachte an die Jüngsten, an Mathurine und Stephan, und zwölf Louisd'or waren zu damaliger Zeit ein Vermögen.

So war's also ausgemacht, und über acht Tage sollte

der Contract auf dem Rathhaus unterzeichnet werden. Nicolaus ging jeden Morgen nach der Stadt und da er für den Sohn des Hauses einstehen sollte, traktirte ihn der Vater Joos, der das Gasthaus zum Hirsch, gegenüber vom deutschen Thor hatte, mit Wurst und Sauerkraut und ließ es auch an einem guten Schluck Wein nicht fehlen. So verbrachte Nicolaus den ganzen Tag lustig und guter Dinge mit Kameraden, welche für andere Bürger einstanden.

Ich, ich arbeitete mit frischem Muth; jetzt konnte man wenigstens dem Robin seine neun harten Thaler heimbezahlen, wir konnten uns den Hallunken für immer vom Hals schaffen. Ich that nichts als mich freuen, wenn ich so auf den Ambos hineinschlug, und Meister Hans, Valentin, alle im Haus nahmen Theil an meiner Freude.

Eines Morgens, als die Hämmer flogen und die Funken stoben, erscheint plötzlich ein sechs Schuh langer Lümmel unter der Thüre, ein Unteroffiizier vom Deutsch-Regiment, die große Bärenmütze auf dem Ohr, im blauen Frack mit chamoisfarbiger Unterweste, gelben Lederhosen, hohen Stiefeln, den Säbel eingehenkt, und fängt an zu schreien:

„Guten Morgen! Vetter Hans, guten Morgen!“

Er sah so stolz aus wie ein Oberst. Meister Hans blickte ihn erst verwundert an, sagte aber dann:

„So du bist's, schlechter Kerl! Haben sie dich noch nicht gehenkt?“

Lachend erwiederte der Andere:

„Immer der alte Schäker, Vetter Hans! Wollt Ihr nicht eine Flasche Rikwirer wichsen?“

„Wenn ich arbeite, will ich die Kehle von deinesgleichen nicht anfeuchten, du Schlingel,“ sagte der Meister und drehte ihm den Rücken. „Vorwärts Leute! an's Geschäft.“

Und da wir wieder zu schmieden anfingen, ging der Unteroffizier lachend und säbelrasselnd seines Weges.

Es war richtig ein Vetter vom Meister Hans, sein Vetter Jerome von Vierwinden, er hatte aber, ehe er Soldat wurde, so viel Streiche im Lande herum gemacht, daß ihn die Familie nicht mehr ansah. Der Lump hatte einen halbjährigen Urlaub, und ich erzähle das nur, weil ich Tags darauf, als ich unser Salz in der Stadt holte, am Eck der Markthalle rufen hörte:

„Michel! Michel!“

Ich wende mich um und sehe den Nicolaus mit diesem langen Galgenstrick, vor der Wirthschaft zum Bären, dort wo's in's Rothe=Herz=Gäßchen hineingeht. Nicolaus nahm mich am Arm und sagte:

„Komm, trinken wir einen Schluck.“

„Gehen wir lieber zum Joos“, sagte ich.

„Das Sauerkraut hab ich satt, komm!“

Und wie ich vom Zahlen sprach, fing der andere an:

„Laßt es gut sein! . . . es freut mich, wenn ich Landsleute treffe; das ist meine Sache.“

Ich mußte mit hinein und Bescheid thun. Die alte Urschel brachte was das Herz begehrte: Wein, Schnaps, Käs. Ich hatte aber keine Zeit zu verlieren; und das Loch voll Soldaten und Milizen, welche da zusammen rauchten, schrieen und sangen, gefiel mir gar nicht. Ein anderer Baracker, der kleine Hans Rath, der Clarinettbläser, war noch bei uns und trank auch auf Rechnung des Unteroffiziers vom Deutsch=Regiment. Zwei oder drei alte Soldaten, Veteranen, die Hatzel im Genick, den großen Hut quer auf dem Kopf, Nase, Backen und das ganze Gesicht voll rother abgedorrter Pusteln, standen mit eingestemmten Armen, den Mundspitz der schwarzge=

rauchten Pfeife zwischen ihren Stumpen, um den Tisch herum. Man konnte nichts schmutzigeres, abgeschabteres und versoffeneres sehen. Sie duzten Nicolaus, der sie wieder duzte. Zwei- oder dreimal sah ich sie dem Deutsch-Regimentler zublinzen und wenn Nicolaus etwas sagte, lachte und schrie alles:

„Ha! ha! ha! . . . Ganz recht! . . . Ha! ha! ha!"

Ich wußte nicht was das heißen sollte, und war um so mehr erstaunt, als der andere immer zahlte.

Draußen in der Infanterie-Kaserne schlug man zum Appell; die Soldaten vom Schweizerregiment Schönau liefen eilends vorüber; sie waren vor wenigen Tagen zum Ersatz für das Regiment de Brie eingerückt. Diese Schweizer waren alle in Roth, wie die französischen Soldaten in Weiß. Aber die Alten, die man Sold-Veteranen hieß, waren bei keinem Regiment, die gingen nicht zum Wirthshaus hinaus. Der Deutsch-Regimentler fragte mich, wie alt ich sei. Ich antwortete vierzehn. Darauf sagte er nichts mehr.

Nicolaus hatte angefangen zu singen, und ich, wie immer mehr Leute kamen und die Stube zum Ersticken voll wurde, nahm meinen Sack unter der Bank vor und machte, daß ich heim kam.

Das war am Tag zuvor, eh man die Contrakte auf dem Rathhaus unterschreiben mußte. Aber in der Nacht kam Nicolaus nicht heim zum Schlafen. Der Vater wurde sehr unruhig, besonders, als ich ihm Abends erzählte, was ich gesehen hatte. Die Mutter sagte:

„Ach! das thut nichts, die Bursche müssen auch ihr Vergnügen haben. Nicolaus kann ja so nicht mehr jeden Abend heimkommen! warum soll er's nicht noch benützen und sich einen guten Tag machen, wenn die Anderen zahlen."

Der Vater aber wurde sehr ernst. Die Geschwister schliefen

längst. Die Mutter kletterte die Leiter hinauf und ließ uns allein beim Herd sitzen. Der Vater sprach nichts, er brütete vor sich hin. Endlich, ganz spät, sagte er:

„Wir wollen uns jetzt auch hinlegen, Michel! und versuchen, ob wir schlafen können. Morgen in aller Früh will ich nach der Sach sehen; der muß man ein Ende machen; man muß unterschreiben, wir haben's versprochen.“

Er stieg die Leiter hinauf, und ich zog mich aus, als wir auf dem Fußweg durch die Gärten Jemand ans Haus her kommen hörten. Der Vater stieg wieder herunter und sagte:

„Da ist der Nicolaus.“

Er öffnete, aber statt meines Bruders kam der kleine Hans Rath ganz bleich herein und fing an:

„Hört, ihr dürft nicht erschrecken, aber es ist euch ein Unglück passirt.“

„Was ist's?“ sagte der Vater zitternd.

„Euer Nicolaus sitzt drin in der Stadt im Arrest; er hat den langen Jerome vom Deutsch=Regiment mit einem Krug beinahe todtgeschlagen. Ich hab' ihm gleich gesagt: „Nehm dich in Acht!“ Mach's wie ich; seit drei Jahren trink ich auf Kosten der Werber, sie wollen mich alle dran kriegen, aber ich unterschreib nicht; ich laß sie zahlen; ich unterschreib nie!“

„Ach Gott! ach Gott!“ rief der Vater aus, muß denn alles Unglück über uns kommen!“

Ich konnte mich nicht auf den Füßen halten und setzte mich hinter den Herd; die Mutter kam, alles wachte auf.

„Unterschrieben hat er?“ fragte der Vater. „Was denn? Sag nur, was? Er hat ja nichts mehr unterschreiben können, weil wir's den Joosiischen versprochen haben; er konnt' es gar nicht mehr!“

„Was ist da viel zu machen?“ sagte Hans Rath, „er kann nichts dafür und ich auch nicht: wir hatten zu viel im Kopf! Die Werber hießen ihn unterschreiben; ich blinzte ihm noch zu, er sollt's nicht thun; aber er sah nicht mehr recht und verstand nichts mehr. Schließlich mußt' ich auch noch einen Augenblick hinaus, und wie ich wieder komme, hat er unterschrieben; der Deutsch-Regimentler steckte gerade das Papier lachend in die Tasche. Dann zog ich euren Nicolaus hinaus in die Küche und sagte: „Du hast unterzeichnet?“ — „Ja.“ — „Aber da kriegst du keine zwölf Louisd'or, höchstens hundert Livres; du hast dich dran kriegen lassen!“

„Sofort geht er ganz wüthend wieder hinein und erklärt den Kerlen, das Papier müsse zerrissen werden. Der Deutsch-Regimentler lacht ihn aus. Was soll ich noch viel sagen? Euer Nicolaus hat von oben bis unten Alles zusammengeschlagen; er nahm den Deutsch-Regimentler und einen Veteranen beim Kragen. Die ganze Kneipe erzitterte, Alles flog auf den Boden. Die Alte rief nach der Wache. Ich war hinter dem Tisch an der Wand und konnte nichts machen; ich konnte nicht heraus. Der Jerome zog vom Leder, da nahm der Nicolaus einen Krug und schlug ihn dermaßen auf den Schädel, daß der Krug in tausend Stücke ging und der Hallunke von einem Deutsch-Regimentler der Länge nach hinfiel und den Ofen, Flaschen, Becher und Krüge mit sich umriß, daß die Scherben nur so herumflogen. Die Wache kam gerade zur Thür herein und ich hatte kaum noch Zeit, mich durch den Stall hinten nach der Synagogenstraße hinaus davon zu machen. Wie ich um die Ecke bog, sah ich den Nicolaus, umgeben von der Wache, noch ganz in der Nähe der Halle, aber die vordere Straße war so voll Menschen, daß man nicht mehr zu ihm hinkommen konnte. Es hieß, der Deutsch-Regimentler sei am

Sterben! Für was brauchte er aber auch seinen Säbel zu ziehen, der Nicolaus konnte sich doch auch nicht todtschlagen lassen. Der Jerome ist an allem Schuld, das kann ich beschwören, wenn ich zeugen muß; der ist an allem Schuld!"

Während uns Hans Rath das Unglück erzählte, waren wir Alle wie betäubt; wir sagten nichts, wir konnten nichts sagen; als aber jetzt die Mutter die Hände über dem Kopf zusammenschlug, da brachen auf einmal alle in Thränen aus. Das ist meine traurigste Erinnerung: wir waren nicht allein zu Grund gerichtet, der Nicolaus saß auch noch obendrein im Gefängniß.

Wären die Thore der Stadt nicht schon geschlossen gewesen, der Vater wäre gleich fortgelaufen, aber so mußte man warten bis zum andern Morgen, in der größten Verzweiflung.

Die Nachbarn, die schon zu Bett gegangen waren, standen, als sie uns so jammern hörten, einandernach wieder auf, und wie sie der Reih nach daher kamen, erzählte ihnen Hans Rath die gleiche Geschichte, während wir alle die Hände im Schoos, auf unserer alten Weidenkiste saßen und weinten. — Ach! die Reichen wissen nicht, was Unglück ist! nein, nein, alles fällt auf die Armen, alles ist wider sie.

Die Mutter hatte im ersten Augenblick angefangen auf Nicolaus zu schimpfen, schließlich aber jammerte er sie, daß sie auch weinte.

Mit Tagesanbruch nahm der Vater seinen Stock und wollte allein nach der Stadt gehen; ich hieß ihn aber warten, da Meister Hans bald aufstehen werde und uns einen guten Rath geben könne, wenn er nicht gar mit uns gehe um die Sache beizulegen. Wir warteten also noch zu, und gegen fünf Uhr, wo man in der Schmiede anzündete, gingen wir hinab in's Wirthshaus.

Meister Hans war schon auf, hemdärmelig in der großen Stube. Er war sehr verwundert uns zu sehen, und als ich ihm das Unglück erzählte und ihn bat uns zu helfen, hatte er zuerst keinen kleinen Zorn.

„Was soll man da machen?“ sagte er. „Euer Nicolaus ist ein Saufaus, und der Andere, mein Hauptspitzbube von Vetter, ist noch schlimmer! Was läßt sich da viel beilegen? Das muß alles seinen Gang gehen, der Vogt wird sich schon drein mischen. Auf alle Fälle wär's das Beste, man macht, daß euer Taugenichts so bald als möglich fortkommt zu seinem Regiment, nachdem er sich nun einmal so dumm hat anwerben lassen.“

Er hatte ganz Recht. Da aber der Vater bitterlich weinte, zog er plötzlich seinen Sonntagsrock an, nahm seinen Stock und sagte:

„Komm, Hans Peter! weil du's bist, will ich sehen, was sich machen läßt. Viel Hoffnung hab' ich aber nicht.“

Er sagte seiner Frau, wir werden gegen 9 Uhr wieder zurück sein und gab dem Valentin einige Aufträge vor der Schmiede. Dann gingen wir gesenkten Hauptes fürbaß. Von Zeit zu Zeit rief der Meister aus:

„Was machen? Er hat sein Kreuz vor Zeugen drunter gesetzt; er hat seine sechs Zoll und ist fest wie von Eichenholz, solche Schwächlinge läßt man nicht mehr los, wenn sie sich haben fangen lassen. Das gibt die besten Soldaten, je weniger Hirn, je mehr Courage. Und wozu hätte der andere, der lange Galgenstrick, ein Halbjahr Urlaub bekommen, als um die jungen Burschen in unserer Gegend anzuwerben? Würde man ihn nicht einstecken, wenn er nicht wenigstens einen oder zwei für's Deutsch-Regiment mitbrächte? Ich glaub nicht, daß da viel zu machen ist.“

Je mehr er so sprach, desto trauriger wurden wir; sobald wir aber einmal in der Stadt waren, nahm sich Meister Hans zusammen und sagte;

„Voran! Zuerst in's Spital. Ich kenn den alten Verwalter Jakob Pelletier; der gibt uns die Erlaubniß, meinen Vetter zu besuchen, und wenn dieser uns den Schein heraus gibt, ist's gewonnen. Laßt nur mich machen."

Wir schritten schon dem Wall entlang, und waren bald am alten Spital zwischen der Bastei beim französischen Thor und der beim Pulverthurm. Der Meister schellte am Thor, vor dem Tag und Nacht eine Schildwach auf und abgeht. Ein Krankenwärter öffnete, und mein Pathe ging hinein und hieß uns warten.

Die Schildwache wandelte hin und her. Mein Vater und ich lehnten uns an die alte Gartenmauer und sahen die alten Fenster mit einer Traurigkeit an, von der man keinen Begriff hat.

Nach Verfluß einer Viertelstunde erschien Meister Hans wieder unterm Thor und winkte uns, daß wir kommen sollten. Die Schildwache ließ uns passiren, wir traten in den großen Oehrn und stiegen die Treppe hinauf, die bis unters Dach geht; der Krankenwärter voraus. Oben öffnete er ein Einzel-Zimmer, wo Jerome in einem Bett lag, mit einem so grün und blau marmorirten Kopf, daß man ihn nur an der Nase und am Schnurrbart wieder erkennen konnte.

Er hatte sich auf dem Ellbogen aufgerichtet und konnte kaum unter seiner baumwollenen Schlafmütze hervorsehen, indem er den Kopf nach uns umwandte.

„Ah! Grüß Gott Jerome", rief der Meister, „ich hab heute früh von deinem Unfall gehört, das hat mir recht leid gethan."

Jerome gab keine Antwort; er sah nicht so stolz und lustig aus, wie vor zwei Tagen.

„Ja, das ist ein rechtes Unglück", sagte der Pathe, „der hätte dir beinah den Schädel gespalten. Aber zum Glück thut's nichts; der Major hat mir gesagt, es thue nichts. Du brauchest nur vierzehn Tage lang keinen Wein und keinen Schnaps zu trinken, so werde alles wieder gut."

Jerome gab immer noch keine Antwort. Endlich sagte er, indem er uns scharf ansah:

„Ihr wollt etwas von mir . . . was soll's?"

„So ist's, Vetter. Ich seh mit Vergnügen, daß du nicht so krank bist, wie es hieß. Die armen unglücklichen Leute da kommen von den Baracken; es ist der Vater und der Bruder des Nicolaus" . . .

„Ah so! ich versteh," rief der Hallunke und legte sich wieder hin: „sie wollen seinen Schein heraus haben! aber eher laß ich mir den Kopf abhauen! Der Bandit! der so dreinschlägt und einen fast erdrosselt! . . . Der Hallunke! . . . Wenn ich ihn nur erst in meiner Compagnie habe, will ich ihm den Ernst zeigen!"

Knirschend kehrte er sich um und zog die Decke über sich her, um uns nicht zu sehen.

„Hör doch nur, Jerome," sagte Meister Hans.

„Geht zum Teufel!" schrie der Hallunke.

Da ging dem Meister Hans die Geduld aus:

„Du willst also den Schein nicht herausgeben?" sagte er.

„Laßt euch hängen!" schrie der Taugenichts.

Der Krankenwärter selbst meinte, es sei Zeit zum Gehen, er könnte sonst vor Zorn ersticken. Der Meister aber sagte noch eh er hinausging:

„Ich habe dich für recht schlecht gehalten, Vetter, habe

dich für den Allermindesten angesehen, seitdem du deinem Vater den Wagen sammt den Ochsen verkauft hast, bevor du unter die Soldaten gingst; aber jetzt wollt ich, du stündest gesund und aufrecht vor mir, damit ich dir ein Paar rechte Ohrfeigen geben könnte, denn mehr bist du nicht werth!"

Er hätte noch ein und andres gesagt, aber der Wärter zog ihn zur Thür hinaus und schloß sie zu. Wir gingen ganz trostlos die Treppe hinab, wir hatten keine Hoffnung mehr.

Unten vor dem Spital angekommen, sagte der Meister:

„Nun! ihr seht, da ist Hopfen und Malz verloren. Euer Nicolaus wird zweifelsohne im Arrest bleiben, bis es fortgeht. Er muß alle Kosten und das zerbrochene Geschirr von seinem Handgeld bezahlen, und ihr bekommt nichts."

Und plötzlich, so betrübt wir waren, fing er an zu lachen, wischte sich die Augen und sagte:

„Das ist jetzt eins, den Vetter hat er schön hergerichtet, das heiß' ich mir eine Faust! Er hat ihn mit dem großen Stempel des Tuchmacher-Obmanns gezeichnet."

Er lachte so, daß wir schließlich mitlachen mußten, und der Vater sagte:

„Ja, 's ist ein fester Kerl, unser Nicolaus! Dieser da ist vielleicht breiter und hat stärkere Knochen, aber der Nicolaus ist so zäh dabei."

Wir mußten recht lachen, aber gleich darauf überkam uns um so größere Betrübniß, als Meister Hans wieder heim ging.

Wir besuchten selbigen Tag noch den Nicolaus im Arrest. Er lag auf einem Bund Stroh, und als der Vater weinte, sagte er zu ihm:

„Nun ja, es ist ein Unglück! Ich weiß wohl, ihr bekommt nichts; aber wo nichts zu ändern ist, da heißt's: „Gott sei uns gnädig!"

Wir sahen, daß es ihm arg leid that. Beim Abschied umarmten wir uns; er sah bleich aus und bat, daß ihn auch die andern Geschwister noch besuchen möchten; die Mutter litt's aber nicht.

Drei Tage darauf mußte Nicolaus fort zu seinem Regiment. Er saß auf einem Wagen mit fünf oder sechs Kameraden, die auch ihr Handgeld verthan und vertrunken und Schlägereien angefangen hatten. Berittene Gensdarmen begleiteten den Wagen. Ich lief hinter drein und rief: „Adieu Nicolaus, adieu!"

Er schwenkte seinen Hut, und die Thränen kamen ihm, als er so die Heimath verlassen mußte, ohne weder Mutter noch Vater noch sonst Eins außer mir zu sehen. So geht's in der Welt. Der Vater arbeitete wie alle Tage für's liebe Brod, und die Mutter zürnte ihm noch immer. Später sagte sie wohl:

„Unser armer Nicolaus! ich hätte ihm gleich verzeihen sollen, es war doch ein guter, guter Kerl!"

Das war er auch, aber das half nichts; er war beim Deutsch=Regiment, das damals in Valenciennes in Flandern lag, und es verging lange Zeit, bis wir etwas von ihm hörten.

VII.

Die Dummheit des Nicolaus hätte uns alle auf Jahre hinaus unglücklich gemacht, wenn Meister Hans sich nicht unser erbarmt hätte; aber am gleichen Abend noch, da Nicolaus fort gemußt hatte, sagte der wackere Mann, als er mich ganz trostlos in meiner Ecke hinter dem Ofen sitzen sah:

„Laß dir's nicht so zu Herzen gehen, Michel. Ich weiß, daß euch der Robin, der Wucherer, in seinen Krallen hat;

deine Eltern könnten ihn nie bezahlen, sie sind zu arm, aber du wirst ihn bezahlen. Obgleich deine Lehrzeit noch nicht aus ist, bekommst du von jetzt an 5 Livres monatlich. Du arbeitest gut, ich bin mit deiner Aufführung zufrieden."

Er sprach mit Nachdruck. Frau Kathrine und Nicola hatten die Augen voll Thränen, und wie ich einen Augenblick drauf antwortete:

„Ach! Meister Hans, ihr thut an uns mehr als ein Vater!"

Da rief Chauvel, der eben mit seiner Margreth in's Zimmer getreten war:

„Ja, das ist schön! Ich hab' euch immer schon leiden mögen, Meister Hans, aber von Stund an achte ich euch."

Er drückte ihm die Hand und klopfte mir auf die Achsel:

„Michel, dein Vater hat mir aufgetragen, mich nach einem Platz für eure Lisbeth umzusehen; nun, man will sie bei Toussaint in der Brauerei zum grünen Baum in Vasselonne nehmen. Sie bekommt Logis, Kost, ein paar Schuhe und zwei harte Thaler jährlich. Später, wenn sie sich gut hält, sieht man dann weiter. Für den Anfang ist's schon recht."

Man kann sich die Freude meiner Eltern vorstellen, als ich diese guten Nachrichten heim brachte. Lisbeth konnte sich nicht fassen vor Freude; sie wäre auf der Stelle fortgegangen, man mußte aber erst eine kleine Sammlung für sie im Dorf veranstalten, weil sie nichts hatte, als ihre Alltags=Lumpen. Chauvel gab ihr Holzschuhe, Nicola einen Unterrock, Mutter Kathrine zwei noch ganz gute Hemden, die junge Letumier eine Jacke, und Vater und Mutter gute Lehren und ihren Segen.

Dann nahm sie rasch Abschied und schritt mit ihren langen Beinen, ihr kleines Jäckchen unterm Arm, strahlend vor Glück, den Fußweg nach Zabern zwischen den Gärten hinauf. Wir sahen ihr unter der Thür nach, sie wandte sich aber nicht

mehr um; einmal droben auf dem Hügel, war sie für immer davongeflogen.

Die Alten weinten.

Das ist die Geschichte der armen Leute; sie ziehen die Jungen groß, und wenn dieselben flügge sind, zieht eins nach dem andern fort, seiner Nahrung nach. Die armen Alten bleiben allein mit ihren Gedanken.

Aber unsere Schuld nahm wenigstens von jetzt an ab. Am Ende jeden Monats, wenn ich meine fünf Livres bekam, gingen wir, mein Vater und ich, zusammen nach Mittelbronn zu Herrn Robin. Wir betraten das Rattennest voll Gold und Silber; der alte Schuft saß drin mit seinem großen Wolfshund in seiner niederen Stube hinter den kleinen, festvergitterten Fenstern, die schmutzige Fischotter-Mütze auf dem Kopf, lehnte mit den Ellbogen auf seinen Büchern und machte Rechnungen heraus.

„Ah!“ rief er uns entgegen, „da seid ihr schon wieder! Mein Gott! wer drängt euch denn? Ich verlang' keinen Pfennig; im Gegentheil, wenn ihr noch mehr wollt, zehn Livres, fünfzehn Livres, dürft ihr's nur sagen.“

„Nein, nein, Herr Robin,“ antwortete ich, „da ist der Zins für den Schuldschein und da sind 4 Livres 10 Sous auf Abschlag an der Schuld. Notiren Sie: 4 Livres 10 Sous weniger, hinten auf dem Schein, notiren Sie's nur.“

Wenn er dann sah, daß ich nicht so dumm war und daß wir's satt hatten, uns rupfen zu lassen, so schrieb er und näselte dabei:

„Hm! hm! da soll man den Leuten einen Gefallen thun! einen Gefallen thun!“

Ich aber bog mich über seinen Stuhl und gab Acht, ob er alles pünktlich aufschrieb: Zins so viel! Kapital so viel!

Ich machte die Augen auf, ich hatte gesehen, was es heißt, in den Krallen eines solchen Fuchses zu sein.

Beim Gehen sagte dann der Vater, der immer unter der Thüre stehen blieb, weil er doch nichts sah, da er nicht lesen konnte — der arme Vater sagte:

„Michel, du rettest uns . . . du bist die Kraft der Familie! . . .“

Und wenn wir dann heimkamen in unsere Hütte, dann wandte er sich an die Geschwister und rief aus:

„Das ist der Meister von uns Allen! Der erlöst uns von dem Elend. Er kann etwas, der, und wir können nichts! Auf ihn müßt ihr euer Leben lang hören. Ohne ihn wären wir ganz von Gott verlassen!“

Das war leider nur zu wahr. Was sollen die Unglücklichen machen, die nicht einmal lesen können? Was sollen sie machen, wenn sie einem Robin in den Rachen fallen? Sie müssen sich wohl oder übel bei lebendigem Leib verschlingen lassen.

Wir brauchten länger als ein Jahr, bis wir die neun harten Thaler bezahlt und unsern Schein wieder hatten. Am Ende sagte Herr Robin, wir machten ihm gar zu viel Schreiberei und er nehme keine so kleinen Beträge mehr an. Ich gab ihm zur Antwort, es sei schon gut, dann werden wir das Geld bei Gericht hinterlegen, worauf er sich beruhigte.

Als ich schließlich den Schein heimbrachte, sprang die Mutter vor Freuden in die Höh'. Sie hätte ihn gar zu gern lesen mögen und rief einmal übers andere aus:

„Es ist fertig! Es ist also ganz fertig! . . . Weißt du gewiß, Michel, daß es fertig ist?“

„Ja, das weiß ich gewiß.“

„Wir müssen also keine Frohnden mehr für Robin thun?“

„Nein, Mutter.“

„Lies vor, laß mal hören.“

Alle beugten sich über mich herein, sperrten Maul und Nase auf und hörten zu, und wenn ich dann schließlich las: „Bezahlt!“ so fingen sie an zu tanzen und zu springen wie die Wilden, wenn sie vergnügt sind. Die Mutter rief:

„Die Ziege wird uns den Bissen nicht mehr vor dem Maul wegschnappen! Ach! das ist nicht schlecht! . . . die hat uns einmal zu schaffen gemacht! . . .“

Und als einige Zeit drauf Herr Robin vor unserer Hütte hielt und fragte, ob wir kein Geld brauchten, nahm sie eine Mistgabel und stürzte wie wüthend auf ihn los:

„So, du willst uns wieder Frohnden thun lassen, wart nur! . . .“

Hätte er sich nicht trotz seines dicken Bauchs schleunigst zum Ort hinaus gemacht, sie hätte ihn umgebracht. Es ist schrecklich! Aber ist's ein Wunder, daß die brävsten Leute, wenn man sie zum Aeußersten bringt, sich so weit hinreißen lassen? Mit den Wucherern nimmt es immer ein schlimmes Ende; sie sollten nicht vergessen, daß das Volk gewöhnlich arg drunten ist, daß es sich aber oft schnell erhebt, und daß dann die Reihe an sie kommt, eine böse Rechnung zu bezahlen. Ich hab' das fünf- oder sechsmal in meinem Leben mit angesehen: man konnte dann nicht mehr Gensdarmen genug auftreiben, um diese Diebe zu schützen. Mögen sie sich's merken! . . . Es ist ein gut gemeinter Rath von mir. Ich schreib' eine Geschichte in erster Linie für die Bauern, die andern können aber auch was draus lernen. Dem Landmann, dem Fuhrmann, dem Müller, dem Bäcker, dem der das Brod macht, wie dem, der es ißt, allen nützt es, wenn das Korn gut ist; und der, welcher es säet, ist froh, daß Jedermann seine Rechnung dabei findet.

In der Zwischenzeit ging alles seinen gewöhnlichen Gang; die Jahrmärkte und die Wochenmärkte wurden einander nach abgehalten, die Steuern bezahlt, die Leute jammerten, die Kapuziner sammelten, die Soldaten wurden einexercirt, und die Hiebe mit der flachen Klinge auch wieder bei ihnen eingeführt. Jeden Freitag, wenn ich unser Salz in der Stadt holte und diese Scheußlichkeit mit ansah, wie alte Soldaten von lausigen Cadetten geschlagen wurden — es ist lange Zeit her, aber heute noch empört es mich, wie damals!

Und was uns auch verdroß, war, daß die fremden Regimenter in französischem Sold — die Schweizer vom Regiment Schönau und andere — auf deutsch commandirt wurden. War es nicht gegen den gesunden Menschenverstand, wenn man sich zusammen gegen denselben Feind schlagen sollte, zweierlei Commando zu haben? Ich weiß noch, wie ein alter Soldat aus unserem Dorf, der Martin Groß, sich über diese Dummheit beklagte und sagte, sie habe uns im Krieg gegen Preußen viel geschadet. Aber unsere alten Könige und gnädigen Herren sahen es nicht gerne, daß das Volk und die Soldaten gar zu gut mit einander standen; sie brauchten Schweizer und alle möglichen Fremdenregimenter um die Franzosen zu bewachen. Sie trauten uns nicht und behandelten uns wie Gefangene, die man mit sicheren Leuten umgibt.

Wir werden später sehen, was dabei herauskam!

Jetzt fahr ich fort.

Abends lasen wir die Zeitungen, bald allein, bald mit Chauvel. Meister Hans hatte sich in den gnädigen Herrn, den Prinzen und Bischöfen nicht getäuscht; seit Necker entlassen worden war, bekümmerten sich diese Leute nicht mehr um das Deficit. Die Zeitungen berichteten nur noch von Jagden, Festen, Vergnügungen, Pensionen, Gnadengeschenken u. s. w.

Unsere schöne Königin Marie=Antoinette, der Herr Graf von Artois, die Herren Oberst=Stallmeister, Oberst=Jägermeister, Oberst=Hofmeister, Oberst=Kammerherrn, Hofmarschälle, — Mundschenken — Hofbäcker, kurz der ganze Haufen vornehmer Bedienten, bei denen es nur immer hieß, Maul was willst? die machten sich verdammt wenig aus dem Bankerott. Sie hatten gleich wieder Minister nach ihrem Herzen gefunden um das Luderleben fortzusetzen, einen Joly de Fleury und andere, die keine Rechenschaftsberichte machten.

Meister Hans erzürnte sich nicht mehr darüber, wenn er von diesen Festen und Lustbarkeiten las, aber seine dicken Backen waren ganz eingefallen, er hustete in die Hand und sagte:

„Was ist denn das: die Hofkammer, die Hofkapelle, der Schloßhauptmann, der Kronmobilienverwalter, der Marstall, der Leibstall, die Jägermeisterei, die Wolfsmeisterei, die Schatulle, die Wildmeisterei von Fontainebleau, von Vincennes, von Royal=Monceau, die Oberförsterei des Boulogner Parks, die königliche Fasanerie des Louvre und die königliche Falknerei von Frankreich? Was ist denn das alles? Was geht das unsereins an?“

Darauf antwortete Chauvel lächelnd:

„Das hebt den Handel, Meister Hans.“

„Den Handel?“

„Gewiß!“ . . . der wahre Handel ist der, wenn das Geld hinaus geht und nicht wieder zu den Bauern zurückkommt. Der Luxus macht, daß die Geschäfte gehen; das haben unsere Minister hundert= und hundertmal gesagt, da muß man's wohl glauben! — Unsereiner schafft und zahlt in einem fort; aber der Adel dort, der amüsirt sich und gibt Geld aus! . . . Die haben Spitzen, Stickereien und Dia=

manten. Die zwölf gewöhnlichen und die höheren Bedienten, die Tapezierer, die Friseure, die Friseusen, die Badmeister, die Weißzeugverwalterinnen und Badmägde, die Hofdamen und Hofcavaliere, das bringt Geld unter die Leute! . . . Das lebt nicht von Bohnen und Linsen, und trägt keine ungebleichte, leinene Kittel wie unsereins.“

„Gewiß nicht! das glaub ich schon, Chauvel,“ sagte der Pathe zornig; „auch die Bratenmeister nicht, von denen ich da lese, noch die Oberküchenmeister, noch die Hofzahnärzte. Oh! Jammer und Elend, müssen so viele Millionen Menschen arbeiten, um diese Gattung zu erhalten! Ich will lieber was anderes vorlesen. Gott im Himmel, ist's denn auch möglich?“

Wie er aber das Blatt umschlug, kam's noch bunter; da war die Rede von allen möglichen Bauereien und Einladungen, von Vorstellungen und Promenaden in goldbordirten Hüten und seidenen Kleidern, kurz von Geschichten und Umständen, von denen sich so arme Bauern, wie wir, kaum vorstellen konnten, welche Unsumme Geld das koste.

Chauvel that ganz erstaunt und rief aus:

„Was hat der Necker gesagt? Nie haben wir mehr Geld gehabt, wir wissen gar nicht, was wir damit anfangen sollen, wir sind förmlich in Verlegenheit!“

Und dabei sah er uns mit seinen kleinen Schelmenaugen an, daß wir ganz wüthend wurden; denn man kann wohl sagen, ohne es zu genau zu nehmen, daß in einer Zeit wo sieben Achtel von Frankreich Kälte und Hunger litten, derartige Ausgaben zur Vermehrung der Eitelkeit einiger nichtsnutzigen Bursche etwas Furchtbares waren!

Chauvel pflegte vor dem Heimgehen immer zu sagen:

„Nun, nun, es geht ganz gut! Die Steuern, die Ver-

schwendung und das Deficit, alles nimmt Jahr für Jahr zu. Wir kommen vorwärts: — je mehr man Schulden macht, desto reicher wird man! Das ist klar."

„Ja, ja," wiederholte der Meister, während er ihn hinaus begleitete, „das ist ganz klar."

Er schloß die Hausthüre, und ich ging heim zu meinen Leuten.

Je fleißiger wir diese Zeitungen läsen, desto mehr schwoll uns das Herz; wir sahen wohl, daß uns diese Adeligen für Esel hielten; aber was machen? Die Miliz, die Gensdarmerie, die Truppen hielten's mit ihnen! Man mußte sich immer wieder sagen:

„Wie gut haben's doch die gnädigen Herrn auf dieser Welt, und wir — wie schändlich sind wir daran!"

Das Beispiel der Königin, des Grafen von Artois und der ganzen Gesellschaft, die sich's bei Hof so wohl sein ließ, wirkte ansteckend bis auf die kleinen Städte herunter: da gab's Feste auf Feste, große Revuen, Paraden und Staatsvisiten. Die Obersten, Oberstwachtmeister, Majors, Hauptleute, Lieutenants und Cadetten thaten nichts als umherstolziren, ihre Soldaten prügeln und manchmal auch die Bauern, die heimgingen auf ihre Dörfer.

Fragt nur den alten Lorenz Duchemin, der kann euch sagen, was die jungen Offiziere vom Regiment Castella im Blumenkorb für ein Leben verführten; wie sie Champagner tranken und die Frauen und Mädchen zu einem sogenannten Tänzchen einluden; und wie man die Väter und Männer, die's nicht leiden wollten, mit Stockprügeln heimbegleitete bis nach Vierwinden.

Man wird dann auch begreifen, wie es uns Handwerkern und Bauern zu Muth war, wenn wir ihre Musik hörten und

sahen, wie die Töchter der Bürger, der Schöffen, der Anwälte, der Amtleute, der Auktionscommissäre, der Wildpretschreiber, der Oberumgelter, der Hallverwalter, kurz der angesehensten Leute — wie deren Fräulein Töchter am Arm jener jungen Herrn nach Tivoli hinaus spazieren gingen. Sie glaubten vielleicht adelig dadurch zu werden!

Man hatte nur noch eine Hoffnung, das Deficit. Jeder verständige Mensch sah ein, daß es wachsen müsse, zumal seit die Königin und der Graf von Artois die Ernennung des Herrn Calonne zum General-Controleur der Finanzen durchgesetzt hatten. Der kann sich rühmen vier Jahre lang mit seinen Anleihen und seinen sogenannten Virements unsere Geduld auf die Probe gestellt zu haben, mit seinen Zins-Prorogationen, Steuerzuschlägen und anderen Spitzbubereien! Man hat seither manche schlechte Minister gesehen, aber keinen schlechteren als diesen Calonne, denn seine Erfindungen und Lügen um die Leute zu täuschen, haben sich von einem auf den andern vererbt und die Dummsten konnten sie anwenden und sich einen schlauen Anstrich geben. Er that als ob er alles im rosigsten Lichte sähe, wie's diese Spitzbuben machen, die gar nicht daran denken, die Schulden zu bezahlen, sondern nur sie zu vermehren, und die durch diesen Anstrich von Zuversicht solche auch andern einflößen; das ist alles was sie wollen.

Aber Calonne täuschte uns gleichwohl nicht. Meister Hans konnte keinen Blick mehr in die Zeitung thun, ohne sich zu ärgern; er sagte:

„Dieser Schuft wird's noch so weit bringen, daß ich einen Schlag kriege, er lügt immer! Er schmeißt unser Geld zum Fenster hinaus; er scheert St. Peter, um St. Paul eine Perrücke daraus zu machen; er nimmt rechts und links Geld auf und wenn er schließlich zahlen soll, so geht er durch nach England

und läßt uns in der Patsche sitzen. Ich sag's euch vorher, es kann gar nicht anders gehen."

Jedermann sah das kommen, außer dem König, der Königin, den Prinzen, deren Schulden Calonne bezahlt hatte, und den Höflingen, auf die es Pensionen und Gratiale aller Art regnete.

Die Geistlichkeit war nicht so dumm; sie fing an einzusehen, daß es mit all den Kunststücken Calonne's ein schlimmes Ende nehmen müsse.

So oft Chauvel von seinen Geschäftsreisen heimkam, strahlte er förmlich, seine Augen glänzten vor Vergnügen; er lächelte und sagte, während er mit Margreth Platz nahm, hinter dem Ofen vor:

„Meister Hans, es geht immer besser; unsere armen Dorfpfarrer wollen nur noch Jean-Jeaques's „Vikar von Savoyen" lesen; die Domherren und die verschiedenen Präbendare lesen den Voltaire; sie fangen an, die Nächstenliebe zu predigen, sind trostlos über das Elend des Volks und veranstalten Sammlungen für die Armen. In ganz Elsaß und Lothringen hört man nur von guten Werken reden: in diesem Kloster läßt der Superior Teiche trocken legen, um den Bauern etwas zu verdienen zu geben, in jenem theilt man Suppen aus, in einem dritten endlich läßt man heuer den kleinen Zehnten nach. Besser spät als gar nicht! Die guten Gedanken kommen ihnen auf Einmal. Es sind schlaue, schlaue Bursche; sie sehen, daß das Schiff allmählig sinkt; sie wollen sich Freunde machen, die ihnen das Rettungsseil zuwerfen."

Dabei blinzelten seine Aeuglein ununterbrochen.

Wir konnten fast nicht glauben, was er sagte, es schien uns übertrieben; allein im Lauf der Jahre 1784, 1785 und 1786 wurde Chauvel immer heiterer und aufgeräumter: er war

wie einer von den Vögeln, die wegen ihres guten Gesichts hoch aufsteigen und über den Wolken alles von weit her und ganz deutlich sehen.

Die kleine Margreth wurde auch recht nett; sie lachte oft, wenn sie an der Schmiede vorüber ging, lehnte sich mit ihrem Bücherkorb auf dem Rücken unter die Thüre und rief:

„Guten Morgen Meister Hans! Guten Morgen Herr Valentin! Guten Morgen Michel!“

Dann ging ich jedesmal hinaus, da ich sehr gerne mit ihr scherzte. Sie war ganz brünett, ganz verbrannt, der Saum ihres blauleinenen Röckchens und die kleinen Schuhe mit den schweren Schnallen waren dick mit Koth bespritzt, aber sie hatte so lebhafte Augen, so hübsche Zähne, so schöne schwarze Haare, ein so lustiges curaschirtes Wesen, daß ich, ohne zu wissen warum, allemal sehr vergnügt war, wenn ich sie gesehen hatte; auch sah ich ihr nach, wie sie die Straße hinaufging, bis an das Gängchen vor ihrem Haus, und dachte:

„Wenn ich ihr nur den Korb tragen und Bücher mit ihnen verkaufen dürfte, das wär' mir recht.“

Weiter ging ich aber nicht und wenn der Meister rief: „He! Michel, was thust du denn da draußen? Vorwärts!“ so machte ich, daß ich hineinkam und antwortete:

„Hier, Meister Hans; da bin ich schon.“

Ich war inzwischen Schmiedgeselle geworden und verdiente monatlich meine 10 Livres; das war eine rechte Unterstützung für die Mutter. Lisbeth schickte von Wasselonne nichts, als von Zeit zu Zeit Grüße; die Kellermädchen in den Brauereien brauchen schöne Kleider und dann war sie hoffährtig, kurz sie schickte nichts. Mein Bruder Claudius dagegen, der Klosterhirt in Lixheim, bekam vier Livres monatlich und schickte den Alten drei davon. Stephan und Mathurine flochten kleine Körbchen

und Käfige und verkauften sie in der Stadt. Ich hatte sie sehr lieb und sie hatten mich auch sehr lieb, besonders Stephan! Er kam mir jeden Abend lachend entgegengewatschelt, nahm mich bei der Hand und sagte:

„Komm, Michel, sieh, was ich heut gemacht habe.“

Manchmal war es sehr gut. Der Vater erklärte immer, um ihn aufzumuntern:

„Ich könnte es nicht so machen. Ich habe nie so gut geflochten.“

Ich hatte schon manchmal daran gedacht, Stephan zum Herrn Pfarrer Christoph zu schicken, leider konnte er aber den Weg Morgens und Abends nicht machen, es war zu weit. Da er aber Lust zum Lernen hatte, gab ich ihm Stunden, wenn ich von der Schmiede heim kam, und so lernte er lesen und schreiben.

Endlich bettelte keins mehr von der Familie, wir lebten alle von unserer Arbeit und die Eltern konnten ein wenig aufschnaufen.

Sonntags nach der Vesper mußte der Vater in's Wirthshaus zu den drei Tauben gehen und sein Schöppchen Weißen trinken; das that ihm gut. Die Mutter, die sich immer so sehnlich eine gute Ziege gewünscht hatte, konnte sie jetzt das Gras an den Wegen hin abweiden lassen; ich hatte ihr eine vom alten Juden Schmule gekauft, eine prächtige Ziege, die das Euter auf dem Boden schleifte.

Es war der Mutter größtes Glück, sie zu versorgen, zu melken und Käse zu machen; die Ziege war ihr Augapfel. So hatten die armen Alten keinen Wunsch mehr, und ich selber war sehr glücklich.

Nach Feierabend, an Sonn- und Festtagen hatt' ich Zeit zum lesen. Meister Hans lieh mir gute Bücher und ich brachte

ganze Nachmittage damit zu, sie zu studiren, anstatt mit meinen Kameraden auf die Kegelbahn zu gehen.

Man schrieb damals 1785; es war um die Zeit, wo es einen großen Skandal vor ganz Frankreich gab, um die Zeit, wo dieser unglückselige Kardinal von Rohan, den der Herr Pfarrer Christoph so verachtete, die junge Königin Marie-Antoinette verführen wollte, indem er ihr ein Perlen-Halsband zum Geschenk machte. Damals sah man so recht, daß dieser Mensch den Kopf verloren hatte, denn er ließ sich von einer Schauspielerin betrügen; die Schauspielerin ging erst mit den Perlen durch, man verhaftete sie jedoch später, und der „Raspler" brannte ihr die Lilie auf die Schulter.

Der Kardinal wurde nicht gebrandmarkt, weil er ein Prinz war. Er bekam die Erlaubniß, sich nach Straßburg zurückzuziehen.

Diese längst vergangenen Dinge fallen mir alle wieder ein und ich erinnere mich, wie Meister Hans sagte, daß, wenn unglücklicherweise der Pater Benedict oder ein beliebiger anderer Kapuziner versucht hätte seine Frau zu verführen, er ihm unfehlbar mit seinem Hammer den Schädel zerschmettert hätte. Ich hätt's auch so gemacht; aber unser König war zu gut, und es war eine große Schande für die Königin, daß ein Kardinal sich auch nur Hoffnung gemacht hatte, sie durch Geschenke zu verführen. Das ganze Land sprach davon. Der Respect vor dem Adel, vor den Prinzen und den Bischöfen nahm ab. Sie verfielen mehr und mehr der Verachtung der ehrbaren Leute. Man erinnerte sich auch an das Deficit; mit den Lügen des Herrn von Calonne und mit den Hof-Skandalen konnte man es nicht bezahlen.

So ging's fort bis Ende 1786. Am Neujahrsabend trafen Chauvel und seine Tochter, ganz mit Schnee bedeckt, bei

uns ein. Sie kamen von Lothringen zurück und wollten uns nur im Vorbeigehen sagen, daß sie gehört hätten, der König wolle die Notabeln nach Versailles einberufen, die den Rechenschafts-Bericht Calonnes entgegennehmen und für Deckung der Staatsschuld Sorge tragen sollten.

Meister Hans rief hocherfreut aus:

„Wir sind gerettet! . . . Unser guter König erbarmt sich seines Volks; er will die Steuergleichheit!“

Chauvel aber, der seinen großen Korb noch auf dem Rücken hatte, wurde ganz bleich vor Zorn, wie er das hörte und gab ihm zur Antwort:

„Wenn unser guter König die Notabeln beruft, so thut er's, weil er nicht mehr anders kann; die Schuld beträgt jetzt 1630 Millionen! Wie könnt Ihr nur so einfältig sein und glauben, die Prinzen von Geblüt und die Vornehmsten vom Adel, von der Magistratur und von der Geistlichkeit werden sie aus ihrer Tasche bezahlen? Nein, die werden versuchen, sie uns aufzuladen! Und diese gute Königin, dieser biedere Graf von Artois, die bekanntlich ein so hübsches Leben geführt, das Volk bedrückt und alle möglichen dummen und skandalösen Streiche gemacht haben, diese ehrenwerthen Leute haben nicht einmal den Muth, ihre Handlungen zu vertreten; sie berufen die Notabeln, um alles zu verbriefen und zu unterschreiben. Aber uns! uns Unglückliche, die wir immer zahlen müssen und von gar nichts einen Nutzen haben, uns ruft man nicht zusammen; unsern Rath verlangt man nicht: das ist eine niederträchtige Gemeinheit!“

Chauvel wurde ganz wüthend, während er so sprach. Es war das erstemal, daß ich ihn zornig werden sah. Er hob die Hand empor und zitterte auf seinen kurzen Beinen. Margreth, vom Schnee ganz durchnäßt, mit ihren schwarzen, an

den Schläfen klebenden Haaren, schmiegte sich an ihn als wollte sie ihn stützen. Meister Hans wollte antworten, sie hörten ihn aber gar nicht an.

Mutter Kathrine war ganz zornig von ihrem Spinnrad aufgestanden und schrie, unser guter König thue, was er könne, man dürfe in ihrem Wirthshause nicht unehrerbietig von der Königin reden, das leide sie nicht! und Valentin sagte:

„Sie haben Recht, Frau Kathrine, man muß die Vertreter Gottes auf Erden achten! So ist's . . . Sie haben tausendmal Recht."

Dabei streckte er seine langen Arme voll Ehrfurcht und Bewunderung aus; Chauvel und Margreth aber gingen trotzig fort und kamen nicht mehr zu uns. Sie sahen zur Seite, wenn sie an der Schmiede vorbeigingen, und das that uns sehr leid. Meister Hans sagte zu Valentin:

„Da haben wir's! . . . Wer hat dich geheißen, dich in mein Sach zu mischen? Du bist Schuld daran, daß mein bester Freund nichts mehr von mir will; ein Mann, den ich achte und der mehr Verstand und Geist in seinem kleinen Finger hat, als du im ganzen Leib. Die Sache hätte sich gemacht, und ich hätte schließlich eingesehen, daß er Recht hatte."

„Und ich behaupte, daß er unrecht hatte", antwortete Valentin. „Die Notabeln wollen das Beste des Volks!" . . .

Da wurde Meister Hans dunkelroth und murmelte, während er ihn von der Seite ansah:

„Esel dummer! . . . Wärst du sonst kein so braver Kerl, hättest du mir längst schon zum Henker gehen können!"

Das sagte er aber nur so vor sich hin, der Valentin hätte sich nicht schimpfen lassen, auch vom Meister Hans nicht; er hatte einen gehörigen Hochmuth trotz seiner Dummheit und hätte, das bin ich sicher, noch am selbigen Tag sein Bündel

geschnürt und sich von hinnen begeben. Auf diese Art hätten wir statt eines Freundes zwei verloren; man mußte sich also in Acht nehmen.

Unser Zorn und Verdruß, daß Chauvel nicht mehr kam, nahm jedoch täglich zu, bis eines Morgens Meister Hans, als er den Hausirer und seine Tochter raschen Schritts an unserer Schmiede vorübergehen sah, hinauslief und ganz beweglich rief:

„Chauvel!... Chauvel! Ihr seid mir bös, ich bin Euch nicht bös!“

Sie drückten sich die Hand, fast wären sie sich in die Arme gesunken, und als Chauvel und Margreth einige Tage darauf von einem ihrer Gänge im Elsaß zurückkehrten, kamen sie wieder und setzten sich hinter den Ofen, und man sprach nichts mehr darüber.

Das war zu der Zeit, wo die Notabeln in Versailles versammelt waren, und man nachgerade einsah, daß Chauvel mit seiner Behauptung, sie werden nichts für das Volk thun, Recht gehabt hatte. Denn diese adeligen Herren schickten sich wohl an, über den Bericht Calonne's zu berathen, der seinerseits erklärte: „daß man die Schuld mit den ordentlichen Mitteln nicht mehr bezahlen könne, daß man die Generalpächter abschaffen und Provinzialversammlungen veranstalten müsse, um Jeden nach seinem Vermögen zu schätzen und auf allen Grund und Boden ohne Unterschied eine Steuer zu legen;“ — schließlich aber lehnten sie Alles ab.

Chauvel lachte blos in den Bart, als er das hörte.

„Ha! die schlechte Bande!“ rief der Meister.

Jener aber sagte:

„Das ist kein Wunder! diese Leute haben einander viel zu lieb, als daß sie's über das Herz brächten, sich gegenseitig

einzuschätzen und sich wehe zu thun! Ja! wenn man sie zusammenberufen hätte, um dem Volk eine neue Steuer aufzulegen, so hätten sie nicht so viel Umstände gemacht, sie hätten längst gesagt: ja! zehn für eine. Aber die eigenen Güter besteuern sollen, das ist hart, ich begreif' das! wenn man sich selber achtet, muß man sich schonen."

Was Chauvel am meisten Spaß machte, waren die Eingangsworte der Sitzungs-Protokolle der Notabeln:

„Nach der Rede des Königs näherte sich S. Durchlaucht der Großsiegelbewahrer dem Thron, indem er sich dreimal tief verneigte: zum ersten, ehe er seinen Platz verließ; das zweitemal, nachdem er einige Schritte weit vorgegangen war, und das drittemal, als er an der untersten Stufe des Throns ankam. Hierauf nahm er knieend die Befehle Seiner Majestät entgegen."

„Das ist das Schönste," sagte er, „damit sind wir so gut wie gerettet!"

Schließlich entließ der König Calonne und ernannte Se. Gnaden den Erzbischof von Toulouse, Monseigneur von Brienne, an seiner Statt zum Minister. Jetzt nahmen die Notabeln die vorgeschlagenen Reformen an. Warum, hat man nie erfahren. Darüber waren jedoch die Mitglieder des Parlaments von Paris, die nicht an den Verschwendungen des Hofes Theil genommen hatten, weil sie Richter waren, ernste, sparsame Leute, die zurückgezogen lebten, anderer Meinung; sie waren empört, daß man sie für die Thorheiten der Anderen zahlen lassen wollte. Sie widersetzten sich also der Steuer auf Grund und Boden und erklärten, es sei Sache der Reichsstände, die Steuern zu bewilligen, was nichts anderes bedeutete, als daß Jedermann: Arbeiter, Bauern, Bürger und Adel zusammen, über die Auflagen abzustimmen hätten, wenn sie ihr Geld hergeben sollten.

Das große Wort war ausgesprochen! . . . der Skandal war noch größer, als der mit der Königin und dem Kardinal Rohan; denn das Parlament erklärte damit, daß man seit langer Zeit das Volk besteuert habe, ohne seine Zustimmung einzuholen und daß dies eigentlich ein Diebstahl sei.

So fing die Revolution an.

Jetzt war es klar, daß Adelige und Pfaffen die große Masse des Volks seit Jahrhunderten betrogen: die höchsten Richter des Landes sagten es! Die Anderen hatten immer auf unsere Kosten gelebt; sie hatten uns zum bittersten Elend verurtheilt, um sich's wohl sein zu lassen; ihr Adel bedeutete nichts; sie hatten nicht mehr Rechte als wir; unsere Unwissenheit war ihre Größe; sie hatten uns ganz absichtlich in Anschauungen auferzogen, die dem gesunden Menschenverstand zuwider waren, um uns mühelos scheeren zu können.

Man kann sich Chauvel's Freude vorstellen, als das Parlament diese Erklärung abgab.

„Von Stund an," rief er, „ist Alles verändert, große Dinge werden sich begeben; das Elend des Volks nähert sich seinem Ende, die Gerechtigkeit beginnt! . . ."

VIII.

Die Erklärung des Pariser Parlaments verbreitete sich mit Blitzesschnelle bis in die äußersten Provinzen. In den Dörfern, auf den Messen und Märkten sprach man von nichts, als von den Reichsständen. Wenn fünf oder sechs Bauern ihres Wegs zusammen gingen und sich über ihre Angelegenheiten besprachen, so währte es keine Viertelstunde, bis der Eine oder Andere rief:

„Und die Reichsstände! . . . Wann werden wir unsere Reichsstände haben?"

Da wußte Jeder Etwas zu sagen über die Abschaffung der Weggelder, des Octrois, des Zwanzigsten, über den Adel und den dritten Stand. Man stritt sich, man trat in das nächste beste Wirthshaus, um sich zu verständigen, und die Weiber nahmen an der Unterhaltung Theil. Anstatt wie Einfaltspinsel nur immer zu zahlen, ohne zu wissen wo das Geld hinkommt, wollte Jeder Rechnung abgelegt haben und über seine Steuern selber mit abstimmen. — Es ging uns allmälig ein Licht auf!

Leider war der Jahrgang sehr schlecht in Folge der Trockenheit. Von Mitte Juni bis Ende August fiel kein Tropfen Regen, so daß weder Korn, Haber, noch sonstige Früchte geriethen. Das Gras war das Mähen nicht werth. Man sah einer Hungersnoth entgegen, denn es hatte nicht einmal Kartoffeln gegeben. Es war eine wahre Verzweiflung. Und dann kam der Winter von 1788, der fürchterlichste Winter, dessen sich Leute von meinem Alter erinnern können.

Es ging das Gerücht, einzelne Hallunken hätten alles Getreide in Frankreich aufgekauft, um uns auszuhungern; man nannte dies den „Hungerpact". Diese Räuber kauften das Getreide in der Ernte auf und schickten ganze Schiffsladungen nach England, und als die Hungersnoth da war, ließen sie es wieder kommen und verkauften so theuer wie sie mochten. Chauvel erzählte uns, daß diese Räubergesellschaft schon seit lange existire und daß König Ludwig XV. selber daran Theil gehabt habe. Wir wollten das nicht glauben, es erschien uns zu abscheulich; in der Folge habe ich jedoch erkannt, daß es richtig so war.

Das arme französische Volk hat niemals so viel ausgestanden wie in diesem Winter von 1788 auf 89, selbst nicht während des Maximumgesetzes von 93 und später in der

theueren Zeit von 1817. Ueberall kamen Inspektoren in die Scheuern, welche die Leute zwangen, das Korn zu dreschen, aufzuladen und sofort in die Stadt auf den Markt zu führen.

Wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, monatlich meine zwölf Franken zu verdienen, und wenn Claudius nicht Alles geschickt hätte, was er konnte, um unsere armen Eltern und die beiden Kinder die ihnen noch zur Last fielen, zu erhalten, Gott weiß, was aus ihnen geworden wäre. Tausende von Leuten starben Hungers!... Und nun stelle man sich erst das Elend in Paris vor, einer Stadt, wo man Alles von auswärts bezieht und die ganz und gar zu Grunde ginge, wenn es nicht einen großen Nutzen gewährte, Getreide, Gemüse und Fleisch auf ihre Märkte zu bringen.

Und doch, trotz alledem, vergaßen die Leute die Reichsstände nicht; im Gegentheil, die große Noth steigerte den allgemeinen Unwillen. Man dachte: „hättet Ihr nicht unser Geld verpraßt, wären wir jetzt nicht so elend. Aber seht zu, seht zu, so kann's nicht fortgehen. Wir wollen keinen Brienne und keinen Calonne mehr; das sind Minister für Euch, wir wollen Minister für's Volk, Männer wie Necker und Turgot."

Und während dieser entsetzlichen Kälte, wo selbst der Wein und der Spiritus im Keller gefror, hörten Chauvel und seine Tochter keinen Augenblick auf, mit ihren Körben im Land umher zu ziehen. Sie hatten Schaffelle um die Beine und es schauderte uns, wenn wir sie mit ihren großen eisenbeschlagenen Stöcken mitten durch Frost und Eis fortgehen sahen. Sie verkauften damals Büchelchen, die von Paris kamen, in Unmasse, und manchmal brachten sie uns bei ihrer Rückkehr einige mit, die man sich vorlas, während man um den großen Ofen herumsaß, der roth war wie glühende Kohlen. Ich habe sogar einige von diesen Büchelchen aufbewahrt, und wenn ich sie

Euch leihen könnte, so würdet Ihr erstaunt sein, wie viel Geist und Verstand man vor der Revolution besaß. Alle Welt sah klar, alle Welt hatte die Lumperei satt, mit Ausnahme der Adeligen und der von ihnen gekauften Soldaten. Den einen Abend lasen wir: „Diogenes an die Reichsstände,“ am nächsten Abend: „Klagen, Beschwerden, Vorstellungen und Wünsche unserer Bürger von Paris,“ ein andermal „Enthüllungen über die Ursachen der Theuerung“; oder „Betrachtungen über die Interessen des dritten Standes, dem Volk in den Provinzen gewidmet,“ und andere derartige Broschüren, die uns zeigten, daß vierthalb Viertel von Frankreich über den Hof, die Minister und die Bischöfe dachten wie wir.

Aber um diese Zeit ereignete sich etwas, was mich tief schmerzte und was zeigt, daß es in ein und derselben Familie Menschen der verschiedensten Art gibt.

Gegen Mitte Dezember erfuhren wir von der alten Hoccard, die für einige Heller Commissionen in Stadt und Dorf besorgte, daß der Herr Postmeister auf dem Marktplatz die unbestellten Briefe ausgerufen habe, und daß sich unter diesen auch einer für: Johann Peter Bastian in den Baracken am Eichenwald befinde. Damals trug der Briefträger Brainstein die Briefe noch nicht nach allen Himmelsgegenden von Dorf zu Dorf.

Der Postmeister kam selbst mit den Briefen in einem Körbchen während des Wochenmarkts auf den Platz. Er ging zwischen den Bänken herum und frug die Leute:

„Seid Ihr nicht von Lützelburg? Seid Ihr nicht von Hültenhausen oder von Haarberg?“

„Ja.“

„So nehmt diesen Brief für Hans Peter oder Hans Georg So und So mit. Ich habe ihn schon seit fünf oder sechs

Wochen; Niemand kommt, um ihn zu holen. Es ist Zeit, daß er ihn kriegt.“

Man nahm den Brief mit, und der Postmeister kümmerte sich nicht weiter darum, er hatte sein Sach besorgt.

Die alte Hoccard hätte den unserigen wohl mitgebracht, aber er kostete vierundzwanzig Sous, und die hatte die gute Frau nicht; und dann war sie auch nicht sicher, daß wir sie geben wollten.

Es war hart, in solchen Zeiten für einen Brief vierundzwanzig Sous bezahlen zu müssen. Ich hatte große Lust, ihn der Post zu lassen; aber die Eltern, welche meinten, der Brief werde vom Nicolaus sein, waren in großer Unruhe. Die armen Alten erklärten, sie wollten lieber vierzehn Tage fasten, als nicht wissen wie es ihrem Sohne gehe.

Ich holte also den Brief in der Stadt. Er war freilich von meinem Bruder Nicolaus, und ich ging heim in unsere Hütte und las ihn unter großer Rührung der Eltern und zu unser aller Verwunderung vor. Er war vom 1. Dezember 1788. Brienne war mit einer Pension von achtmalhunderttausend Franken entlassen worden; die Reichsstände waren auf den 1. Mai 1789 zusammenberufen; Necker hatte seine Stelle wieder angetreten; aber um all' das kümmerte sich Nicolaus nicht! Ich schreibe den alten vergilbten und zerrissenen Brief ab, um euch zu zeigen, was die Soldaten zu einer Zeit dachten, wo das gesammte übrige Frankreich Gerechtigkeit forderte.

Der arme Nicolaus war weder besser noch schlechter als seine Kameraden; man hatte ihn nichts gelehrt, er urtheilte wie ein rechter Dummkopf, weil er nicht lesen gelernt hatte; aber man konnte ihm keinen Vorwurf daraus machen; und vielleicht hat auch Derjenige, den er an seiner Stelle schrei-

ben ließ, zur Verschönerung hie und da Etwas von seinem Eigenen hinzugethan.

Hier ist der Brief:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

An Hans Peter Bastian und seine Frau Kathrine, von Nicolaus Bastian, Unteroffizier in der 3. Schwadron des Deutsch-Regiments, in Garnison zu Paris.

„Liebe Eltern, Brüder und Schwestern!

„Ihr werdet wohl noch am Leben sein, denn es wäre unnatürlich, wenn alle in vier Jahren und sechs Monaten gestorben wären, während ich mich immer wohl befinde. Ich bin noch nicht so dick wie der Metzger-Obmann Kunz in Pfalzburg; aber ohne mir schmeicheln zu wollen, bin ich eben so stark wie er; am Appetit fehlt mir's nicht und am Uebrigen auch nicht, das ist die Hauptsache.

„Liebe Eltern, wenn Ihr mich jetzt sehen könntet, hoch zu Roß, den Hut aufs Ohr gedrückt, die Füße in den Steigbügeln, mit gezogenem Säbel, sei's um zu salutiren, sei's aus einem andern Grund, oder wenn ich lustig in der Stadt spazieren gehe mit einer hübschen Bekanntschaft am Arm, Ihr würdet Euch wundern und nie glauben, daß ich Euer Sohn bin! Und wenn ich mich für einen Adeligen ausgeben wollte, wie sich das mancher Andere im Regiment erlaubt, so käme es nur auf mich an; aber Ihr könnt Euch denken, daß ich dessen nicht fähig bin in Anbetracht Eurer weißen Haare und des Respects, den ich vor Euch habe.

„Ihr müßt wissen, daß ich im ersten Jahre von dem Wachtmeister Jerome Leroux viel auszustehen gehabt habe, von wegen der Schmarren, womit ihn der Krug im ganzen Gesicht

gezeichnet hat. Aber heute bin ich Unteroffizier in der dritten Schwadron, und ich habe nichts mehr nach ihm zu fragen, als daß ich ihn salutiren muß außer Dienst. Ich werde auch einmal Wachtmeister werden, und dann wird sich das Weitere finden! denn ich kann Euch sagen, daß ich Regiments-Fechtmeister bin und schon im ersten Jahre zwei Profoßen vom Regiment Noailles abgeführt habe. Und jetzt wagt, außer Lafougère vom Regiment Lauzun, und Bouquet von der ersten Schwadron, Keiner mich krumm anzusehen. Das macht das Auge und das Handgelenk; man hat's oder hat's nicht, je nachdem, das ist eine Gabe Gottes. Selbst von anderen Regimentern kommen sie und fordern mich aus Eifersucht. Am vergangenen ersten Juli, ehe wir von Valenciennes abmarschirten, wettete der Stab des Regiments auf mich gegen die vom Regiment Conti (Infanterie). Der Fechtmeister Bayard, ein kleiner schwarzer Südländer, sagte immer: „der Elsäßer!“ Das ärgerte mich. Ich schickte ihm zwei Profoßen, um eine Erklärung zu verlangen. Es war im Voraus abgemacht und am andern Tag schlugen wir uns im Park. Er voltirte wie eine Katze; aber im dritten Gang traf ich ihn ganz nett unter der rechten Brust. Er konnte nicht mehr Pipp noch Papp sagen und aus war's. Das ganze Regiment jubelte. Ich bekam zweimal vierundzwanzig Stund Arrest, weil ich eine unglückliche Hand habe; aber der Major, Ritter von Mendel, hat dem Nicolaus Bastian einen Korb von seiner Tafel zukommen lassen, einen Korb Wein und Braten: so war die Sach! Nicolaus hatte die Wette für das deutsche Regiment gewonnen, da durfte man ihn wohl regaliren. Seitdem genieße ich die Achtung meiner Vorgesetzten. Und wenn ich Euch sage, wie es hier zugeht, wie die Kanaillen von Bürgern, vor Allem die Rechtsverdreher, sich hier mausig machen, wenn ich Euch

das sage, so werdet Ihr begreifen, daß es nicht an Gelegenheit fehlt, sich auszuzeichnen. Erst am vergangenen 27. August ließ uns der Wachtcommandant Dubois auf der neuen Brücke einen Angriff auf den Pöbel machen; und selbigen ganzen Tag bis Nachts um 12 Uhr haben wir sie niedergeritten, auf dem Dauphinplatz, auf dem alten Grèveplatz und üllerall. Wenn Ihr Tags darauf gesehen hättet, welches Gemetzel wir in den Straßen St. Dominique und Meslée angerichtet haben, Ihr hättet gesagt, da steht's gut! — Ich war der Erste rechts im zweiten Glied der Schwadron. Alles, was uns in den Weg kam, wurde niedergemacht. Der Oberstlieutenant von Reinach sagte nach dem Angriff, den Rechtsverdrehern werde das Piepsen vergangen sein. Ich glaub's wohl, es ist hart hergegangen! Da sieht man, daß es halt was Schöns ist um die Disciplin; aufs Commando muß Alles marschiren, und hättet Ihr Vater und Mutter, Brüder und Schwestern vor Euch, man reitet darüber weg wie über einen Misthaufen. Ich wäre schon Wachtmeister, wenn man nicht müßte schreiben können, um den Rapport zu machen. Aber nur Geduld, ich habe noch mit Jerome Leroux abzurechnen! Ein junger Mann von guter Familie, Gilbert Garbet, von der dritten Schwadron, lehrt mich schreiben und lesen; ich gebe ihm dafür Fechtstunden. 's wird recht, verlaßt Euch darauf. Das nächste Mal erhaltet Ihr einen Brief von meiner Hand, und unter diesen mache ich mein Kreuz, indem ich Euch umarme und Euch alles Gute in diesem und im andern Leben wünsche.

†

Nicolaus Bastian,
Fechtmeister auf Stoß und Hieb
im kgl. Deutsch-Regiment.

Den 1. Dezember 1788."

Der arme Nicolaus kannte nichts Schöneres, als sich zu schlagen; seine adeligen Offiziere betrachteten ihn wie eine Art Bulldogge, die man auf einen andern Hund hetzt und mit der sie ihre Wetten gewinnen, und er fand das herrlich! Ich verzieh ihm von ganzem Herzen, aber ich schämte mich, seinen Brief dem Meister Hans und Chauvel zu zeigen. Vater und Mutter, die schlugen, während ich vorlas, die Hände über dem Kopf zusammen vor lauter Verwunderung, die Mutter zumal lachte und rief in einem fort aus:

„Ja! ich wußte es wohl, daß der Nicolaus sein Glück macht! . . . Ha! seht Ihr wohl, wie man vorankommt! Wir sind nur so arm, weil wir immer in den Baracken bleiben. Aber Nicolaus wird noch adelig, Ihr werdet sehen, er wird noch adelig."

Auch der Vater war vergnügt, aber er meinte, das Duelliren sei gefährlich und sagte mit niedergeschlagenen Augen:

„Ja . . . ja . . . das ist schon recht . . . vorausgesetzt, daß ihm ein Anderer nicht auch einmal einen Stoß unter die rechte Brust versetzt; das würde uns das Herz brechen! Das ist doch entsetzlich . . . vielleicht hat der Andere auch noch Vater und Mutter!"

„Ah bah!" versetzte die Mutter.

Und damit nahm sie den Brief und lief damit zu den Nachbarn:

„Ein Brief von Nicolaus! . . . er ist Unteroffizier . . . Fechtmeister auf Stoß und Hieb . . . er hat schon viele Leute umgebracht . . . man darf ihn nicht krumm ansehen! . . ."

Und so ging es fort. — Erst nach zwei oder drei Tagen gab sie mir den Brief wieder, und da Meister Hans danach gefragt hatte, mußte ich ihn mitbringen und Abends vorlesen. Chauvel und Margareth waren da; ich wagte gar nicht, die Augen aufzuschlagen. Meister Hans sagte:

„Es ist doch ein rechtes Unglück, solche Lumpen in seiner Familie zu haben, Kerle, die mit Gemüthsruhe Vater und Mutter, Brüder und Schwestern zusammenhauen, und die das noch schön finden, weil man's Disciplin heißt!"

Chauvel entgegnete:

„Bah! 's ist ganz gut, daß man erfährt, was Nicolaus da erzählt: von diesen gewaltigen Angriffen in den Straßen, von diesem Gemetzel haben wir nichts erfahren, die Zeitungen sprachen nicht davon, obschon es mir auf meinen Gängen zu Ohren gekommen ist, daß man von Grenoble, von Bordeaux, von Toulouse her Truppen in Masse marschiren ließ. Das sind lauter gute Zeichen, das beweist, daß der Strom Alles mit sich fortreißt und daß ihn Nichts aufhalten kann. Diese Kämpfe haben uns bereits die Entlassung des Herrn Loménie de Brienne und die Einberufung der Reichsstände eingetragen. Was man zu fürchten hat, das sind nicht die Kämpfe; was sind fünfzig oder hundert Regimenter, wenn die ganze Nation gegen sie ist? Wenn das Volk ernstlich will, was es will, wenn der dritte Stand einig ist, so ist alles Andere wie Schaum, der verfliegt, wenn der Wind weht. Aber es freut mich, das Alles zu erfahren. Rüsten wir uns auf die Wahlen, halten wir uns bereit und möge der Verstand und der Gerechtigkeitssinn Aller offenbar werden."

Jetzt biß Chauvel die Lippen nicht mehr zusammen, er schien voller Zuversicht zu sein. Und trotz der Hungersnoth, die bis gegen Ende März währte, trotz allem hielten Bauern, Arbeiter und Bürger zusammen. Chauvel hatte Recht gehabt, als er bei der Erklärung des Parlaments sagte, daß wir am Vorabend großer Ereignisse stünden: ein Jeder fühlte sich stärker und fester; es war wie ein neues Leben; selbst der Allerärmste, ohne Kleider und ohne Brod, bückte sich nicht wie früher, son-

dern sah aus, als wollt er das Haupt erheben und zum Himmel aufblicken.

IX.

Je größer die Hungersnoth wurde, desto mehr Muth zeigten die armen Leute; die von den Baracken, von Hültenhausen, von Vierwinden hatten nur noch Haut und Knochen; sie gruben Wurzeln unter dem Schnee hervor und sotten alte Nesseln, wie sie hinter den Mauern wachsen; sie suchten sich mit allem Möglichen zu erhalten. Das Elend war entsetzlich; doch allmälig nahte der Frühling.

Die Kapuziner von Pfalzburg wagten nicht mehr zu betteln; man hätte sie auf offener Straße todtgeschlagen, denn das Regiment „La Fère“, welches kurz zuvor das Regiment „Castella“ abgelöst hatte, wollte nichts von ihnen wissen: es waren alte Soldaten, welche die jungen adeligen Herren und die flachen Säbelhiebe satt hatten.

Und dann schwirrten allerhand Gerüchte in der Luft; die Amtmänner und Statthalter hatten wohl oder übel die königliche Verordnung über die Einberufung der Reichsstände bekannt machen müssen. Man wußte, daß die Amtmänner und Statthalter die letzten Einberufungs-Schreiben an dem und dem Tag erhalten, daß sie dieselben sofort in ihren Gerichtssitzungen verkünden, und an den Thüren der Kirchen und Rathhäuser anschlagen lassen, daß die Geistlichen sie auf der Kanzel verlesen, und daß wir Alle, Arbeiter, Bürger und Bauern, uns spätestens acht Tage nach erfolgter Publication auf dem Rathhaus der Stadt versammeln sollten, um eine Klage- und Beschwerdeschrift aufzusetzen und Abgeordnete zu wählen, welche diese Schrift an einen uns später zu bezeichnenden Ort bringen sollten.

Das war Alles, was wir im Allgemeinen wußten. Gottlob hatte jedes Kirchspiel Klagen genug in seiner Schrift niederzulegen.

Man wußte auch, daß eine zweite Notabelnversammlung in Versailles beisammen war, um über die Maßregeln zu beschließen, die noch vor Einberufung der Reichsstände zu treffen waren. — Und in dieser Zeit der Hungersnoth, im Dezember 1788, im Januar und Februar 1789, sprach man von nichts als vom dritten Stande. Jeder erfuhr, daß der dritte Stand, die Bürger, Kaufleute, Bauern, Arbeiter und die Armen, in sich begreife, und daß man auch schon früher unsere armen Väter in ähnlichen Reichsständen an den Berathungen habe theilnehmen lassen, daß sie aber nur knieend mit einem Strick um den Hals vor dem König, dem Adel und den Bischöfen erscheinen durften, um ihre Klageschriften niederzulegen. Es war große Entrüstung, als man hörte, daß die Parlamente unsere Vertreter in demselben Aufzug sehen wollten; sie nannten das die Formen von 1614.

Jedermann sagte, die Mitglieder des Parlaments seien Hallunken, und man sah wohl ein, daß wenn sie zuerst Reichsstände gefordert hatten, dieß keineswegs geschah, um das Volk zu erleichtern und ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sondern um nicht ihren eigenen Gütern die Steuern auferlegen zu müssen, mit denen die Güter der Armen schon seit so langer Zeit belastet waren.

Die Zeitungen sagten, daß Getreide aus Rußland und Amerika komme; aber in den Baracken und im ganzen Gebirge bekam man nicht nur Nichts davon, sondern die Inspectoren durchwühlten noch alle Häuser bis unter das Strohdach, um das wenige, das uns noch geblieben war, mit fortzunehmen. Die in den großen Städten empörten sich und man war ge=

nöthigt, sie zu schonen: man plünderte also die friedlichen Leute aus, weil sie sich's gefallen ließen.

Ich erinnere mich, wie gegen Ende Februar, zur Zeit der größten Hungersnoth, Bürgermeister, Schöffen und Anwälte der Stadt, welche die Scheuern und Schuppen der Umgegend durchsuchten, eines Tags ins Meister Hans'sche Gasthaus zum Mittagessen kamen.

Chauvel, der uns, so oft er von seinen Wanderungen heimkehrte, im Vorbeigehen immer die neuesten Nachrichten aus Elsaß und Lothringen brachte, war gerade in der Wirthsstube; er hatte seinen Korb auf eine Bank gestellt und hatte keine Ahnung von ihrem Kommen. Als er nun die Herren mit gepuderten Perrücken, Dreispitzen, ausgeschnittenen Fräcken, wollenen Strümpfen, Muffen und mit Pelzhandschuhen bis an die Ellenbogen, ins Zimmer treten sah und hinter ihnen drein den langen, hagern, gelben Polizeilieutenant Desjardins, im spitzen Tressenhut und den Degen an der Seite, war's ihm zuerst etwas unheimlich. Der Lieutenant sah ihn nur so über die Achsel an. Er war es, der zu jener Zeit das Foltern zu besorgen hatte. Er sah bös aus. Während die Andern ihre sieben Sachen ablegten und in die Küche liefen um sich etwas zu bestellen, schnallte er seinen Degen ab und stellte ihn in eine Ecke; dann nahm er mit Gemüthsruhe die Decke von Chauvels Korb und musterte die Bücher.

Chauvel, die Hände in den Hosentaschen unter seinem Kittel, stand hinter ihm, als ob gar nichts wäre.

Die Schöffen und Anwälte, die immer hin und her liefen, meinten lachend: „das ist noch ein Hauptgeschäft!"

Die Thüre zur Küche stand offen, das Feuer funkelte auf dem Herde und warf seinen Schein in die Gaststube. Merle, der kleine Obmann der Bäckerzunft, hob die Deckel der Töpfe

in die Höhe und ließ sich von Frau Katharine Alles erklären; Nicola legte ein schönes Tischtuch auf, und der Polizeilieutenant wich nicht von der Stelle. Er nahm ein Buch nach dem andern aus dem Korbe und legte sie übereinander auf die Bank.

„Du handelst mit diesen Büchern?“ sagte er endlich, ohne sich nur umzudrehen.

„Ja Herr, zu dienen,“ gab Chauvel ruhig zur Antwort.

„Weißt du auch,“ fuhr der Andere langsam und näselnd fort, „daß das zum Galgen führt?“

„Oho! zum Galgen!“ . . . versetzte Chauvel, „so gute kleine Bücher! . . . Sehen Sie da: „Erwägungen für die Landvogteiversammlungen, von Sr. K. Hoheit dem Herzog von Orleans; — Betrachtungen eines Patrioten über die demnächstige Haltung der Reichsstände; — Klagen, Wünsche und Vorschläge der Hauderer mit der Bitte ans Publikum, dieselben in ihre Beschwerdeschriften mit aufzunehmen.“ Das ist nicht sehr gefährlich!“

„Und die königliche Concession?“ frug der Lieutenant ganz trocken.

„Die Concession! Der Herr Lieutenant wissen ja wohl, daß seit dem Ministerium Sr. Durchlaucht des Herrn Loménie de Brienne zum Vertrieb von Broschüren keine Concession erforderlich ist.“

Der Lieutenant durchsuchte immer weiter, und die Anderen stellten sich allmälig im Kreis um sie herum.

Dem Meister Hans und mir, weiter hinten am Schranke, war's nicht wohl zu Muthe. Chauvel lugte seitwärts zu uns herüber, als wollt er uns beruhigen; er hatte sicherlich etwas Verbotenes in seinem Korb versteckt, was der Lieutenant mit seiner spitzigen Nase witterte.

Zum Glück kam Mutter Kathrine, als die Bücher fast

alle auf der Bank lagen, ganz stolz mit der großen dampfenden Suppenschüssel herein, und der kleine Obmann Merle, der mit verstrobelter Perrücke hinter ihr drein lief, schrie:

„Zu Tisch . . . zu Tisch . . . da ist die Rahmsuppe! Guter Gott, was guckt ihr da? . . . Ei! dacht ich's doch, noch eine Visitation! . . . Haben wir dergleichen nicht genug? . . . Zu Tisch, zu Tisch, oder ich fange ganz allein an!“

Er saß schon am Tisch mit der Serviette unterm Kinn und nahm den Deckel von der Suppenschüssel ab, deren lieblicher Duft sich durchs ganze Zimmer verbreitete. Zu gleicher Zeit brachte Nicola einen gebeizten Schlachtbraten, so daß die sämmtlichen Schöffen und Anwälte schleunigst Platz nahmen. Wie der Lieutenant sah, daß die Gesellschaft ohne ihn anfing, sagte er ärgerlich zu Chauvel:

„Du weißt, aufgeschoben ist nicht aufgehoben!“

Mit diesen Worten warf er das Buch, das er in der Hand hatte, auf die übrigen und setzte sich neben Merle.

Chauvel packte alsbald seine Broschüren zusammen, nahm seinen Korb auf den Rücken und machte, daß er fortkam, nicht ohne uns einen vergnügten Blick zuzuwerfen. Wir athmeten auf! denn einen Polizeilieutenant vom Strick reden zu hören, das schnürte Einem, trotz aller Versprechungen, die man uns damals machte, die Kehle zusammen.

Chauvel war mit heiler Haut draußen, und die Herren speisten, wie die Adeligen und die reichen Leute vor der Revolution zu speisen pflegten. Sie hatten sich ihren eigenen Wein, frisches Fleisch und Weißbrod aus der Stadt bringen lassen.

Vor der Thüre standen Duzende von Bettlern, beteten zusammen und schauten zum Fenster herein, bettelnd und klagend, daß Einem das Herz blutete, namentlich die Weiber mit ihren

abgemagerten Kindern auf den Armen. Aber diese Stadtherren hatten kein Ohr dafür; lachend machten sie die Flaschen auf, schenkten sich ein und schwatzten von allen möglichen Lappalien. Um 3 Uhr zogen sie ab, die Einen zu Wagen nach der Stadt, die Anderen zu Pferd ins Gebirge, um ihre Haussuchungen fortzusetzen.

Am Abend kam Chauvel mit seiner Margreth zu uns. Kaum war er unter der Thüre, als ihm Meister Hans zurief:

„Was habt Ihr uns einen Schreck eingejagt! . . . Ihr führt doch ein schreckliches Dasein, Chauvel! Das kann man kein Leben nennen, das heißt immer unter dem Galgen am Fuß der Leiter stehen! Keine vierzehn Tag hielt ich's aus in solcher Angst."

„Ich auch nicht," sagte Mutter Kathrine.

Und wir Alle dachten so; er aber setzte sich lächelnd an den Tisch und meinte:

„Bah! das ist alles nichts, das ist nur ein Spaß. Vor zehn oder fünfzehn Jahren, ja da! Damals hieß es aufgepaßt, damals durfte man sich nicht mit Amsterdamer oder Kehler Ausgaben erwischen lassen: es wäre von den Baracken auf die Galeere nur ein Sprung gewesen; und noch einige Jahre früher hätten sie mich kurz und gut gehenkt. Ja, das war gefährlich, aber wenn man mich heute einsteckt, so ist's nicht für lange; man schlägt mir auch nicht Arm und Bein entzwei, bis ich meine Mitschuldigen angebe."

„Das ist jetzt einerlei," erwiederte Meister Hans, „es war Euch nicht wohl bei der Sache, Chauvel; gelt, Ihr hattet Etwas in Eurem Korbe?"

„Ja freilich! . . . und zwar dies hier", versetzte er, und warf einen Pack Zeitungen auf den Tisch. „Da seht wie es steht!"

Nachdem Thür und Fenster fest verschlossen waren, lasen wir beinahe bis Mitternacht, und ich glaube, es wird Euch recht sein, wenn ich einiges aus den alten Papieren abschreibe. Es ist ganz rührend, zu sehen, wie wacker sich die Leute von Herz damals hielten.

Der Adel und die Provinzialparlamente waren überall einig in ihrem Widerstand gegen die Einberufung der Reichsstände. In der Freigrafschaft hatte die Bevölkerung von Besançon ihr Parlament fortgejagt, weil es sich dem königlichen Edict widersetzte, und weil es erklärte, die Ländereien des Adels seien selbstverständlich von allen Lasten befreit; so sei es seit tausend Jahren gewesen, so müsse es bleiben.

In der Provence hatten die Mehrheit des Adels und das Parlament gleichfalls gegen das königliche Edict protestirt, welches die Reichsstände einberief. Damals hörte man zum ersten Mal den Namen Mirabeau's, eines Adeligen, von dem die Andern nichts wissen wollten und der sich auf die Seite des dritten Standes schlug. Er sagte, daß dieses Protestiren des Adels und der Parlamente „weder nützlich, noch passend, noch gesetzmäßig“ sei. Man hat nie Jemand mit mehr Kraft, mehr Schärfe und mehr Hoheit sprechen hören. Die Gegner fanden ihn nicht vornehm genug; sie schlossen ihn von ihren Berathungen aus; das gibt einen Begriff von ihrem Verstand!

Ueberall schlug man sich: zu Rennes in der Bretagne mordete der Adel die Bürger, welche für das Edict waren, und namentlich die jungen Leute, die als muthig bekannt waren. Diese Bürger waren nicht stark genug und wandten sich daher an die anderen Städte ihrer Provinz um Hilfe. Hören wir, wie die Jugend von Nantes und Angers, die in Eilmärschen heranrückte, ihnen antwortete: „Zitternd vor Entsetzen bei der Nachricht von den Meuchelmorden in Rennes;

zusammenberufen durch den allgemeinen Aufschrei des Unwillens und der Rache; in der Erkenntniß, daß die wohlwollenden Maßregeln unsers erhabenen Königs, zur Befreiung seiner treuen Unterthanen vom dritten Stand aus der Sklaverei, einzig und allein durch jene adligen Egoisten vereitelt werden, die in dem Elend und den Thränen der Armen nur einen schmählichen Tribut sehen, den sie den künftigen Generationen übermachen möchten; im Gefühl unserer eigenen Stärke und mit dem festen Entschluß, den letzten Ring der Kette, die uns fesselt, zu brechen — haben wir beschlossen, auszuziehen in genügender Anzahl, um den feigen Henkersknechten der Aristokraten Respect einzuflößen. Wir protestiren im Voraus gegen jedes Urtheil, das uns für Aufrührer erklären sollte, denn unsere Absichten sind rein; wir schwören Alle, im Namen der Ehre und des Vaterlands, daß, falls ein ungerechter Gerichtshof sich unserer Personen bemächtigen sollte . . . wir schwören dann das zu thun, was die Natur, der Muth und die Verzweiflung dem Menschen für seine Selbsterhaltung zu thun gebieten. — Beschlossen in der Börsenhalle zu Nantes am 28. Jan. 1789."

Das waren junge Kaufleute, die so sprachen.

Andere, Studenten von Angers, marschirten gleichfalls. Hört, was die Frauen dieser tapfern Stadt schrieben: „Wir zu gemeinsamer Berathung versammelten Mütter, Schwestern, Gattinnen und Bräute der jungen Bürger der Stadt Angers, nachdem wir vernommen, welche Beschlüsse die sämmtlichen jungen Männer gefaßt haben, erklären: daß, falls die Unruhen wieder ausbrechen und die ganze für die gemeinsame Sache vereinte Bürgerschaft auszieht, — wir uns der Nation anschließen werden, deren Interessen die unseren sind; da aber Körperstärke nicht unser Theil ist, so übernehmen wir, als unsere Pflicht und unsern Wirkungskreis, die Sorge für Gepäck, Mund-

vorräthe und sonstige Vorbereitungen zum Ausmarsch und alle Mühewaltungen, Tröstungen und Dienste, die wir zu leisten im Stande sind. Wir erklären ausdrücklich, daß es unser Aller Absicht durchaus nicht ist, die Achtung und den Gehorsam zu verweigern, die wir dem König schuldig sind, aber daß wir lieber zu Grunde gehen, als daß wir unsere Söhne, unsere Gatten, unsere Brüder und unsere Geliebten verlassen; wir ziehen den Ruhm, ihre Gefahren zu theilen, der Sicherheit einer schmachvollen Unthätigkeit vor."

Als wir das lasen, mußten wir weinen und sagten:

„Das sind tapfere Frauen und rechte Leute; so würden wir's auch machen!"

Wir fühlten uns stark. Und Chauvel sagte mit aufgehobenem Finger:

„Der Adel, die Bischöfe und Parlamente mögen sich das gesagt sein lassen. Es ist ein ernstes Zeichen, wenn selbst Frauen sich an dem Verlangen nach Recht betheiligen und wenn sie ihre Brüder, ihre Gatten und ihre Geliebten unterstützen, anstatt sie vom Kampfe abzuhalten. Das ist nicht oft vorgekommen; aber wo es vorgekommen ist, waren die Gegner schon im Voraus verloren."

Einige Tage nachher, am 20. März 1789, als eben der Schnee ging, verbreitete sich die Nachricht daß mächtige Plakate, mit dem großen schwarzen Dreililien-Stempel versehen, den Tag vorher an den Thüren der Kirchen, Klöster und Rathhäuser angeschlagen worden seien, auf denen Jedermann nach Pfalzburg ins Stadthaus geladen sei.

Es war in der That so: die Plakate beriefen den Adel, die Geistlichkeit und den dritten Stand zur Bezirksversammlung, da in dieser die Vorbereitungen zu unseren Reichsständen getroffen werden sollten.

Ich kann nichts Besseres thun, als diese Plakate abschreiben; da werdet ihr selbst den Unterschied erkennen zwischen den Reichsständen jener Zeit und dem, was heutzutage vorgeht:

„Verordnung des Königs zur Ausführung der Einberufungsschreiben vom 24. Januar 1789. — Indem der König an die verschiedenen unter seiner Botmäßigkeit stehenden Provinzen Einberufungsschreiben zu den Reichsständen erließ, war sein Wille, daß alle Seine Unterthanen an der Wahl der Abgeordneten theilnehmen sollen, welche jene große und feierliche Versammlung zu bilden haben; es ist Seiner Majestät Wunsch und Wille, daß Jedermann von den äußersten Grenzen des Königreichs und bis in dessen abgelegenste Weiler versichert sei, seine Wünsche und seine Beschwerden bis an Sein Ohr gelangen lassen zu können. — Seine Majestät hat mit wahrhafter Befriedigung erkannt, daß mittelst stufenweiser Versammlungen, die im ganzen Königreich zur Vertretung des dritten Standes angeordnet werden sollen, Höchstdieselbe eine Art Verkehr mit allen Einwohnern Ihres Königreichs bewirken, und deren Wünschen und Beschwerden in einer sicheren und unmittelbareren Weise näher trete.“

Nach diesem Eingang sprach die Bekanntmachung vom Adel und von der Geistlichkeit, von ihrer Zusammenberufung und von der Zahl der Abgeordneten, welche die Bischöfe, Aebte, Kapitel, die fundirten Körperschaften, die Weltgeistlichen und die Orden beiderlei Geschlechts, und überhaupt die gesammte, einen Titel besitzende Geistlichkeit bei den Bezirksversammlungen und später in den Reichsständen haben sollten.

Dann kam das, was uns anging:

„1) Die Pfarr- und Landgemeinden, die Flecken wie die Städte versammeln sich im Rathhaus in Gegenwart des Richters

oder eines andern öffentlichen Beamten. Zutritt zu diesen Versammlungen haben alle Einwohner, die zum dritten Stand gehören, geborene oder naturalisirte Franzosen sind, ihr fünfundzwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt, einen festen Wohnsitz haben und in die Steuerliste eingetragen sind, um so bei der Abfassung der Beschwerdelisten, sowie bei der Wahl der Deputirten mitzuwirken.

2) Die gewählten Abgeordneten bilden im Stadthaus und unter dem Vorsitz von Municipalbeamten die Versammlung des dritten Standes der Stadt. Sie verfassen die Klage- und Beschwerdeschrift besagter Gemeinde und wählen Abgeordnete zur Ueberbringung derselben an die Hauptversammlung der Aemter.

3) Die Anzahl der von den Pfarr- und Landgemeinden behufs der Ueberbringung ihrer Beschwerdeschriften zu wählenden Abgeordneten beträgt zwei auf zweihundert Feuerstätten und darüber, drei auf dreihundert Feuerstätten u. s. w.

4) In den Hauptversammlungen der Aemter oder der Seneschallate haben die Abgeordneten des dritten Standes sämmtliche Beschwerdeschriften in eine einzige zusammenzufassen und aus ihrer Mitte den vierten Theil ihrer eigenen Anzahl zu erwählen; die Gewählten haben sodann die erwähnte Beschwerdeschrift der Generalversammlung der Vogtei zu überbringen.

5) Seine Majestät befiehlt, daß in den genannten Hauptversammlungen der Vogteien die Wahl der Abgeordneten des dritten Standes zu den Reichsständen unmittelbar nach der Zusammenfassung der Beschwerdeschriften sämmtlicher Städte und Gemeinden, die sich daselbst eingefunden haben, vorgenommen werde.“

Man sieht, anstatt wie heute Abgeordnete zu wählen, von denen kein Mensch Etwas weiß, und die Euch von Paris mit

guten Empfehlungen zugeschickt werden, wählte man vernünftiger Weise Leute aus seinem Ort. Diese wählten aus ihrer Mitte die Fähigsten, Muthigsten und Einsichtsvollsten, um unsere Beschwerden vor dem König, dem Adel und den Bischöfen zu vertreten; auf diese Weise erhielt man wirklich etwas Gutes.

Seht einmal, was die Abgeordneten von 1789 gethan haben und was die von heute thun, dann werdet Ihr bald herausfinden, was mehr werth ist: ob Bauern zu haben, die man wählt, weil man sie kennt, oder Männer, die man nimmt, weil der Präfect sie empfiehlt. Es ist nicht meine Absicht, unsere Herren herabzusetzen; aber so hat man doch selbst zwischen den Besten die Wahl. Es ist klar, daß die Abgeordneten Diejenigen vertreten sollen, von denen sie gewählt sind, und nicht die Regierung, deren Ueberwachung ihre Aufgabe ist; das liegt auf der Hand. Nehmt an, der König Ludwig XVI. hätte durch seine Amtmänner, Seneschälle, Vögte, durch seine Provinzstatthalter oder Gensdarmeriebefehlshaber selbst die Abgeordneten des dritten Standes ernennen lassen. Was wäre geschehen? Diese Abgeordneten hätten niemals gewagt, dem König, der sie an ihren Platz gestellt, zu widersprechen, sie hätten Alles gebilligt, was die Regierung gewünscht hätte, und wir stäken heute noch im Elend.

Ich brauche Euch nicht die Freude und die Begeisterung der Bevölkerung zu schildern, als sie wußte, daß die Reichsstände wirklich zusammentreten würden; denn trotz Alle dem hatte man immer noch Zweifel gehabt. Wenn man immer betrogen worden ist, glaubt man an Nichts mehr; diesmal konnte die Sache nicht wieder rückwärts gehen.

Am gleichen Tage arbeiteten Meister Hans und ich gegen fünf Uhr des Abends ganz vergnügt in der Schmiede. Alle

Augenblicke, so oft mein Pathe das Eisen in die Gluth legte, rief er:

„Ja wohl, Michel, so kriegen wir also die Reichsstände.“

Dabei strahlte sein dickes Gesicht vor Freude. Ich antwortete ihm lachend:

„Ja, Meister Hans, die Sache ist im Blei.“

Und die Hämmer fielen auf den Ambos ohn’ Unterlaß. Freude im Herzen stärkt den Arm.

Draußen war ein Schmutz, wie man ihn seit lange nicht gesehen hatte. Der Schnee schmolz, das Wasser floß in Strömen, es riß den Mist mit sich fort und lief in die Keller. Die Frauen kamen alle Augenblicke mit Besen auf die Straße, um es mit großen Schüben weiter zu stoßen. Ein Elend gebiert immer das andere; da man den ganzen Tag für den König, die Gutsherrschaft und das Kloster Frohnarbeit zu verrichten hatte, dachte man nicht daran, die Straße zu pflastern; man war froh ausruhen zu können und kümmerte sich nicht um den Straßenkoth.

Da auf einmal sehen wir fünf oder sechs alte Baracker, vom obern Weiler, vom untern Höft und von den Baracken am Eichenwald, in ihren alten grauen Kitteln, ihren großen Schlapphüten bis auf die Schultern: den alten Jakob Letumier, Nicolaus Cochart, Claude Hervé, Gautier Courtois, kurz die einflußreichsten Männer des Orts, mit feierlicher Miene vor der Schmiede halten und den Hut tief abziehen.

„Ei, Ihr seid es, Letumier!“ rief Meister Hans ihnen zu, „und Ihr, Hervé! Was zum Teufel macht Ihr da?“

Er lachte, aber die Andern blieben ernst; der lange Letumier krümmte seinen Rücken unter der niedrigen Thüre und sprach aus tiefer Kehle, wie die herumziehenden Geschirrhändler zu reden pflegen:

„Meister Hans Leroux, mit Verlaub, wir haben Euch eine Mittheilung zu machen.“

„Mir?“

„Ja, Euch selber! in Betreff der Wahlen.“

„So? so? . . . . tretet ein . . . Ihr steht ja da mitten im Schmutz.“

Jetzt traten Alle, Einer nach dem Andern in die Schmiede, die so viel Leute kaum fassen konnte. Sie besannen sich noch, wie sie ihre Rede anfangen sollten, da frug Meister Hans:

„Also, was? . . . was wollt Ihr von mir? Genirt Euch nicht; wenn es in meiner Macht steht . . . Ihr kennt mich ja.“

„Also darum handelt es sich“, sagte der Holzhauer Cochart; „Ihr wißt, daß die ganzen Baracken, alle die Weiler, ihre Stimmen in der Stadt zusammen abgeben?“

„Wohl, wohl! . . . was weiter?

„Also gut, die drei Weiler haben zweihundert Feuerstätten; folglich haben wir zwei Abgeordnete zu wählen.“

„Ohne Zweifel; und dann?“

„Und dann? Ihr seid der Erste, das versteht sich von selbst. Aber wegen des Zweiten sind wir in Verlegenheit.“

„Wie, Ihr wollt mich wählen!“ rief Meister Hans, der sich innerlich sehr geschmeichelt fühlte.

„Ja! aber der Andere!“

Da wurde Meister Hans ganz vergnügt und sagte:

„Wir braten ja hier so nahe beim Feuer, wir wollen lieber in die Wirthschaft hinüber und ein gutes Glas Wein zusammen trinken, da wird uns schon ein guter Gedanke kommen.“

Natürlich nahmen sie mit Dank an. Ich wollte in der Schmiede zurückbleiben, aber Meister Hans rief mir von der Mitte der Straße aus zu:

„He, Michel, komm nur! . . . . An einem solchen Tage muß Alles hören und dabei sein.“

Wir traten zusammen ins Wirthszimmer. Man setzte sich um den Tisch, den Fenstern entlang; Meister Hans ließ Wein, Gläser, einen Laib Brod und Messer bringen. Man stieß mit den Gläsern an, und als dann Frau Kathrine, die nicht wußte, was das zu bedeuten hatte, ganz erstaunt drein schaute, und Letumier sich schon den Mund wischte, um ihr den Grund der Versammlung zu erklären, rief Meister Hans:

„Was mich anbetrifft, so ist's schon recht . . . ich fühle mich sehr geschmeichelt. . . . Ich nehme an, denn jeder hat die Pflicht, sich für's Vaterland aufzuopfern. Nur muß ich Euch im Voraus sagen, wenn Ihr nicht den Chauvel mit mir wählt, so lehne ich ab.“

„Chauvel, den Calvinisten?“ rief Letumier, drehte den Kopf und kriegte ganz runde Augen.

Und die Andern sahen einander ganz verblüfft an und sagten:

„Der Calvinist . . . unser Abgeordneter? der!“

„Loset!“ versetzte Meister Hans, „wir gehen nicht dorthin zu einem Concil, um etwa die Geheimnisse unserer heiligen Religion, über die heiligen Sacramente und derlei Sachen zu berathen. Wir gehen dorthin in unseren eigenen Angelegenheiten, hauptsächlich um uns von den Steuer-Zuschlägen, von den Schatzungen, den Frohnden und von der Kopfsteuer zu befreien, um unsern gnädigen Herren, wenn's möglich ist, Widerpart zu halten und das Kummet zu erleichtern. Nun seht, ich habe zwar meinen gesunden Verstand — wenigstens bild' ich mir's ein — aber das genügt nicht um so ein großes Spiel zu gewinnen. Ich kann wohl schreiben und lesen; ich weiß auch, wo uns der Schuh drückt, und wenn es damit gethan wäre,

zu schreien wie ein alter Esel, so würde ich meinen Platz so gut ausfüllen wie irgend Einer in Mittelbronn, in Vierwinden oder sonstwo. Aber darum handelt es sich nicht. Wir haben dort mit geriebenen Leuten zu thun von allerlei Schlag, mit Procuratoren, Vögten, Seneschällen, mit Herren von großem Wissen, die für Alles tausend Gründe vorzubringen vermögen, aus den Gesetzen, aus den Rechtsgewohnheiten und Gebräuchen, aus Diesem und Jenem, und wenn wir denen nicht die Spitze bieten und ihnen klar und verständlich antworten können, so werden sie uns die Halfter wieder anlegen und zwar für immer! Verstanden?"

Letumier riß den Mund bis an die Ohren auf.

„Ja . . . aber Chauvel . . . Chauvel . . ." stotterte er.

„Laßt mich nur reden," fuhr Meister Hans fort. „Ich will gern Euer Abgeordneter sein; und wenn Einer von den Unsrigen gut und für unser Interesse spricht, so vermag ich schon ihn zu unterstützen, und ich werd' ihn auch unterstützen — aber selbst antworten! nein, dazu fehlt es mir an Bildung und an den nöthigen Kenntnissen; und ich sage Euch, daß in der ganzen Umgegend, gleichviel wo, Niemand im Stande ist, so zu sprechen und unsere Sache zu vertheidigen wie Chauvel. Er kennt Alles: Gesetze, Rechtsgewohnheiten, Verordnungen, Alles! Seht, der kleine Mann weiß, was in all den Büchern steht, die er seit fünfundzwanzig Jahren auf seinem Buckel getragen hat. Ihr glaubt vielleicht, daß er unterwegs sich nach rechts und links umschaut und sich Felder, Bäume, Hecken, Brücken und Flüsse betrachtet. Weit gefehlt! Er hat die Nase in einer seiner Scharteken oder er denkt nach über das Warum und das Wie! Wenn Ihr also nicht Dummköpfe seid und Eure Frohnden, Steuern und Abgaben behalten wollt, so müßt Ihr ihn in erster Linie wählen, noch vor mir. Wenn Chauvel dort

ist, so werde ich ihn fest unterstützen; aber wenn er nicht dabei ist, so braucht Ihr mich gar nicht zu wählen, denn ich lehne schon im Voraus ab."

Meister Hans sprach ganz einfach; die Anderen aber kratzten sich hinter den Ohren.

„Ja, aber," begann der Holzhauer Cochart, „wird seine Wahl auch genehmigt werden?"

„Die Verordnung macht keinen Unterschied zwischen den Confessionen," erwiederte Meister Hans; „ein Jeder ist geladen, vorausgesetzt, daß er Franzose, fünfundzwanzig Jahr alt und auf der Steuerliste eingetragen ist. Chauvel zahlt so gut wie wir, vielleicht noch mehr. Und hat unser guter König nicht voriges Jahr den Lutheranern, Calvinisten und selbst den Juden die bürgerlichen Rechte verliehen? Das solltet Ihr doch wissen? Wir wollen Chauvel wählen und uns um das Weitere nicht kümmern. Verlaßt Euch darauf, er wird uns mehr nützen und uns mehr Ehre machen, als fünfzig Kapuziner; er wird unsere Interessen mit viel Geschick und Muth vertheidigen. Es wird für die drei Baracken eine große Ehre sein, das glaubt mir. He! Kathrine, noch einen Krug!"

Die Anderen waren noch nicht recht überzeugt; als aber Meister Hans die Gläser füllte und sagte: „Das ist mein letztes Wort; wenn Ihr den Chauvel nicht wählt, lehne ich ab; wählt Ihr ihn, nehme ich an. — Auf das Wohl unseres guten Königs!" da waren Alle gerührt und wiederholten den Trinkspruch:

„Auf das Wohl unseres guten Königs!"

Und als sie getrunken hatten, sprach Letumier mit ernster Miene:

„Es wird schwer halten, bis das die Frauen schlucken: aber da es einmal so ist, Meister Leroux, hier ist meine Hand."

„Und hier die meinige," versetzte ein Anderer, indem er sich herüberbog.

Und so ging es am ganzen Tisch herum. Und als der Krug leer war, stand man auf und ging heim. — Das waren die „Notabeln", wir wußten wohl, daß alle Uebrigen sich nach ihnen richten würden.

„Die Sache ist also im Reinen!" rief ihnen Meister Hans nach, der ganz vergnügt unter seiner Thüre stand.

„Abgemacht!" riefen sie im Gehen und patschten durch den Koth.

Sodann kehrten wir zur Schmiede zurück. Die Sache ging uns im Kopfe herum. Wir arbeiteten bis sieben Uhr, wo Nicola uns zum Nachtessen rief.

Die Versammlung sollte am darauffolgenden Sonntag stattfinden. Chauvel und seine Tochter waren seit vierzehn Tagen unterwegs; niemals hatten sie so viele von ihren Schriftchen verkauft; Meister Hans hoffte jedoch, sie in der großen Versammlung auf dem Rathhaus zu treffen.

Etwas Neues passirte sonst an diesem Abend nicht; der Tag hatte dessen genug gebracht.

X.

Als ich am nächsten Sonntag Morgens zwischen sechs und sieben Uhr mit meinem Vater die alte Barackerstraße hinabwandelte, ging die Sonne ganz roth über den Gutbronner Wald auf. Es war der erste schöne Tag in diesem Jahre; die Strohdächer und die kleinen schwarzen Ziegelkamine, aus denen bläulicher Rauch emporstieg, waren wie vergoldet; die kleinen Wasserpfützen auf den Straßen glänzten, soweit das Auge reichte; weiße Wölkchen bedeckten den Himmel, und in der Ferne, in weiter Ferne, hörte man die Klarinetten der Dörfer, die sich auf den Weg machten, die Trommeln, die in der Stadt zum

Appel schlugen und die ersten Glockentöne, die zur Heiligen-Geistmesse vor Beginn der Wahlen luden.

Mein Vater, ein alter sonnverbrannter, leibarmer Mann mit grauem Bart und bloßem Hals, ging neben mir her, in seinem groben grau-leinenen Kittel, der über den Hüften, und in eben solcher Hose, die mit einer Schnur um die Knöcheln zusammengebunden war; seine braunledernen Schuhe ohne Absätze waren wie Stiefeletten geschnürt. Er hatte eine alte Mütze auf dem Kopf von Schlagwolle, wie sie damals jeder Bauer trug und wie man sie später auf die Fahne der Republik gesetzt hat. Aengstlich schielte er fortwährend nach rechts und links, als ob wir irgend einen Ueberfall zu besorgen hätten. Ja! so langes Leiden macht argwöhnisch! Jeden Augenblick raunte mir der arme Mann zu:

„Michel, nimm dich in Acht! wir wollen lieber Nichts sagen! wir wollen schweigen. Es nimmt noch ein schlimmes Ende!"

Ich hatte mehr Vertrauen; die Gewohnheit, Meister Hans und Chauvel über die Angelegenheiten des Landes reden zu hören und selber zu lesen, was in Rennes, in Marseille, in Paris vorging, gab mir schon mehr Muth. Und dann war ich ein achtzehnjähriger Bursche, die Schmiedearbeit hatte meinen Brustkasten erweitert, der große zwölfpfündige Hammer war meinen schwieligen Händen nicht zu schwer; ich hatte zwar noch kaum einen Anflug von Bart, aber trotzdem schaute ich Jedem keck ins Auge, gleichviel ob Soldat, Bürger oder Bauer. Auch liebte ich es, mich gut zu kleiden; Sonntags trug ich eine blaue Tuchhose, hohe Stiefeln und, wie es bei den Schmieden Mode war, eine Sammtjacke, und die hübschen Mädchen sah ich, offen gestanden, gern und fand sie schön; das ist ja nichts Unerlaubtes. So war's halt!

Das ganze Dorf war auf den Füßen. Wie wir an's

Gasthaus kamen, sahen wir Meister Hans und Valentin bei offenen Fenstern im Gastzimmer zusammen eine Flasche Wein leeren und vor dem Abmarsch einen Imbiß zu sich nehmen. Beide waren in vollem Wichs: Meister Hans hatte seinen langen Meisterrock und seine rothe Weste an, kurze über seinen dicken Waden zugeknöpfte Hosen und runde Schuhe mit silbernen Schnallen; Valentin trug eine grau-leinene Bluse, Kragen und Brust mit rother Litze eingefaßt, das Hemd mit einem großen silbernen Herz zugemacht und die Bauernmütze schief aufs Ohr gedrückt. Als sie uns sahen, riefen sie:

„Da sind sie! . . . da sind sie! . . .“

Wir gingen hinein.

„Da Bastian, auf die Gesundheit unseres guten Königs,“ rief Meister Hans, indem er uns einschenkte.

Und mein Vater antwortete mit Thränen in den Augen:

„Ja, ja, Hans, auf die Gesundheit unseres guten Königs!... Unser guter König soll leben! . . .“

Es war damals noch Mode zu glauben, der König mache Alles; man betrachtete ihn als eine Art Herrgott, der über seine Kinder wache. Mein Vater hatte daher den König sehr lieb.

Wir tranken und gleich darauf kamen die „Notabeln“ an. Es waren dieselben wie gestern und der Großvater Letumier dabei, der schon so alt war, daß er nichts mehr sah und daß man ihn Schritt für Schritt führen mußte, damit er nicht fiel. Aber trotzdem wollte er mit wählen, und während man Wein brachte, die Gläser füllte und sich unterhielt: „Grüß Gott, da sind wir . . . 's ist Alles in Ordnung . . . die Baracker werden's ihnen zeigen, die stimmen wie ein Mann, seid ganz ruhig! . .“ während man sich die Hand schüttelte, lächelte und trank, sagte der gute Alte:

„Ach! wie ist das Leben so lang! wie ist das Leben so

lang! ... Aber das ist eins, wenn man einen solchen Tag erlebt, denkt man nicht mehr an das viele Schwere, das man durchgemacht hat.“

Meister Hans antwortete ihm:

„Ihr habt Recht, Vater Letumier; man zählt die Tage, an denen es geregnet, gehagelt und geschnieen hat, nicht mehr, wenn die Ernte da ist. Das sind die Garben! ... Sie haben uns viel Mühe gekostet, das ist wahr; aber jetzt kommt's ans Dreschen, Schwingen und Sieben; wir werden Brod haben und, wenn es Gott gefällt, unsere Kinder auch. Es lebe der gute König!“

Und wir Alle wiederholten: „Es lebe der gute König!“

Man stieß an; fast hätte sich Alles umarmt. Dann ging's fort Arm in Arm, mein Vater und ich ganz zuletzt.

Die andern Männer von den Baracken hatten sich schon bei der Quelle versammelt, und wie sie uns kommen sahen, schlossen sie sich uns an mit Clarinette und Trommel. So etwas hat man nie gehört; das ganze Land war voller Musik und Glockenklang; von allen Seiten und Himmelsgegenden strömten Schaaren von Menschen herbei, tanzten, schwangen die Hüte, warfen die Mützen in die Luft und riefen:

„Es lebe der gute König, es lebe der Vater des Volks!“

Die Glocken antworteten einander von der Höhe des Gebirges bis herunter in die Ebene; es hörte gar nicht auf, und je näher man der Stadt kam, desto lauter wurde das Summen. Von der Kirche, aus den Fenstern der Kasernen, vom Hospital herab, überall wehten weiß-seidene Fahnen mit goldenen Lilien. Nein, so etwas Großartiges habe ich nie gesehen!

Später haben uns die Siege der Republik, der Donner der Kanonen von unseren Wällen wohl auch das Herz erhoben, und wir haben mit Stolz gerufen: „es lebe Frankreich! ...

es lebe die Nation! . . . es lebe die Republik! . . .“ Aber zu jener Zeit dachte man noch nicht daran, Menschen umzubringen; man glaubte Alles mit einem Schlage zu gewinnen, indem man sich brüderlich umarmte!

Das läßt sich nicht schildern!

Als wir uns der Stadt näherten, kam am Kreuzpunkt der beiden Straßen der Pfarrer Christoph an der Spitze seiner Pfarrkinder anmarschirt. Man macht Halt, schwingt die Hüte und ruft im Chor: „es lebe der gute König!“

Der Pfarrer und Meister Hans umarmen sich, und unter Lachen und Singen, Clarinettenklang und Trommelwirbel, kommen die beiden Gemeinden beim ersten Wachposten an, wo schon Alles voll von Menschen ist. Ich sehe noch die Schildwache des Regiments La Fère in ihrem langen weißen Frack mit stahlgrauen Aufschlägen, mit dem ungeheuern Dreispitz auf der gepuderten Perrücke und der langen Muskete im Arme, oben auf dem Halbmond stehen und uns das Zeichen zum Halten geben. Die Brücken waren durch Karren und Wägen versperrt; die alten Leute ließen sich zum Rathhaus fahren, Alle wollten vor ihrem Tode noch abstimmen; Viele weinten wie die Kinder.

Jetzt soll mir noch Einer sagen, daß die Leute von damals nicht außerordentlich viel gesunden Menschenverstand hatten: vom Ersten bis zum Letzten verlangten sie Alle ihr Recht.

Kurz, wir mußten dort länger als zwanzig Minuten warten, ehe wir über die Brücke konnten, so groß war das Gedränge.

Aber das Innere der Stadt mußte man erst sehen, die Straßen voller Menschen und die unzähligen Fahnen an allen Fenstern. Da mußte man hören, wie sich der Ruf: „Es lebe der König!“ bald auf dem Marktplatz, bald vor dem Arsenal

oder am deutschen Thor erhob und gleich dem Donner über Wälle und Glacis rollte.

Als wir unter dem alten Fallthor durch waren, konnten wir weder mehr vor- noch rückwärts, oder auch nur vier Schritte weit sehen. Die Gasthäuser, Wirthschaften, Brauereien, die Christophstraße, Rothe-Herzstraße und Kapuzinerstraße, die beiden Kasernen und das Hospital bis zur Kornhalle entlang — Alles war nur Ein fester Knäuel.

Die Heiligengeist-Messe hatte begonnen; aber wie sollte man zur Kirche gelangen? Selbst den Patrouillen des Regiments „La Fère" half es nichts, daß sie „Achtung! Achtung!" schrieen, sie wurden von allen Seiten zurückgedrängt und mußten schließlich Gewehr bei Fuß stehen bleiben ohne heraus zu können.

Da fiel es dem Meister Hans ein, daß die Wirthschaft seines Freundes Jakob Renaudot ganz in der Nähe sei, und ohne was zu sagen, gab er uns nur ein Zeichen, mitzukommen und zog uns, den Pfarrer Christoph, Valentin, meinen Vater und mich, mit sich fort bis zu der Staffel am „weißen Roß". Wir konnten aber nur durch die Hinterthüre in die Küche gelangen, denn die Wirthsstube war voll wie ein Ei! man hatte Thüre und Fenster aufsperren müssen, um schnaufen zu können.

Mutter Jeanette Renaudot nahm uns freundlich auf und wies uns ein kleines Zimmer im oberen Stock an, das noch leer war. Man brachte uns Wein, Bier und Backwerk hinauf, was wir nur wünschten.

Die Andern drunten sahen sich überall nach uns um; sie glaubten, sie hätten uns im Gedränge verloren. Aber wir konnten sie nicht rufen, noch alle heraufkommen lassen. Wir blieben daher unter uns; erst gegen ein Uhr des Nachmittags, als stark die Hälfte der Dörfer bereits gewählt hatte und die

Baracker eben um Fouquet's Eck bogen, um auf den Marktplatz zu ziehen, gingen wir fort und kamen durch die Hospitalstraße noch vor den andern am Rathhaus an. Man glaubte, wir seien schon lange da und Alles rief: „da sind sie! da sind sie!"

Das alte Stadthaus mit seinem Thurm, seinen großen offenen Fenstern unter der Thurmuhr, seiner Halle, in die sich die Dörfer einander nach wälzten, brummte von oben bis unten wie eine Trommel. Aus der Ferne hätte man es für einen Ameisenhaufen halten können.

Die Baracker sollten vor den Lützelburgern kommen; sie standen zwischen der alten Cisterne und der Freitreppe, die in die Halle führt. Meister Hans, Valentin, mein Vater und ich marschirten an der Spitze; da aber Andere, die Vilschberger, noch nicht ganz abgestimmt hatten, mußten wir ziemlich lange auf der Treppe warten. Und in diesem Augenblick, als einem Jeden das Herz klopfte bei dem Gedanken an das, was er zu thun im Begriff war, und als eben hinter uns, unter den alten Ulmen, nach dem Ruf: „es lebe der gute König!" große Stille eintrat, in einem solchen Augenblick hörte ich eine helle Stimme, eine Stimme, die wir alle kannten, die der kleinen Margreth Chauvel, welche in der Weise der Kalenderverkäufer rief:

„„Was ist der dritte Stand? Was ist ist der dritte Stand?" vom Abbé Sieyès. Kaufen Sie, meine Herren. „Was ist der dritte Stand?" — „Die Landvogtei-Versammlungen von Sr. Hoheit dem Herzog von Orleans!" Wer will die Landesvogtei-Versammlungen?""

Da drehte ich mich nach Meister Hans um und sagte:

„Hören Sie die kleine Margreth?"

„Ja wohl, ich höre sie schon lange," erwiederte er. „Was

für brave Leute diese Chauvel's doch sind! . . . Die können sich rühmen, sich ums Land verdient gemacht zu haben. Du solltest der Margreth sagen, daß sie ihren Vater herschickt. Der ist sicher nicht weit weg. Es würde ihm Freude machen, sich wählen zu hören."

Sofort machte ich mir mit den Ellenbogen Platz durchs Gedränge, und als ich wieder oben auf die Rathhaustreppe hinauskam, sah ich Margreth, wie sie mit ihrem Korb auf einem der Bänke des Ulmenplatzes ihre Schriftchen verkaufte. Sie war im größten Geschäftseifer, und trotz der tausend Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, fiel mir's da zum erstenmal auf, was sie für feurige schwarze Augen hatte.

Ich ging hinab zu der Bank, wo Margareth feil hatte und wie ich hinkam, packte sie mich sofort am Rock und rief:

„Mein Herr! mein Herr! „Was ist der dritte Stand?" Sehen Sie, „der dritte Stand" von Abbé Sieyès, um zehn Pfennige."

Und als ich zu ihr sagte: „Kennst du mich denn nicht, Margreth?" da ließ sie mich los, lachte aus vollem Halse und rief: „was, du bist's, Michel?"

Sie wischte sich den Schweiß ab, der über ihre braunen Wangen herabperlte, und strich ihr volles schwarzes Haar, das ganz aufgegangen war, aus dem Gesicht. Wir waren ganz verwundert, uns hier zu treffen.

„Aber wie du schaffst, Margreth, was du dir Mühe gibst!" sagte ich zu ihr.

„Ha!" versetzte sie, „heute ist der Haupttag, da muß man verkaufen!"

Und auf den Saum ihres Rockes und ihre Rehfüßchen zeigend, die ganz beschmutzt waren, fügte sie hinzu:

„Schau, wie ich zugerichtet bin! Wir sind seit gestern

Abend sechs Uhr unterwegs. Wir kommen von Luneville mit fünfzig Dutzend „dritter Stand", und seit heute Morgen verkaufen und verkaufen wir in Einem fort! Sieh, das ist Alles, was noch da ist: zehn oder zwölf Dutzend."

Sie war ganz stolz, und ich nahm sie erstaunt bei der Hand.

„Und dein Vater, wo ist der?" frug ich.

„Ich weiß nicht . . . . er läuft in der Stadt herum . . . er geht in die Wirthschaften. . . . Oh! wir behalten kein Exemplar vom „dritten Stand" übrig. Ich bin überzeugt, er hat die seinigen schon alle verkauft."

Plötzlich aber zog sie ihre kleine Hand zurück und sagte:

„Jetzt geh! die Baracker treten eben ins Rathhaus!"

„Aber ich bin ja noch nicht fünfundzwanzig Jahr alt, Margreth, ich darf nicht mitwählen."

„Das ist gleich, wir verlieren nur unsere Zeit, wenn wir so zusammen schwätzen."

Und alsbald machte sie sich wieder ans Verkaufen:

„Hier, meine Herren: der „dritte Stand . . . der „dritte Stand" . . . ."

Ganz verwundert ging ich fort. Ich hatte seither Margreth nur an der Seite ihres Vaters gesehen: jetzt schien sie mir eine ganz andere zu sein; ihr Muth setzte mich in Erstaunen; ich dachte:

„Die würde sich viel besser zu helfen wissen, als du, Michel."

Selbst mitten in der Menschenmenge und auf dem Vorplatz, wo ich wieder zum Meister Hans stieß, verließ mich dieser Gedanke nicht.

„Nun?" frug mich der Pathe, wie er mich kommen sah.

„Margreth ist allein auf dem Platz; ihr Vater läuft mit Broschüren in der Stadt herum."

In diesem Augenblick gelangten wir vom Vorplatz in den langen Gang, der zum Sitzungssaale des Vogts führte. Die Reihe war jetzt an die Baracker gekommen, und da man laut abstimmen mußte, so hörte man schon lange, ehe man in den Saal trat:

„Meister Hans Leroux! — Mathurin Chauvel! — Hans Leroux! — Mathurin Chauvel! — Meister Hans Leroux! — Chauvel!“

Meister Hans wurde ganz roth und sagte zu mir:

„Wie schade, daß Chauvel nicht da ist! Er würde eine rechte Freude haben.“

Und wie ich mich umsehe, steht Chauvel hinter uns, ganz erstaunt über das, was er hörte.

„Das habt Ihr gemacht,“ sagte er zu Meister Hans.

„Ja,“ antwortete der Pathe ganz vergnügt.

„Von Euch wundert mich das nicht,“ sagte Chauvel, ihm die Hand schüttelnd; „ich kenn Euch ja schon lange. Was mich aber überrascht, was mich freut, das ist, Katholiken einen Calvinisten wählen zu hören. Das Volk läßt seine alten Vorurtheile beiseite: der Sieg wird ihm werden!“

Wir kamen nur langsam vorwärts und brachen zu zwei und zwei ab, um in den großen Saal einzutreten. Eine Minute darauf sahen wir über die Köpfe der barhäuptigen Menge hinweg den Herrn Vogt Schneider im schwarzen, weiß eingefaßten Talar, das Barett auf dem Kopf und den Degen an der Seite. Es war ein Mann in den fünfziger Jahren. Die Schöffen und Syndici saßen in ihren schwarzen Fräcken und schwarze Schärpen über der Brust eine Stufe tiefer. Hinten an der Wand hing ein großes Crucifix.

Das ist Alles, was mir noch einfällt.

Die Namen Hans Leroux und Mathurin Chauvel folgten

aufeinander wie das Tictac einer Uhr. Der Erste, der sagte: — Nicolaus Letumier und Chauvel; — war Meister Hans selbst. Daran erkannte man ihn, und der Vogt lächelte. Der Zweite, der sagte: — Hans Leroux und Letumier! — war Chauvel, und man erkannte ihn ebenfalls. Der Herr Vogt jedoch, der ihn schon lange kannte, lächelte nicht. Der Lieutenant Desjardins bog sich sogar zu ihm hinüber, um ihm was ins Ohr zu flüstern.

Ich war zur Seite getreten, da ich keine Stimme hatte. — Chauvel, Meister Hans und ich gingen zusammen hinaus; wir hatten unsere liebe Noth, uns wieder durch die Menge zu drängen, und selbst unten mußten wir, anstatt auf den Marktplatz hinunter zu gehen wo die Mittelbronner anmarschirt kamen, hinten hinaus, durch die alte Halle. Da verließ uns Chauvel mit den Worten:

„Auf Wiedersehn heut Abend in den Baracken, da wollen wir zusammen plaudern."

Er hatte noch Broschüren zu verkaufen.

Meister Hans und ich kehrten allein zurück, ganz in Gedanken versunken. Die Leute gingen heim; sie schienen recht müde, aber gleichwohl noch vergnügt zu sein. Manche hatten etwas im Kopf und zogen singend und jauchzend ihres Wegs. Mein Vater und Valentin kamen erst später. Wir hätten sie lange suchen können, bis wir sie gefunden hätten.

Noch am gleichen Abend nach dem Nachtessen kamen Chauvel und seine Tochter, wie gewöhnlich. Chauvel hatte ein großes Packet Papiere in der Tasche; das waren die Reden, welche der Herr Vogt und sein Lieutenant am Morgen vor den Wahlen im großen Rathhaussaal gehalten hatten, und das Protocoll über das Erscheinen der Geistlichkeit, des Adels und des dritten Standes vor dem Magistrat. Die Reden waren sehr schön,

und als Meister Hans seine Verwunderung darüber aussprach, daß Leute, die so schön zu uns sprächen, uns immer so schlecht behandelt hätten, sagte Chauvel lächelnd:

„In Zukunft muß Alles zusammenstimmen: Handlungen und Worte. Diese Herren sehen, daß das Volk der Stärkere ist, und ziehen deshalb den Hut vor ihm ab; aber das Volk muß auch seiner Stärke sich bewußt werden und davon Gebrauch machen, dann erst wird Alles nach Recht und Gerechtigkeit gehen.“

XII.

Jetzt muß ich Euch Etwas erzählen, was mich immer rührt, so oft ich daran denke: es ist das Glück meines ganzen Lebens.

Erst aber müßt Ihr wissen, daß im selbigen April die Männer des Bezirks, welche zur Abfassung unserer Klage- und Beschwerdeschrift gewählt worden waren, in der Vogtei zu Lixheim ihre Versammlungen hielten. Sie wohnten dort in den Gasthäusern. Meister Hans und Chauvel machten sich jeden Montag Morgen auf den Weg und kamen nicht vor Samstag Abend heim; das dauerte drei Wochen.

Man kann sich denken, was das für ein Leben oben im Gebirge gab: das Schreien und Streiten über die Abschaffung der Kopfsteuer, der Salzsteuer, der Miliz, über die Wahl nach Köpfen oder nach Ständen und über tausend andere Dinge, an die man vorher gar nicht gedacht hatte. Elsäßer und Lothringer kamen massenhaft in die Wirthschaft; sie tranken, schlugen mit der Faust auf den Tisch und geberdeten sich wie wüthend. Es sah aus, als wollten sie sich jeden Augenblick bei der Gurgel kriegen, und doch waren sie Alle einig, wie das Volk überall;

sie wollten, was wir wollten, sonst hätte es gehörige Schlachten abgesetzt!

Valentin und ich, wir arbeiteten in der Schmiede gegenüber; wir flickten die Karren und beschlugen die Pferde aller dieser Passanten. Manchmal versuchte ich auch mit Valentin zu streiten, denn er meinte, die Welt müsse untergehen, wenn die gnädigen Herren und Bischöfe den Kürzeren zögen; ich hätte ihn gern bekehrt, aber er war ein so braver Mensch, daß ich ihm nicht weh thun mochte. Sein einziger Trost war, von einem Vogelherd zu reden, den er hinter der Felsplatte im Wald angelegt hatte, um Meisen zu fangen; mit Erlaubniß des Herrn Forstinspectors Claude Coudray hatte er auch Schlingen auf den Haiden und Dohnen in den Pässen, dem er zur schuldigen Danksagung gelegentlich eine Schnur Krammetsvögel oder Bachstelzen brachte. Solche Dinge erfüllten ihn in einer Zeit, wo man den großen Umsturz aller Verhältnisse bereits kommen sah; er dachte nur an seine Lockpfeifen und sagte:

„Jetzt kommt die Brutzeit, Michel, und nachher wird mit der Leimruthe gefangen; später, wenn die Trauben aufangen zu reifen, ziehen die Krammetsvögel in's Elsaß hinunter. Das Jahr läßt sich gut an; wenn das schöne Wetter anhält, krieg ich die schwere Menge."

Sein langes Gesicht wurde noch länger, er lächelte mit seinem zahnlosen Mund, seine Augen wurden ganz rund; er sah schon im Geiste die Krammetsvögel in seinen Schlingen baumeln; und jedem Pferde, das wir beschlugen, riß er Haare aus dem Schwanze, um Dohnen daraus zu machen.

Ich dagegen dachte an die großen Fragen in den Vogtei-Versammlungen, namentlich an die Milizfrage, weil ich im September zur Ziehung mußte und mir dieß wichtiger war, als alles Uebrige.

Aber es ereignete sich etwas ganz Anderes.

Seit einiger Zeit fand ich, wenn ich Abends heimkam in unser Häuschen, die Frau Letumier und ihre Tochter bei meiner Mutter sitzen und spinnen, während mein Vater, Mathurine und der kleine Stephan daneben Körbe flochten. Sie waren da wie zu Hause und blieben sitzen bis zehn Uhr. Die Letumiers waren für jene Zeit reiche Leute, sie besaßen acht Tagwerk Land in unserer Markung, und ihre Tochter Annette, eine Blondine, etwas rothhaarig aber weiß und frisch, war ein gutes Geschöpf. Ich sah sie oft an der Schmiede vorbeigehen mit einem Kübelchen unterm Arm — als ob sie Wasser an der Quelle holte — und sich mit einem zärtlichen Blick nach mir umwenden. Sie ging bloßarmig in kurzem Röckchen und rothem Mieder mit Tragbändern.

Ich sah das, ohne drauf Acht zu geben oder was dabei zu denken. Abends, wenn ich beim Spinnen zusah, sagte ich ihr einige freundliche Worte, Artigkeiten, wie sich's für anständige junge Burschen Mädchen gegenüber schickt; das ist natürlich und man denkt sich weiter nichts dabei.

Eines Tages aber sagte meine Mutter zu mir:

„Höre, Michel, du solltest nächsten Sonntag aufs Storchenrondell zum Tanz gehen und deine Sammetjacke, deine rothe Weste und dein silbernes Herz anziehen.“

Verwundert fragte ich, weßhalb.

Sie lächelt, schaut den Vater an und antwortet:

„Du wirst schon sehen!“

Mein Vater saß nachdenklich bei seiner Arbeit und sagte:

„Die Letumiers sind reich; du solltest halt mit ihrer Tochter tanzen, das wäre eine gute Partie.“

Wie ich das hörte, wurde mirs ganz anders. Nicht, daß mir das Mädchen mißfiel, o nein! ich hatte noch nie ans Heirathen gedacht.

Aber trotz Allem gab ich aus Neugierde, aus Dummheit, und auch weil es dem Vater Freude machte, schließlich zur Antwort:

„Wie Ihr wollt! Nur bin ich noch viel zu jung zum Heirathen, ich bin ja noch nicht bei der Ziehung gewesen.“

„Nun,“ versetzte die Mutter, „das Hingehen kostet ja nichts, und die Leute freut's; 's ist eine Aufmerksamkeit weiter nichts.“

Darauf antwortete ich: „'s ist recht!“

Am nächsten Sonntag, nach der Vesper, mache ich mich auf; den ganzen Berg hinab mußte ich immer an die Geschichte denken und mich nur über mich selber verwundern.

Damals war die alte Packotte, Dieudonné Bernell's Wittwe, auf dem Gasthaus zum „Storchen“ in Lützelburg, das gleich links von der hölzernen Brücke stand, und hinter dem Haus, da wo heute der Garten ist, am Fuß des Hügels, tanzte man im Schatten einiger Buchen. Es hatte viele Leute, denn Herr Christoph war nicht wie so viele andere Geistliche; er that, als sähe und hörte er nichts, nicht einmal Hans Rath's Clarinette. Man trank Elsäßer Weißen und aß gebackene Fische dazu.

Ich komme also die Straße herab, gehe die Treppe hinten im Hof hinauf und sehe zu, wie sich die Mädchen und die Burschen auf der Terrasse zusammen im Kreise drehen; kaum bin ich oben, so ruft mir aus der vorderen Laube die Mutter Letumier zu:

„Da her, Michel, daher!“

Die schöne Annette war auch da; wie sie mich kommen sah, wurde sie über und über roth. Ich nahm sie am Arm und bat sie um einen Walzer. Sie seufzte:

„Ach, Herr Michel! . . . Ach, Herr Michel! . . .“ schlug die Augen auf und ging mit mir.

Zu allen Zeiten, vor und nach der Revolution, sind sich die Mädchen gleich geblieben; der Eine gefällt ihnen besser als der Andere.

Ich tanzte also Walzer mit ihr, fünf, sechs, ich weiß nicht

mehr wie viel. Es war ganz lustig. Die Mutter Letumier war seelenvergnügt, Annette ganz roth und schlug die Augen nieder. Natürlich politisirte man nicht; man scherzte und trank und aß eine Bretzel zusammen. So ist das Leben. — Ich dachte:

„Die Mutter wird sich freuen; man wird ihr Complimente über ihren Sohn machen.“

Abends gegen sechs Uhr aber hatte ich genug; und ohne an etwas zu denken, gehe ich hinunter auf die Straße und schlage den kürzesten Weg ein, der durch den Tannenwald zwischen den Felsen hinauf führt.

Es war für die Jahreszeit außergewöhnlich warm; Alles grünte und blühte; Veilchen, Heidel- und Erdbeersträuche, Alles breitete sich aus und bedeckte den Fußweg mit seinem Grün. Es war wie im Monat Juni. Das ist mir noch gegenwärtig, als ob es gestern gewesen wäre, und doch bin ich seitdem einige Jährchen älter geworden; ja, ja!

Wie ich endlich oben am Felsen auf der Ebene bin, schlage ich die Landstraße wieder ein, wo schon die Dächer von den Baracken zum Vorschein kommen und sehe zwei oder dreihundert Schritte vor mir staubbedeckt ein kleines Mädchen, das mit einem großen viereckigen Korb auf dem Rücken, nach vorn gebeugt, lauft was sie laufen kann. . . . Ich denke gleich: „Das ist ja Margarethe! . . . Ja freilich, . . . sie ist's.“

Ich beschleunige meine Schritte . . . ich springe:

„He! bist du's, Margreth?“

Sie dreht sich um, mit ihrem braunen schweißtriefenden Gesicht, ihren aufgelösten Haaren und ihren lebhaften Augen; sie dreht sich lachend um und sagt:

„Ah! der Michel . . . . wie hübsch, daß wir uns treffen!“

Ich sah das starke Tragband an, das ihr in die Schultern einschnitt; ich war erstaunt und verwirrt zugleich.

„Du siehst etwas müde aus," meinte sie, „kommst du von weit her?"

„Nein, ich komme von Lützelburg . . . . vom Tanz."

„So, so!" versetzte sie und schickte sich zum Weitergehen an. „Ich komme von Dabo; ich habe die ganze Grafschaft durchwandert. Ich habe dort „dritten Stand" verkauft! . . . Ich bin gerade recht gekommen, die Gemeinden-Abgeordneten hatten sich eben versammelt. Und vorgestern Morgen war ich in Lixheim im Lothringischen."

„Bist du denn von Eisen?" sagte ich, neben ihr her schreitend.

„Oh! von Eisen! nicht ganz! ich bin denn doch ein bischen müde. Aber der große Schlag ist gethan, siehst du? Es geht vorwärts!"

Sie lachte; sie mußte aber sehr müde sein, denn als wir an das Mäuerchen längs dem alten Obstgarten von Fürst hinkamen, stützte sie ihren Korb auf den Rand desselben und sagte:

„Wir wollen ein wenig plaudern, Michel, und ausschnaufen!"

Da nahm ich ihr den Korb ab, schob ihn ganz auf die Mauer und sagte:

„Ja, wir wollen etwas ausruhen! Ach! Margreth, du hast ein viel härteres Geschäft als wir!"

„Ja, es geht aber auch vorwärts!" erwiederte sie mit derselben Stimme und demselben Blicke wie ihr Vater; wir können auch sagen, daß wir ein schönes Stück Weg zurückgelegt haben! Schon haben wir unsere alten Rechte wieder erobert; jetzt gilt's noch weitere zu fordern. Alles muß zurückgegeben

werden, Alles! Alles muß gleich sein . . . die Steuern müssen dieselben für Alle sein. . . . Jeder muß im Stande sein, es durch Fleiß und Ausdauer zu Etwas zu bringen. Und dann müssen wir die Freiheit haben. . . . So ist's."

Sie schaute mich an. Ich war voller Bewunderung und dachte:

„Was ist doch unsereins neben diesen Leuten? Was haben wir denn für's Land gethan? Was haben wir gelitten?"

Mit einem flüchtigen Blick nach mir hin fuhr sie fort:

„Ja, so ist's! Jetzt sind die Beschwerdeschriften beinahe fertig; wir werden sie dem Tausend nach verkaufen. Inzwischen ziehe ich allein herum. Wir müssen von unserem Geschäft leben; ich muß für zwei schaffen, weil der Vater gegenwärtig für Alle schafft. Ich habe ihm vorgestern zwölf Franken gebracht, das langt für die Woche; ich hatte fünfzehn verdient! seitdem habe ich noch vier verdient, es bleiben mir also sieben Franken. Uebermorgen besuche ich ihn wieder. Es wird schon gehen! Und während der Reichsstände werden wir Alles verkaufen, was dort gesprochen wird, heißt das im „dritten Stand"! . . . Wir geben nicht weich! der Geist muß fortschreiten . . . man muß Alles wissen . . . die Leute müssen etwas lernen! Verstehst du wohl!"

„Ja, ja, Margreth", sagte ich; „du sprichst wie dein Vater; mir ist's fast zum Weinen."

Sie hatte sich auf die Mauer gesetzt neben ihren Korb. Die Sonne war eben untergegangen; im Hintergrunde, nach Mittelbronn zu, war der Himmel wie von Gold mit großen rothen Adern durchzogen, und der Mond bleich und blau ging wolkenlos über den alten Ruinen des Lützelberger Schlosses zur Linken auf. Ich schaute Margrethen, die verstummt war und in's Weite starrte, an; ich schaute sie an! . . . . sie stützte den

Ellenbogen auf ihren Korb; und da ich kein Auge von ihr wandte, sah sie's und sagte zu mir:

„Ach! ich bin ganz mit Staub bedeckt, gelt?"

Ohne hierauf zu antworten, frug ich:

„Wie alt bist du jetzt?"

„Am Ostersonntag, heut über vierzehn Tage," erwiederte sie, „werde ich sechszehn. Und du?"

„Ich bin achtzehn vorüber."

„Ja, du bist stark," sprach sie, sprang von der Mauer und legte das Tragband wieder über ihre Schulter. „Hilf mir . . . So! . . . 's ist schon gut."

Beim bloßen Lupfen des Korbes fühlte ich, daß er furchtbar schwer war, und sagte:

„Oh! das ist zu schwer für dich, Margreth, du solltest mich ihn tragen lassen."

Sie aber, vorwärts gebeugt, ging weiter, schaute mich lächelnd von der Seite an, und sagte:

„Bah! wenn man schafft um seine Rechte wieder zu gewinnen, ist Nichts zu schwer, und wir werden sie bekommen, wir werden sie bekommen!"

Ich wagte nicht mehr zu antworten . . . . mein Herz war beklommen. Ich war voller Bewunderung für Chauvel und seine Tochter, die ich in Gedanken hoch erhob. Margreth schien nicht mehr müde zu sein; von Zeit zu Zeit sagte sie:

„Ja, da unten in Lixheim haben sie sich gehörig gewehrt, die Adeligen und die Pfaffen. Aber man ist ihnen die Antwort nicht schuldig geblieben, man hat ihnen gesagt, was sie zu hören verdienten. Und das Alles kommt in die Beschwerdeschrift, es wird Nichts vergessen. Der König wird erfahren, was man denkt, und die Nation auch. Jetzt kommt es auf die Reichsstände an. Mein Vater sagt, sie werden recht werden, ich

glaube es. Wir wollen sehen! . . . Und wir werden unsere Abgeordneten unterstützen . . . sie sollen sich auf uns verlassen können."

Wir kamen in den Baracken an. Ich begleitete Margrethen bis an ihr Haus. Es war Nacht geworden. Sie zog den großen Schlüssel aus der Tasche und sagte im Hineingehen:

„Wieder ein Tag herum! . . . Nun, schlaf wohl, Michel!"

Ich wünschte ihr eine gute Nacht. Wie ich nach Hause kam, warteten die Eltern schon auf mich; sie sahen mich fragend an.

„Nun?" sagte die Mutter.

„Nun! wir haben getanzt."

„Und dann?"

„Dann bin ich heimgegangen."

„Allein?"

„Ja!"

„Du hast nicht auf sie gewartet?"

„Nein."

„Und hast Nichts gesagt?"

„Was hätt ich denn sagen sollen?"

Da wurde sie bös und fuhr mich an:

„Geh, du bist doch ein dummer Kerl, und das Mädel ist noch viel dümmer als du, daß sie dich haben will. Was sind wir denn neben ihnen?"

Sie wurde grün und gelb vor Zorn. Ich sah sie ruhig an, ohne zu antworten. Mein Vater sagte:

„Laß doch den Michel in Ruh; schrei' nicht so laut."

Aber sie hörte Nichts mehr und fuhr fort:

„Hat man je einen solchen Schafskopf gesehen: da lock ich seit sechs Monaten die lange Gans von Letumier in unser Haus, um dem Burschen zu einem Vermögen zu verhelfen;

einen alten Geizkragen, die von Nichts schwätzt als von ihren Feldern, ihrem Hanfacker, ihren Kühen! . . . ich lasse mir Alles gefallen, ertrag's mit Geduld . . . und dann, wenn Alles im Reinen ist, wenn er den Knopf machen soll, will der Lump nicht! Er hält sich wohl für einen gnädigen Herrn; er glaubt, daß man ihm nachlaufen wird. Ach! mein Gott, wie kann man doch solche dumme Menschen in seiner Familie haben; das macht mich wüthend! . . . "

Ich wollte antworten, aber sie schrie:

Halt's Maul! du wirst noch einmal auf der Miste verrecken, und wir mit!"

Und da ich schwieg, fing sie wieder an:

„So, der Herr will nicht! . . . Das ist der Dank, wenn man sein Leben lang solche Taugenichtse, solche Nicolaus und Michel großzieht, die sich anwerben lassen; denn sicher hat sich der auch irgendwo anwerben lassen . . . An Lumpenmenschern fehlt's hierzuland nicht! . . . Wenn er nicht will, hat er bestimmt eine Andere!"

Sie drehte sich mit ihrem Besen um und sah mich über die Achsel an. Ich konnte es nicht länger mit anhören und ging die Leiter hinauf, leichenblaß. Seit Claudius fort war, schliefen Stephan und ich oben unter dem Dach. Ich war ganz trostlos. Die Mutter unten rief mir nach:

„Aha! du machst dich aus dem Staub . . . Gelt! ich hab's getroffen, du elender Tropf? Du hast's Herz nicht zu bleiben."

Die Scham schnürte mir die Kehle zu. Ich warf mich in den großen Kasten, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und jammerte: „Ach Gott! ist's denn möglich!"

Und immer lauter hörte ich die Mutter schreien:

„O der Schafskopf! . . . O der Lump! . . ."

Der Vater suchte sie zu beruhigen. Das dauerte lange. Ich schwamm in Thränen. Erst gegen ein Uhr wurde Alles still in der Hütte, aber ich konnte nicht schlafen, ich war zu unglücklich; ich dachte:

„So geht's . . . Seit zehn Jahren arbeitest Du . . . die Andern ziehen fort . . . du bleibst hier; du zahlst die Schulden des Hauses, du gibst den letzten Heller her, um die Alten zu verhalten; und weil du das Mädchen nicht heirathen willst, blos um ihr Vermögen zu bekommen, weil du dich nicht mit dem Hanfacker vermählen willst, bist du zu nichts mehr gut; du bist nichts als ein Nicolaus, ein Dummkopf, ein Lump!"

Das empörte mich. Der kleine Stephan schlief sanft an meiner Seite. Ich konnte kein Auge schließen, immer wieder mußte ich alles im Kopf hin- und herwälzen, bis mir der Schweiß am ganzen Leib ausbrach. Ich erstickte fast auf diesem Speicher, ich mußte in die frische Luft.

Endlich gegen vier Uhr stehe ich auf und gehe hinab. Der Vater schlief nicht; er frug mich:

„Bist du's, Michel? Gehst du fort?"

„Ja, Vater, ich gehe fort."

Ich hätte gern mit ihm gesprochen, er war der beste, brävste Mann von der Welt, aber was sollte ich ihm sagen? Die Mutter schlief auch nicht; ihre Augen leuchteten im Dunkeln; sie sagte Nichts und ich ging hinaus.

Draußen stieg der Nebel vom Thal herauf. Ich schlug den Heerdweg ein, an den Felsen vorbei. Der Nebel drang durch meinen Kittel, das kühlte mir das Blut. Ich lief so für mich hin. Was ich dachte, mag Gott heut noch wissen! Ich wollte die Baracken verlassen, nach Zabern oder Vierwinden gehen; einem Schmiedgesellen fehlt's nie an Arbeit. Der Gedanke, Mathurine, den Vater und den kleinen Stephan zu

verlassen, brach mir fast das Herz; aber ich wußte auch, daß meine Mutter Letumiers schöne Felder nie vergessen und mir dieselben bis an's Ende der Tage immer wieder an den Kopf werfen würde. In solchen Momenten gehen Einem tausend Gedanken durch den Sinn. Später denkt man nicht mehr dran, man will nicht mehr dran denken, man vergißt sie!

Es fällt mir von damals nichts mehr ein, als daß gegen fünf Uhr, nachdem der Thau gefallen war, die Sonne prächtig aufging, die ächte Frühlingssonne. Die Frische hatte mir wohlgethan; ich sagte mir:

„Michel, du mußt bleiben ... du mußt Alles über dich ergehen lassen; du kannst deinen Vater nicht verlassen, noch deinen Bruder Stephan, noch deine kleine Schwester. Es ist deine Pflicht sie zu verhalten. Laß die Mutter schimpfen... du bleibst!“

Und mit solchen Gedanken stieg ich wieder hinauf ins Dorf, durch die kleinen Obst- und Gemüsegärten, welche den Steig einfassen. Ich bestärkte mich immer mehr in meinem Vorsatz. Die Sonne wurde wärmer; die Vögel sangen, Alles war rosigroth, die Thautropfen an den Spitzen der Blätter zitterten. Ich sah auch den weißen Rauch aus unserer Schmiede langsam zum Himmel emporsteigen. Valentin war schon auf!

Ich beschleunigte meine Schritte. Und wie ich in die Nähe des Dorfs kam, hörte ich plötzlich jenseits der Hecke, die sich am Fußweg hinzog, hacken. Ich schaue hin und sehe wie Margreth hinter ihrem Haus ein Eckchen ihres kleinen Obstgartens umhackte, um Kartoffeln zu stecken. Da ich wußte, wie müde sie den Abend vorher zurückgekommen, war ich ganz erstaunt; ich blieb hinter der Hecke stehen und betrachtete sie lange und je mehr ich sie betrachtete, desto mehr wuchs meine Bewunderung für sie.

Da war sie, fleißig und munter, in ihrem Röckchen und den schweren Holzschuhen, und dachte an nichts als an ihre Arbeit. Zum ersten Mal sah ich, daß sie volle braune Wangen hatte, eine kleine Stirne, schönes dunkles Haar, das bald über den Augenbrauen anfing, und einen feinen Flaum an den Schläfen, der den rinnenden Schweiß aufhielt. Sie glich ihrem Vater; ihre Beine und Arme waren sehnig, ihr kleiner Körper fest gebaut; sie biß die Lippen zusammen und drückte mit ihrem Holzschuh den Spaten in die Erde, daß die Wurzeln krachten. Die Sonne und der zitternde Schatten des Laubes fielen durch die blühenden Aepfelbäume auf ihre Gestalt. Die Erde dampfte, Alles erglänzte; man fühlte im voraus, daß es sehr warm werden würde.

Nachdem ich Margrethen lange betrachtet, fielen mir die Worte meiner Mutter wieder ein: „er liebt eine Andere.“ Und ich sagte mir: „es ist wahr, ich liebe eine Andere!... Diese da hat zwar keine Aecker, keine Wiesen, keine Kühe; dafür hat sie aber das Herz auf dem rechten Fleck; sie soll meine Frau werden. Das andere wird schon kommen. Aber erst muß ich sie mir verdienen, und ich werde sie mir verdienen durch meine Arbeit!“

Und seit diesem Augenblick hat sich mein Sinn nie verändert; meine Achtung für Margreth war größer als zuvor, und nicht ein einziges Mal ist mir der Gedanke gekommen, daß sie die Frau eines Andern werden könnte.

Nachdem ich also in meinem Innern diesen Entschluß gefaßt hatte, setzte ich, da Leute, die aufs Feld gingen, den Pfad herabkamen, meinen Weg fort, fest entschlossen, voll Muth und voll Zufriedenheit. Bald gelangte ich auf die obere Straße. Valentin, die Hemdärmel über seine langen mageren Arme zurückgeschlagen, Brust und Hals entblößt, wartete schon eine Weile vor der Schmiede auf mich.

„Welch' schönes Wetter, Michel," rief er mir entgegen, „welch' schönes Wetter. Ach! wenn es Sonntag wäre, da wollten wir uns ein Waldvergnügen machen!"

„Ja," sagte ich lachend, und zog meinen Kittel aus; „'s ist aber Montag, alter Buschklopfer. Was gibt's heute Morgen zu schaffen?"

„Der alte Rantzau hat uns gestern Abend zwei Dutzend Aexte zum Anstählen gebracht für den Harberg, und dann braucht Christoph Böhmes Karren eine neue Nabe.

„Gut, gut, fangen wir an."

In meinem Leben war ich nicht so gut zur Arbeit aufgelegt. Das Eisen war im Feuer. Valentin nahm die Zangen und den Handhammer, ich den Vorschlaghammer und dann ging's los.

So oft ich mir im Leben klar wurde über das, was ich wollte, und mir anstatt zu duseln und im Alltagsschlendrian fortzumachen, etwas Schwieriges vornahm, das Aufmerksamkeit und Muth erforderte, ist mir die gute Laune wiedergekommen; ich habe gesungen, gepfiffen und meinen Hammer geschwungen wie ein Alter. Das Langweiligste ist, keine Idee zu haben; aber ich hatte damals eine, die mir ausnehmend wohl gefiel.

Man darf aber nicht etwa glauben, daß es im Jahr 89 ein Leichtes war, meine Idee auszuführen, durchaus nicht! Noch am gleichen Morgen, gegen sieben Uhr, als Margreth mit ihrem großen Korbe an der Schmiede vorüber auf den Broschüren-Verkauf ging, brachte mir kein anderer als Valentin zum Bewußtsein, daß das keine kleine Aufgabe sei. Er hatte keine Ahnung und gerade deshalb fiel jedes seiner Worte in's Gewicht wie Gold.

„Sieh, Michel," sagte er, auf die Kleine zeigend, die schon oben im Dorfe angelangt war, „ist es nicht schrecklich, ein Kind

von sechszehn Jahren mit einer solchen Last auf dem Rücken zu sehen? Das zieht hinaus trotz Regen, Schnee und Hitze, das ist brav bis in die kleine Zehe, das schreckt vor keiner Mühe zurück: wenn die keine Ketzer wären, so wären's Märtyrer. Aber der Teufel treibt sie, ihre schlechten kleinen Bücher zu verschleißen, um unsere heilige Religion und die von Gott in dieser Welt eingeführte Ordnung zu untergraben, und statt allem Lohn verdient das den Strick."

„Oh! Valentin, den Strick!" versetzte ich.

„Ja, den Strick!" machte er und zog seine Nase bedenklich in die Länge, „und selbst den Scheiterhaufen, wenn man gerecht sein wollte. Ist es an uns, sie zu vertheidigen, wenn ihr Verstand, ihre Ehrlichkeit, ihr Muth sich gegen uns kehren? Das ist wie mit den Füchsen und Wölfen, je schlauer sie sind, je rascher muß man sie ausrotten; wären sie dumm, wie die Schafe, so wären sie nicht so gefährlich, im Gegentheil, man könnte sie scheeren und gut halten im Stall. Aber diese Calvinisten wollen nicht hören, sie sind eine wahre Pest."

„Sie sind aber doch Geschöpfe des Herrn, wie wir, Valentin!"

„Geschöpfe des Herrn!" rief er und hob seine langen Arme in die Höhe. „Wenn sie Geschöpfe des Herrn wären, würden die Geistlichen sich weigern, ihre Geburten, Heirathen und Todesfälle in das Kirchenbuch einzutragen? Würde man sie auf offenem Feld begraben, fern von geweihter Erde wie das Vieh? Würde man sie von jeder Anstellung ausschließen, wie es Chauvel ja selbst sagt? Würde die ganze Welt auf sie schimpfen? Nein, Michel, es thut mir weh, denn außer ihrem Handel kann man ihnen ja Nichts vorwerfen; aber Meister Hans thut Unrecht, sie in sein Haus zu lassen. Mit dem Chauvel wird's ein böses Ende nehmen, er treibt es zu

bunt! Unsere Baracker sind Esel, daß sie ihn gewählt haben; denn wenn die Ordnung einmal wieder hergestellt ist, ich sage dir's zum voraus, die Ersten, die man am Kragen packt, werden Chauvel und seine Tochter sein, und vielleicht auch Meister Hans und wir Alle, um uns einige Jahre im Gefängniß zu läutern. Ich hätte es zwar nicht verdient, aber trotzdem würde ich nur die Gerechtigkeit des Königs darin erkennen. Gerechtigkeit ist Gerechtigkeit... wir werden's wohl verdient haben... es ist traurig ... aber Gerechtigkeit muß sein."

Er neigte seinen langen Rücken, faltete die Hände in frommer Ergebung und schloß andächtig die Augen; ich aber dachte bei mir:

„Kann man auch so dumm sein? Was er da schwätzt, ist doch gar zu unverständig."

Trotzdem sah ich sehr wohl, daß Alles gegen mich sein würde, wenn ich Margreth heirathen wollte, und daß die Baracker im Stande wären, mich zu steinigen. Aber das war mir Alles gleich. Ich war selbst erstaunt über meinen Muth.

Als ich mich am Abend dieses Tages auf den Weg machte, um nach Hause zu gehen, fühlte ich keine Spur von Furcht; ich war fest entschlossen, mir von meiner Mutter Alles sagen zu lassen, ohne ein Wort zu erwiedern. Wie ich mich unserem Häuschen nähere, kommt mir mein Vater entgegen, ganz blaß und ängstlich, und winkt mir, ihm in einen tief eingeschnittenen Gartenweg zu folgen, um nicht gesehen zu werden. Ich folgte ihm und der arme Mann sagte mir zitternd:

„Deine Mutter hat schön geschrieen gestern, mein Kind!... Ach, es ist schrecklich!... Sag, was willst du thun?... Du gehst fort, nicht wahr?"

Er blickte mich an, todtenbleich; ich sah, daß er in großer Sorge war, und antwortete ihm:

„Nein, Vater, nein! ... Wie könnte ich euch verlassen, euch, den kleinen Stephan und Mathurine! ... Das ist nicht möglich!"

Da strahlte sein Gesicht von Glück und er lebte förmlich wieder auf.

„Ach! das ist recht," sagte er. „Ich wußte wohl, daß du bleibst, Michel! ... Ja, ich bin froh, daß ich mit dir gesprochen habe! ... Sie ist ein unvernünftiges Weib ... sie wird gleich viel zu heftig ... Ach! ich hab auch genug durchgemacht in meinem Leben ... Aber jetzt ist alles gut, du bleibst ja, jetzt ist alles gut ..."

Er nahm mich bei der Hand und ich war ganz gerührt.

„Ja, ich bleibe, Vater; und wenn die Mutter schimpft... so ist's meine Mutter, ich kann sie anhören ohne zu antworten."

Da war er beruhigt.

„Das ist recht von dir," versetzte er. „Aber höre, du mußt hier eine Weile warten; ich will allein hinauf gehen, denn wenn uns deine Mutter beisammen sähe, so würde sie mir das Leben sauer machen; weißt du?"

„Ja, Vater, geh nur."

Darauf verließ er das Gäßchen und einige Minuten später folgte ich ihm ruhig und ging in unser Haus. Die Mutter saß hinten am Herd, biß die Zähne übereinander und spann. Sie erwartete ohne Zweifel, daß ich ihr etwas sagen, ihr mein Weggehen ankündigen werde. Sie verfolgte mich mit ihren funkelnden Augen und war darauf gefaßt, mich zu verfluchen.

Die kleine Mathurine und Stephan saßen zu ihren Füßen, flochten an einem Korb und wagten nicht die Augen aufzuschlagen; der Vater machte kleines Holz und beobachtete mich von der Seite. Ich that gar nicht dergleichen, sagte einfach:

„Guten Abend, Vater; guten Abend, Mutter; ich bin heute müde, wir haben in der Schmiede viel zu thun gehabt."

Dann stieg ich die Leiter hinauf. Niemand gab mir eine Antwort. Ich legte mich nieder, zufrieden mit dem, was ich gethan, und diese Nacht schlief ich gut.

XIII.

Tags darauf, als ich in aller Frühe zur Arbeit ging, sah ich, daß die Wirthschaft schon voller Leute war, und so weit man die Straße entlang sehen konnte, kamen noch mehr, zu Wagen und zu Fuß. Es hieß, unsere Klage- und Beschwerdeschrift sei fertig, und man bringe sie jetzt nach Metz, wo sie mit denen der andern Vogteien in Eins verschmolzen werden solle. Seit dem Tag der Wahlen hatten viele Vogteiabgeordnete Weib und Kind nach Lixheim kommen lassen, und diese Leute kehrten jetzt nach Hause zurück, froh, daß sie wieder in ihr Nest kamen.

Sie riefen im Vorübergehen:

„S' ist fertig! Heut Abend kommen die Andern nach... Alles ist in Ordnung."

Valentin und ich, wir freuten uns auch, den Meister Hans bald wieder in der Schmiede zu sehen. Wenn man zehn Jahre lang zusammen geschafft hat, ist's arg langweilig, drei Wochen lang allein sein zu müssen und so ein gutes dickes Gesicht nicht mehr zu sehen, das einem von Zeit zu Zeit zuruft:

„Vorwärts, ihr Leut, vorwärts!"

Oder auch:

„Halt! wir wollen ein Bischen ausschnaufen."

Es fehlt einem eben irgend was, und man ist ganz aus seiner Ordnung.

Wir hängten also unsere Kittel an die Wand, sprachen zusammen von der guten Nachricht und sahen zu, wie die vielen Leute in der Wirthschaft drüben einkehrten, wie Nikola und

Mutter Kathrine mit Stühlen gelaufen kamen und den Weibern von den Wägen absteigen halfen, und wie sie sich dann begrüßten und Complimente machten, denn alle diese Weiber waren zwar alte Bekanntschaften, allein seitdem die Männer zu Abgeordneten gewählt worden waren, grüßte man sich ganz anders, machte Umstände und titulirte sich: Madam!

Valentin mußte herzlich lachen.

„Schau, Michel,“ sagte er, „die Gräfin Jakobel dort oder die Baronin Karsthannes .... Paß auf, da können wir feine Lebensart lernen!“

Er konnte recht boshaft sein, wenn er sich über solche, die nicht adelig waren, lustig machte, und als er sie vollends ihre Knixe machen sah, kamen ihm förmlich die Thränen in die Augen, und schließlich sagte er dann:

„Das steht ihnen gerade wie der Sau ein güldenes Halsband oder wie Pater Benedikt's Eselin ein Spitzenkragen!... Ach das Lumpengesindel!... Und das Pack da untersteht sich und lehnt sich auf gegen Se. Majestät den König, gegen die Königin und die höchsten Obrigkeiten!... Das will Rechte beanspruchen!... Ich wollt' euch Rechte geben, ich wollt' euch schon geben!... Ich würd' euch zum Henker schicken, und wenn ihr dann noch nicht zufrieden wäret, würde ich meine Schweizer und meine berittene Gensdarmerie verdoppeln!“

So brummte er vor sich hin, während er den Blasbalg zog und das Eisen mit der Zange ins Feuer hielt. Ich kannte alle seine Gedanken, denn er mußte reden, um sich selber klar zu werden; das machte mir viel Spaß.

Kurz, wir hatten unsere Arbeit wieder aufgenommen; der Ambos ertönte seit drei Stunden, die Funken flogen, und wir dachten an Nichts als an unser Geschäft, als sich plötzlich ein kleiner Schatten unserer Thür näherte; ich drehe mich um:

Margreth war's! Sie hatte Etwas in ihrer Schürze und sagte:

„Da bring ich euch Arbeit. . . . Mein Spaten ist zerbrochen. Könntet ihr mir ihn nicht bis heute Abend oder morgen früh herrichten?"

Valentin nimmt den Spaten, dessen Schneide voller Scharten und dessen Hülse ganz ausgesprungen war. Ich freute mich wie ein Kind; Margreth schaute mich an, und ich lächelte ihr zu, als wollte ich sagen:

„Sei unbesorgt . . . ich will dir's schon herrichten . . . du sollst sehen, was ich kann!"

Sie lächelte mich wieder an, wie sie sah, welche Freude es mir machte, ihr einen Gefallen zu erweisen.

„Bis heute Abend oder morgen früh ist es nicht möglich", sagte Valentin, „aber wenn du morgen Abend wiederkommen willst. . . ."

„Ah bah!" rief ich, „das ist ja keine große Sache! Wir haben zwar viel zu thun, aber Margrethen's Spaten geht allem Andern vor. Laß mir das, Valentin; ich will es besorgen."

„Ei, das ist mir zweimal recht," versetzte er, „nur brauchst du mehr Zeit dazu, als du denkst, und wir sind pressirt."

Margreth lachte.

„Also," sagte sie, „ich kann mich drauf verlassen, Michel?"

„Ja, Margreth, du sollst ihn heute Abend haben."

Sie ging; sofort that ich den kleinen Ambos auf seinen Block, legte das alte Eisen ins Feuer und faßte die Stange des Blasebalgs. Valentin sah mich ganz erstaunt an; mein Eifer verwunderte ihn; er sagte kein Wort, aber ich fühlte, daß meine Ohren ganz roth wurden und daß auch die Backen zu brennen anfingen. Da begann ich das Schmiedelied:

„Wack'rer Schmied, es glüht dein Feuer."

Und wie gewöhnlich fiel er ein, indem er seine näselnde Stimme bei jedem Tone anschwellen ließ und jede Sylbe dehnte, in der gefühlvollen Weise der alten Handwerksgesellen. Unsere Hämmer gingen im Tact; bei dem Gedanken, daß ich für Margrethen arbeitete, ging mir das Herz vor Wonne über. Ich glaube, in meinem Leben habe ich nicht besser geschafft; mein Hammer flog schneller in die Höhe, als er auf den Ambos herabfiel, das Eisen dehnte sich wie Nudelteig.

Ich schmiedete den Spaten erst heiß, dann kalt; ich gab ihm eine gefällige viereckige Form, etwas länglich und leicht, den Rücken genau in der Mitte, die Schneide schwalbenschwanzförmig und die Hülse so schön rund und fest geschweißt, daß Valentin von Zeit zu Zeit inne hielt, um meine Arbeit zu bewundern; ich hörte, wie er zwischen den Zähnen murmelte:

„Jedem sein Sach': Meister Hans hat nicht seines Gleichen im Hufbeschlag; ich habe ein Auge für die Felgen und Naben. Ja das ist ein Geschenk des Himmels, das laß ich mir nicht nehmen. Er eignet sich für die Spaten, für die Schaufeln, Hacken und Pflugscharen; das ist seine Sach, seine Gabe vom Herrn."

Er kam ab und zu her und frug:

„Soll ich dir helfen?"

„Nein, nein!" rief ich ganz stolz und vergnügt, daß meine Arbeit so gut von Statten ging. Und dann fing ich wieder an zu singen:

„Wack'rer Schmied . . ."

Jeder machte an seinem Geschäft weiter.

Endlich gegen fünf Uhr war mein Spaten fertig. Er glänzte wie eine Silberplatte und hatte einen Klang wie eine Glocke. Valentin nahm ihn in die Hand, prüfte ihn sorgfältig und sagte, mich groß anschauend:

„Der alte Rebstock von Ribeaupierre, der Sensen, Spaten und Pflugscharen bis weit in die Schweiz hinein verkauft, der alte Rebstock selber würde sein großes R auf diesen Spaten setzen und sagen: „den könnt' ich gemacht haben!" Ja, Michel, die Chauvel können sich 'was darauf einbilden, einen so schönen und guten Spaten zu haben, der vielleicht länger hält, als sie selber. Schau, das ist dein erstes Meisterstück."

Man kann sich meine Freude denken, denn Valentin verstand sich drauf; aber die Ehre, von ihm gelobt zu werden, war nichts im Vergleich zu dem Vergnügen, das ich empfand, Margrethen den Spaten zu bringen. Es fehlte nur noch der Stiel und ich wollte einen ganz neuen von Eschenholz haben. Deßhalb lief ich schnurstracks zu unserem Nachbar, dem alten Drechsler Rigaud, der sofort seine große Brille auf die Nase setzte und mir einen Stiel machte, wie ich ihn wünschte: gut abgerundet, oben mit einem nicht allzu großen Knopf und fest eingepaßt, kurz etwas Leichtes und doch Kräftiges. Ich bezahlte ihn gleich, kehrte zurück in die Schmiede, stellte den Spaten hinter die Thüre und wartete ungeduldig bis Feierabend war.

Gegen sieben Uhr, als ich mir an dem Pumpbrunnen vor der Schmiede Hände, Gesicht und Hals wusch und zufällig die Straße hinab schaute, sah ich Margreth auf dem Brückchen vor ihrem Hause sitzen und Kartoffeln schälen. Alsbald zeigte ich ihr aus der Ferne den Spaten, sprang seelenvergnügt zu ihr hin und rief:

„Da ist er! . . . Was sagst du dazu, Margreth?"

Sie nahm den Spaten und betrachtete ihn voller Verwunderung. Ich hielt den Athem an.

„Ah!" machte sie und sah mich scharf an, „das hat der Valentin gemacht!"

Da wurde ich feuerroth und antwortete:

„Du glaubst also, daß ich nichts kann?“

„O nein! . . . aber das ist so schön! . . . Weißt du, Michel, daß du einen guten Arbeiter gibst?“

Sie lächelte mich an, und ich war wieder ganz froh. Da fing sie plötzlich an:

„Aber das wird mich ein schönes Geld kosten . . . was bin ich dir schuldig?“

Wie ich das hörte, war ich wie aus den Wolken gefallen und antwortete ihr beinahe zornig:

„Du willst mich also durchaus bös machen, Margreth? Wie, ich arbeite für dich . . . ich bringe dir einen Spaten zum Präsent . . . ich freue mich, dir ein Vergnügen machen zu können, und du fragst mich, was es kostet?“

Wie sie mein trostloses Gesicht sah, versetzte sie:

„Aber sei doch vernünftig, Michel, jede Arbeit verdient ihren Lohn; und dann kosten Meister Hans' Kohlen auch etwas und deine Zeit gehört ihm auch.“

Sie hatte Recht, das sah ich wohl; aber das hielt mich nicht ab, zu antworten: „Nein . . . nein . . . so ist es nicht!“ und sogar böse zu werden — als plötzlich Vater Chauvel in seinem kurzen grauen Kittel, mit dem Stock in der Hand, hinter mir stand, mich am Arm nahm und sagte:

„Ei, ei! . . . was ist denn los, Michel? So, Ihr hier zankt Euch auch?“

Er kam von Lixheim zurück und sah mich ganz freundlich an; ich aber konnte kein Wort herausbringen, vor Verlegenheit.

„Ach,“ sagte Margreth, „er hat meinen Spaten wieder hergerichtet und will kein Geld nehmen.“

„Ah bah!“ sagte Chauvel, „und warum nicht?“

Zum Glück kam mir ein guter Gedanke. Ich antwortete:

„Nein, Sie werden mich nicht dazu bringen, auch nur einen Heller anzunehmen, Herr Chauvel. Haben Sie mir nicht hundert Mal Bücher geliehen? Haben Sie nicht meiner Schwester Lisbeth in Wasselonne eine Stelle verschafft? Und helfen Sie nicht jetzt dem ganzen Land wieder zu seinem Recht? Wenn ich für Sie arbeite, so geschieht das aus Freundschaft, aus Dankbarkeit; ich müßte ein rechter Lump sein, wenn ich Ihnen sagte: „Das kostet so viel." Das geht mir gegen den Strich."

Er beobachtete mich mit seinen kleinen lebhaften Augen und erwiederte:

„Das ist schön! das ist schön! . . . Aber ich habe all das auch nicht gethan, um die Leute nicht mehr zu bezahlen. Wenn ich so was dabei im Sinn gehabt hätte, würde ich mich auch für einen Lumpen ansehen . . . . Verstehst du, Michel?"

Jetzt wußte ich nicht mehr was antworten, und hatte gute Lust zum Weinen.

„Ach, Herr Chauvel," sagte ich, „Sie thun mir weh."

Und er, ohne Zweifel gerührt, antwortete mir:

„Nein, Michel, nein, das ist nicht meine Absicht, denn ich halte dich für einen braven und ehrlichen Burschen; und um dir das zu beweisen, nehme ich dein Geschenk an. Gelt, Margreth, wir nehmen es Beide an?"

„Ja, freilich," versetzte sie; „wenn es ihm eine solche Freude macht, können wir's ihm nicht abschlagen."

Chauvel betrachtete nun den Spaten, lobte die Arbeit und sagte, ich sei ein tüchtiger Arbeiter und er hoffe, mich später als wohlbestallten Meister zu sehen. Ich hatte mich wieder beruhigt und als er mir, bevor er in's Haus trat, die Hand drückte und Margreth mir zurief: „Gut Nacht und schön Dank

Michel!“ da war Alles vergessen. Ich freute mich, daß ich eine so gute Antwort gegeben hatte, denn der Blick, mit dem mich Chauvel ansah, während ich sprach, hatte mich ganz verwirrt und wenn meine Gründe nicht so gut gewesen wären, hätte er, wer weiß was, denken können. Und selbst so hielt ich es für eine Warnung, vorsichtig zu sein und meine Absichten auf Margrethen bei mir zu behalten, bis zu dem Tage, wo ich um sie anhalten könne.

Diese Betrachtungen stellte ich unterwegs nach dem Wirthshaus an. Wie ich in die Stube trat, war Meister Hans gerade angekommen. Er hängte seinen großen Mantel in den Schrank und rief:

„Nicola . . . Nicola . . . bring' mir mein gestricktes Wamms und meine baumwollene Kappe. Ah! wie wohl's Einem doch in seiner alten Jacke und seinen Holzschuhen ist! — Ei, da bist du ja, Michel! Wir sind Alle zurück; jetzt geht es wieder an's Hammerschwingen . . . Ihr werdet im Rückstand sein?“

„Nicht so sehr, Meister Hans, wir haben die laufende Arbeit fertig gemacht. Die Keile, die vom Dachsberg kamen, sind gestern Abend Alle abgeschickt worden.“

„Nun, um so besser, um so besser!“

Auch Mutter Kathrine kam voller Freude hereingelaufen und fragte:

„'S ist also fertig, Hans, ganz fertig? Du gehst nicht wieder hinunter?“

„Nein, Kathrine, Gott sei Dank! Ich hatte zuletzt ganz genug von all der Ehre. Jetzt ist unsere Sache im Blei; die Schrift geht übermorgen ab. Aber das ist keine leichte Arbeit gewesen; und wenn wir den Chauvel nicht gehabt hätten, Gott weiß, wie weit wir wären. Das ist ein Mann, der weiß

Alles, und kann über Alles reden; es ist eine große Ehre für die Baracken, einen solchen Mann hingeschickt zu haben. Die von den andern Vogteien haben ihn alle mit unter den Ersten gewählt, um unsere Klagen und Beschwerden nach Metz zu bringen und sie gegen etwaige Angriffe zu vertheidigen. So lange die Baracken stehen, werden sie nie wieder eine so große Ehre einlegen. Jetzt ist Chauvel überall bekannt, und man weiß auch, daß wir ihn geschickt haben, daß er in den Baracken am Eichwald wohnt, und daß die Leute dort gescheidt genug sind, seinen Verstand zu würdigen trotz seiner Religion."

So erzählte Meister Hans, während er seine Holzschuhe und seine alte Jacke anzog.

„Ja", rief er keuchend, „von den hundert Mitgliedern der Vogteiversammlung hat der dritte Stand fünfzehn gewählt, um die Schrift zu überbringen und Chauvel war der vierte! Also jetzt müssen wir ein Fest halten, versteht Ihr: ein flottes Traktament für die Freunde von den Baracken zu Ehren unseres Abgeordneten Chauvel. 'S ist schon Alles abgemacht, Letumier und Cochart wissen schon darum; ich habe sie in der Stadt im „Reichsapfel" getroffen und sie zuerst eingeladen und dann beauftragt, die Andern einzuladen. Dießmal müssen die alten Flaschen zwischen den Faßlagern hervorspazieren, die ganze Küche muß eine Gluth sein. Nicola soll diesen Abend beim Metzger Kunz am Markt sechs Pfund gutes Ochsenfleisch, drei Pfund Koteletten und zwei schöne Hammelsschlegel holen; sie soll nur sagen, es sei für Meister Hans Leroux zu den Drei Tauben. Notabene! die Schlegel werden mit Knoblauch gespickt. Dann braucht man noch Wurst und Sauerkraut und holt den größten Schinken herunter, dazu einen guten Salat, Käs und Nüsse! Es soll Allen gehörig schmecken. Das ganze Land soll's wissen, daß die Baracken die Ehre haben, den vierten Vogteiabgeordneten

nach Metz zu schicken; einen Mann, den die andern nicht kannten und den wir gekannt und gewählt haben, und der allein mehr gethan hat für die Vertheidigung der Volksrechte, als fünfzig andere zusammen. Aber davon wollen wir schon noch reden: Chauvel hat den ältesten Procuratoren, den feinsten Advokaten und den hochmüthigsten Protzen der Provinz das Maul gestopft."

Meister Hans hatte ohne Zweifel unterwegs einige Gläslein Alten getrunken, denn er ließ Niemand zu Worte kommen, streckte dabei seine dicken Hände aus und blies seine rothen Backen auf, wie er es immer nach einem guten Mittagessen zu machen pflegte. Wir hörten ihm voller Verwunderung zu.

Nicola deckte dann den Tisch zum Nachtessen; da gab's wieder Ruhe. Ein Jeder dachte über das nach, was er soeben vernommen hatte.

Als ich mich zum Heimgehen anschickte, sagte Meister Hans:

„Sag' deinem Vater, sein alter Kamerad Hans Leroux lasse ihn einladen, denn wir sind alte Kameraden: wir waren anno 57 mit einander bei der Ziehung. Sag' ihm das. Also auf morgen Punkt zwölf Uhr, hörst du Michel?"

Er nahm mich bei der Hand und ich antwortete ihm:

„Ja, Meister Hans; das ist eine große Ehre, die Ihr uns anthut."

„Wenn wir so wackere Leute einladen, wie Ihr seid, versetzte er, so ist die Ehre und das Vergnügen ganz auf unserer Seite. Und jetzt gut' Nacht."

Da machte ich mich auf den Weg. Niemals zuvor hatte mir mein Pathe Meister Hans so viel Gutes von meinem Vater gesagt, und ich hatte ihn dafür nur noch lieber als vorher, wenn das möglich gewesen wäre.

XVI.

Zu Hause erzählte ich den Eltern, daß der Vater und ich von Meister Hans auf den nächsten Tag zum Mittagessen mit den „Notabeln" von den Baracken eingeladen seien. Sie begriffen, welche Ehre er uns erwies, und der Vater war ganz gerührt davon. Er sprach lange von der Ziehung anno 57, wie Hans Leroux und er damals mit bunten Bändern an ihren Dreimastern Arm in Arm durch die Stadt gezogen seien, und dann von meiner Taufe, wo sein alter Kamerad Pathe wurde. Er erinnerte sich dieser Umstände bis in die kleinsten Einzelnheiten und rief:

„Ach! die schöne Zeit! die schöne Zeit! . . ."

Die Mutter war auch sehr erfreut, da sie aber bös auf mich war, ließ sie ihre Freude nicht raus, sondern spann weiter, ohne ein Wort zu sagen. Nichts desto weniger lagen am andern Morgen die frischen Hemden und die Sonntagskleider auf dem Tisch in Bereitschaft; sie hatte alles in der Früh gewaschen, getrocknet und hergerichtet. Und als gegen Mittag mein Vater und ich die Straße hinabgingen Arm in Arm, stand sie unter der Thür, sah uns nach und rief den Nachbarn zu:

„Sie gehen zu dem großen Essen der Notabeln bei Meister Hans Leroux!"

Mein armer alter Vater auf meinen Arm gestützt, sagte lächelnd zu mir:

„Wir haben uns so schön gemacht wie am Wahltage. Seither ist uns nichts Böses widerfahren, wenn's nur so fortgeht, Michel. Aber wir wollen unsere Zunge hüten, man spricht bei einem großen Essen immer zu viel. Wir wollen uns in Acht nehmen, gelt?"

„Ja, Vater, sei ruhig, ich werde Nichts sagen."

Er zitterte immer, gleich einem armen Hasen, der seit Jahren von Haide zu Haide gehetzt wird. Und wie viele Andere waren damals ebenso: fast alle alten Bauern, die unter dem Joch der gnädigen Herren und der Klöster aufgewachsen waren und wohl wußten, daß es für sie keine Gerechtigkeit gebe.

Um etwas durchzusetzen, muß die Jugend anfangen, und unterstützt sein von alten Starrköpfen wie Chauvel, die nicht wanken und nicht weichen. Wenn die Bauern die Revolution von 89 hätten allein machen müssen, und die Bürger nicht angefangen hätten, so wären wir heute noch im Jahr 88. Das ist natürlich; vom vielen Leiden verliert man den Muth; die Zuversicht kommt mit dem Glück. Und dann waren die Leute zu unwissend.

An selbigem Tag aber konnte man sehen, was ein guter Wein macht. Wir waren noch hundert Schritte vom Gasthaus entfernt, als wir schon das Gelächter und die fröhliche Unterhaltung der Notabeln hörten, die vor uns gekommen waren. Der lange Letumier, Cochart, der Stellmacher Claudius Hervé, der alte Kanonier Walter Courtois und Meister Hans plauderten unten an der langen Tafel, die mit einem schneeweißen Tischtuch gedeckt war; als wir herein kamen, waren wir förmlich geblendet von den Karaffen und Weinflaschen, den alten gemalten Porzellantellern, den Gabeln und den frisch verzinnten Löffeln, die blitzten von einem Ende des Zimmers bis zum andern.

„Ah! da kommt mein alter Kamerad Hans-Peter!" rief Meister Hans, uns entgegen kommend.

Er hatte seine Schmiedjacke mit Husarenknöpfen an und eine Perrücke mit Zopf und großer Schleife im Nacken, das Hemd vorn offen, kurze Hosen, mit dem nöthigen Platz für den

stattlichen Bauch, wollene Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. Seine dicken rothen Backen zitterten vor Freude; er legte beide Hände auf des Vaters Schultern und sagte:

„Ah! mein alter Hans=Peter, wie freut mich's, dich zu sehen. Was fällt mir nicht alles ein, wenn ich dich so ansehe!"

„Ja," versetzte mein Vater mit Thränen im Auge, „die schöne Rekrutenzeit, nicht wahr, Hans? Ich denke auch manchmal dran; die kommt nicht wieder."

Aber Letumier, den Dreispitz auf dem Ohr, in seinem langen zimmtfarbenen Rock, der um seine magern Lenden schlotterte, und der rothen Weste mit Stahlknöpfen, die wie Cymbeln tönten, rief:

„Sie ist schon wieder gekommen; wir haben's vorgestern Alle bei der Ziehung gewonnen; das Land hat's gewonnen, hurrah!"

Er schwang seinen Dreispitz bis an die Decke; die Andern schmunzelten, wie sie die Reihen Flaschen ansahen; das Herz lachte ihnen im Leibe. Jeder im Kreis drehte sich von Zeit zu Zeit um, als wollt' er sich schneutzen, und zählte blinzelnd die Flaschen.

Die Küchenthüre im Hintergrunde des Zimmers war offen; man sah das rothe Feuer auf dem Herd lodern, die beiden Hammelsschlegel langsam am Spieß drehen und das Fett zischend in die Bratpfanne fallen; man sah, wie Mutter Kathrine in ihrer weißen Haube und mit zurückgeschlagenen Hemdärmeln ab und zu ging, bald mit einer Schüssel, bald mit einer Torte auf dem Brett; wie Nicola mit der großen eisernen Gabel das Fleisch in den Töpfen herumdrehte oder den Salatkorb hinten in der Ecke schlenkerte. Der Bratenduft erfüllte das ganze Zimmer: man hätte nie geglaubt, daß Meister Hans einfache Bauern so traktiren würde; aber beim rechten Anlaß kam's

dem sparsamen, fleißigen Mann nicht aufs Geld an, und welch' besseren Anlaß konnte er finden, sich der Achtung seiner Mitbürger würdig zu erweisen, als ein Traktament für diejenigen, die ihn und seinen Freund Chauvel in die Amtsversammlung gewählt hatten? Zu meiner Zeit haben es alle braven Bürger so gemacht; das war das beste Mittel, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Sie waren gescheidt genug, sich an die Spitze des Volks zu stellen, und als ihre Söhne, theils aus Stolz, theils aus Geiz oder aus Dummheit sich von diesem trennten, um eine Art falscher Adliger zu werden, arbeiteten sie nur denen in die Hände, die pfiffiger waren als sie selber. Das ist unsere Geschichte in vier Worten.

Die Alten, die miteinander am Fenster standen, unterhielten sich unterdessen wieder über die Vogteiversammlung, und so oft einer von den Notabeln ins Zimmer trat, ging es wieder los:

„Ah! der Pletsch . . . Ah! der Rigaud . . . hierher, hierher! Wie geht's?“

Valentin stand weiter hinten und sah mich lächelnd an. Trotz seiner Begeisterung für den König, die Königin und die höchsten Behörden war er ein Liebhaber von einem guten Wein, von Wurst und Schinken. Ein derartiges Fest lächelte ihm trotz alle dem, und seine lange Nase drehte sich mit Wohlgefallen nach der Seite der Küche.

Endlich, Schlag zwölf Uhr, kam Nicola herein und sagte zu mir, ich solle Chauvel holen. Ich schickte mich eben zum Gehen an, als er mit Margrethen still hereinkam. Alles schrie:

„Da ist er! . . . da ist er! . . .“

Er, in seiner Jacke und seinen grauen Zwillichhosen, kam freundlich her und schüttelte ihnen die Hand. Das war

aber nicht mehr derselbe Mann; der Polizeilieutenant hätte ihn nicht mehr beim Kragen genommen; er war Einer von den fünfzehn Metzer Abgeordneten, und das sah man ihm im Gesicht an; seine kleinen schwarzen Augen funkelten noch mehr als früher, und sein schöner weißer Hemdkragen ging ihm fast bis an die Ohren.

Als der lange Letumier, der gerne Umstände machte, ihm eine Rede halten wollte, sachte er lachend:

„Meister Letumier, eben kommt die Suppe, sie riecht so gut!"

Und es war wirklich so. Frau Kathrine kam herein mit der großen Suppenschüssel und stellte sie ganz majestätisch auf den Tisch.

Meister Hans rief:

„Setzen wir uns, meine Freunde, setzen wir uns. Letumier, haltet Eure Rede beim Nachtisch . . . Leerer Bauch hat keine Ohren. Hier, Cochart, Chauvel dort oben am Tisch; Valentin . . . Hervé! . . . Hans-Peter! . . ."

So wies er Jedem seinen Platz an und Alles freute sich auf's Essen. Mein Vater, Valentin und ich, wir saßen dem Meister Hans gegenüber, der vorlegte. Er nahm den Deckel von der großen Suppenschüssel, der Duft einer Brotschnittensuppe mit Markklößchen stieg in Form einer Wolke zur Decke empor, und die Teller wanderten von Hand zu Hand.

Ich hatte in meinem Leben noch kein so großes Essen gesehen; ich war voll Bewunderung und mein Vater noch mehr.

„Jeder hat seine Flasche vor sich stehen," sagte Meister Hans; „schenkt euch ein."

Natürlich zog man die Pfropfen nach einer so guten Suppe und füllte die Gläser. Einige wollten schon auf die Gesundheit der Vogteiabgeordneten trinken, aber das war Elsäßer Landwein und Meister Hans rief:

„Wartet! . . . Wir wollen unsere Gesundheiten in feinem Wein trinken, nicht in Tischwein!“

Man fand, daß er Recht hatte, und da inzwischen das Ochsenfleisch, mit Petersilie garnirt, aufgetragen wurde, nahm sich ein jeder ein tüchtiges Stück.

Letumier sagte, Jedermann, der auf dem Feld oder in der Werkstatt schafft, sollte zu jeder Mahlzeit ein halb Pfund solches Fleisch und einen Schoppen Wein haben; der Holzhauer Cochart stimmte bei und man fing bereits an zu politisiren, als das Sauerkraut mit Bratwürstchen kam, was den Gedanken der Meisten eine andere Richtung gab.

Margreth und Nicola liefen um den Tisch herum und füllten die leeren Flaschen, Frau Kathrine trug auf, und als gegen ein Uhr die Hammelschlegel auf den Tisch kamen und man alten Rappoltshauser brachte, wurde die Stimmung immer heiterer. Man sah einander fröhlich an und Cochart sagte:

„Wir sind Menschen! . . . wir haben unsere Menschenrechte! . . . . Wenn mir einer draußen im Wald mit dem Gegentheil käme, dem wollt ich's sagen.“

Und der alte Kanonier Walter Courtois rief:

„Wenn wir keine Menschen sind, so kommt das daher, daß die Andern den guten Wein und das gute Essen für sich behalten haben. Vor Beginn einer Schlacht haben sie's brav verstanden uns zu flattiren und uns Alles zu versprechen, was wir nur wollten. Nachher aber sprach man von Nichts als Disciplin und regnete es Hiebe mit der flachen Klinge. Ich sage, es ist eine Schande, Soldaten zu prügeln, und Männer, welche ihren Muth gezeigt haben, nicht Offizier werden zu lassen, weil sie nicht von Adel sind.“

Letumier sah Alles in rosigem Lichte:

„Mit der Noth und Armuth ist's vorbei“, rief er; „unsere

Beschwerdeschriften sind fertig; man wird sehen, was wir wollen, und der gute König wird sagen müssen: Die Leute haben Recht, tausendmal Recht, sie wollen die Gleichheit der Steuern und die Gleichheit vor dem Gesetz, das ist in Ordnung! Sind wir nicht alle Franzosen? Warum sollen wir nicht Alle die gleichen Rechte haben und die gleichen Steuern zahlen? Das sagt einem schon der gesunde Menschenverstand, beim Teufel!“

Er sprach sehr gut, riß dabei seinen Mund bis an die Ohren auf, drückte mit einem pfiffigen Ausdruck die Augen halb zu, warf den Kopf etwas zurück und hob seine langen Arme empor, wie es Leute zu thun pflegen, denen es von Herzen kommt. Alles horchte auf, und sogar mein Vater nickte ein paar Mal mit dem Kopf und flüsterte:

„Er spricht gut . . . das ist richtig! . . . Aber wir wollen Nichts sagen, Michel, ’s ist zu gefährlich.“

Er schielte alle Augenblicke nach der Thür, wie wenn die Gensdarmen hereinkommen müßten.

Nachdem Meister Hans die Gläser mit Altem gefüllt hatte, rief er:

„Meine Freunde, auf die Gesundheit Chauvel’s, des Mannes, der unsere Sache in der Vogteiversammlung am besten vertreten hat; möge er noch lange leben, um die Rechte des dritten Standes zu vertheidigen, und möge er immer so gut sprechen, wie er gesprochen hat; das ist mein Wunsch. Er soll leben.“

Und alle um den Tisch erhoben sich, stießen an und tranken mit großer Begeisterung. Man lachte und wiederholte:

„Die Abgeordneten der Vogteiversammlung sollen leben, Meister Hans und Chauvel, sie leben hoch!“

Die Fensterscheiben der Wirthsstube klirrten von dem Lärm. Die Leute auf der Straße blieben stehen, guckten durch die Fenster und dachten:

Den Schreiern da drinnen geht's nicht schlecht!

Nachdem die „Notabeln“ sich wieder gesetzt hatten, füllte man nochmals die Gläser, während Frau Kathrine und Nicola die großen Rahmtorten aufstellten, und Margarethe die Ueberreste der Hammelsschlegel, der Schinken und des Salats abräumte.

Aller Augen waren auf Chauvel gerichtet voller Erwartung, was er antworten werde. Er, ruhig oben am Tisch sitzend, das Käppchen an der Stuhllehne, mit bleichen Wangen und festgeschlossenem Mund, sah aus, als ob er schielte, und hielt sein Glas nachdenklich in der Hand. Der Rappoltshauser hatte ihn offenbar etwas aufgeregt, denn anstatt die Gesundheit der andern auszubringen, sagte er mit klarer Stimme:

„Ja, der erste Schritt ist gethan! Aber wir dürfen noch nicht jubeln; wir haben noch viel zu thun, ehe wir unsere Rechte wieder haben. Die Abschaffung der Privilegien, der Personalsteuer, der Accise, der Salzsteuer, des Weggelds, der Frohnden, das ist schon viel verlangt; die Andern werden nicht so leicht loslassen, was sie in der Hand haben, nein! sie werden sich schlagen, sie werden sich gegen die Forderung der Gerechtigkeit zur Wehr setzen; man wird sie zwingen müssen! Sie werden das ganze Beamtenheer zu Hilfe rufen und Alle, die von ihren Stellen leben und adelig werden möchten. Und meine Freunde, das ist nur der erste Punkt, das ist noch das Wenigste; ich glaube, daß der dritte Stand diese erste Schlacht gewinnen wird; denn das Volk will's; das Volk, das jene ungerechten Lasten zu tragen hat, wird seine Abgeordneten unterstützen.“

„Ja, ja, bis zum Tode!“ riefen der lange Letumier, Cochart, Hervé und Meister Hans mit geballten Fäusten; wir werden's gewinnen, wir wollen's gewinnen! . . .“

Chauvel rührte sich nicht; als sie mit Schreien fertig waren, fuhr er fort, als ob Niemand Etwas gesagt hätte:

„Ja, wir können als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen gegen alle Ungerechtigkeiten, welche das Volk bedrücken und die zu schreiend sind und zu sehr in die Augen springen; allein, was hilft uns das, wenn später nach Auflösung der Reichsstände und nach Bewilligung des Geldes zur Zahlung der Schuld, der Adel seine Rechte und seine Privilegien wieder herstellt? Das wäre nicht das erste Mal, denn wir haben früher auch schon Reichsstände gehabt, und was sie zur Erleichterung des Volkes angeordnet haben, existirt schon längst nicht mehr. Was wir nach Abschaffung der Privilegien brauchen, das ist die Macht, ihre Wiederherstellung zu verhindern. Diese Macht liegt im Volk, sie liegt in der Armee. Man muß nicht blos einen Tag wollen, einen Monat, ein Jahr, man muß immer wollen; man muß verhindern, daß diese Räuber und Spitzbuben langsam, ganz sachte und auf Umwegen das wieder herstellen, was der dritte Stand, gestützt auf die Nation, über Bord geworfen hat. Dazu ist es nöthig, daß die Armee mit uns geht; und damit die Armee mit uns geht, muß auch der geringste Soldat durch Muth und Tüchtigkeit von Grad zu Grad steigen können, bis zum Marschall und Connetable, so gut wie die Herren vom Adel, versteht ihr mich?“

„Chauvel soll leben!“ rief Walter Courtois.

Er aber winkte mit der Hand, damit die Andern nicht einstimmen sollten, und fuhr fort:

„Dann werden die Soldaten nicht so dumm sein, den Adel gegen das Volk zu unterstützen; sie werden mit uns sein und bleiben! — Und dann höret wohl, was ich da sage, denn das ist die Hauptsache: damit die Armee und das Volk sich nicht wieder bekriegen, sich nicht wieder so weit verblenden

lassen, daß sie mit eigener Hand ihr Recht auf Beförderung zerstören und diejenigen vertheidigen, welche die Stellen inne haben, welche ihnen selber zukommen, muß Jedermann die Freiheit zu reden und zu schreiben haben. Wenn man euch ungerecht behandelt, bei wem beschwert Ihr euch? Beim Vorgesetzten. Der Vorgesetzte gibt euch immer Unrecht, das ist ganz einfach: der Beamte führt ja nur seine Befehle aus! Aber wenn ihr euch beim Volke beschweren könntet, wenn das Volk die Vorgesetzten selbst ernennt, dann würde man nicht wagen, euch ungerecht zu behandeln; ja dieß könnte gar nicht vorkommen, weil ihr euere Beamten dadurch, daß ihr ihnen euere Stimme entzieht, zur Vernunft brächtet. Allein um das zu begreifen, ist es nöthig, daß das Volk unterrichtet wird, und das ist der Grund, warum den Herren vom Adel der Volksunterricht so gefährlich erscheint, warum man euch in der Kirche vorpredigt: „Selig sind die Armen am Geist!" Deshalb sehen wir so viele Gesetze gegen Bücher und Zeitungen, deshalb müssen sich diejenigen, die uns aufklären wollen, nach der Schweiz, nach Holland oder nach England flüchten. Wie Viele sind schon im Elend gestorben; aber nein, solche Menschen sterben nie; sie sind immer mitten im Volk, um ihm beizustehen; nur muß man sie lesen, muß man sie verstehen. Auf ihr Wohl trinke ich!"

Darauf erhob Chauvel sein Glas zum Anstoßen und wir Alle riefen:

„Die tapferen Männer sollen leben!"

Viele wußten nicht, wen Chauvel gemeint hatte, aber gleichviel, sie schrieen doch mit, und zwar so, daß endlich Frau Kathrine kam und uns warnte, nicht mehr so laut zu schreien, das halbe Dorf stehe unter den Fenstern, denn wir thäten, als wollten wir uns gegen den König empören.

Valentin machte sich alsbald aus dem Staube, und mein Vater schaute mich fragend an, ob es nicht Zeit wäre, uns zu drücken.

„Schon recht, Kathrine,“ versetzte Meister Hans; „wir haben jetzt gesagt, was wir uns zu sagen hatten; jetzt ist es genug.“

Alles schwieg. Man gab Körbchen mit Nüssen und Aepfeln herum. Da hörte man draußen auf der Straße einen Leierkasten näseln.

„Ha, ha!“ sagte Letumier, „das ist der Methusalem!“

Und Meister Hans rief:

„Das ist recht . . . laßt ihn hereinkommen . . . der kommt gerade recht! . . .“

Margreth eilte hinaus und brachte den alten Methusalem herein, den Jedermann bei uns kannte. Er hieß eigentlich Dominik St. Faubert, und alle aus meiner Zeit werden mir bestätigen, daß sie nie einen so alten Mann herumlaufen sahen. Er mußte nah bei hundert Jahre alt sein. Sein Gesicht war gelb und runzelig wie ein Pfefferkuchen. Kaum daß man die Form seiner Nase, seines Kinnes und den Platz seiner kleinen Augen noch erkennen konnte, die wie bei einem Pudel von buschigen weißen Brauen bedeckt waren. Er hatte einen großen grauen Filz auf, vorn eingedrückt und die Krempe aufgeschlagen wie ein Visir, und eine Hahnenfeder drauf. Die Aermel seines Kittels und die Rückseite seiner Hosen waren aufgeschlitzt und der ganzen Länge nach mit Schnüren zusammengebunden wie ein Wickelkissen, und die Weisen, die er spielte, mußten mindestens aus der Schwedenzeit stammen; sowie man sie hörte, kam einem das Weinen.

„So! ihr seid es, Methusalem,“ rief ihm Meister Hans entgegen, „kommet her, kommet her!“

Er reichte ihm ein großes Glas Wein, das der alte Dominik nahm, indem er nach drei Seiten den Kopf zum Gruß verneigte. Dann trank er ganz langsam und mit geschlossenen Augen. Frau Kathrine, Margreth und Nicola blieben im Hintergrund stehen; wir sahen ihn voller Rührung an.

Als er das Glas zurückgab, forderte Meister Hans ihn auf, etwas zu singen. Aber der alte Methusalem antwortete, er singe schon seit Jahren nicht mehr. Da wir aber in so gerührter Stimmung waren, fing er an, eine sanfte Melodie zu spielen, die so alt war, daß sie Niemand kannte. Plötzlich sagte mein Vater:

„Das ist ja das Bauernlied."

Und der ganze Tisch rief:

„Ja, ja . . . das ist das Bauernlied! Hans-Peter, das mußt du singen!"

Ich wußte gar nicht, daß mein Vater singen konnte, ich hatte ihn nie gehört. Er entgegnete:

„Ich habe Alles vergessen; ich weiß nicht mehr, wie es anfängt!"

Als aber Chauvel in ihn drang und Meister Hans versicherte, man habe früher nie Jemand besser singen hören, als seinen Freund Hans-Peter, räusperte er sich und sagte endlich mit niedergeschlagenen Augen und roth bis an die Ohren:

„Da ihr es durchaus haben wollt, so will ich eben versuchen, ob ich's noch kann."

Und damit hub er an, das „Bauernlied" mit Begleitung des Leierkastens, aber mit so sanfter und klagender Stimme zu singen, daß man ordentlich zu sehen glaubte, wie unsere armen Voreltern in alter Zeit ihre Weiber an den Pflug spannten und den Boden bearbeiteten; wie räuberische Soldatenhorden kamen und ihnen die Ernte wegnahmen; wie dann das Feuer

über ihren Strohdörfern aufstieg, das Getreide in feurigen Funken fortflog; Weiber und Töchter in die Einöde geschleppt wurden, und Hungersnoth und Pestilenz und das große Henken . . . kurz alles Elend der Welt! . . . So ging's fort und fort . . . und wollte gar nimmer aufhören!

Ich lag trotz des guten Weines schon beim dritten Vers mit dem Gesicht auf dem Tisch und schluchzte, während Letumier, Hervé, Cochart, Meister Hans und noch zwei oder drei Andere den Refrain sangen, sowie man beim Begräbniß von Vater und Mutter singt.

Margreth sang auch mit; ihre Stimme stieg empor wie die Klage eines Weibes, das vor den Pflug gespannt, das fortgeschleppt wird; es war entsetzlich, die Haare standen Einem zu Berge.

Und wie ich um mich blickte, sah ich, daß wir alle leichenblaß waren. Chauvel oben am Tisch mit zusammengekniffenen Lippen blickte umher wie ein Wolf.

Endlich schwieg mein Vater; der Leierkasten kreischte noch fort.

Da sagte Chauvel:

„Hans-Peter, ihr habt gut gesungen . . . Ihr habt gesungen, wie einer unserer Vorfahren, weil ihr dasselbe empfunden habt; und alle unsere Väter, unsere Großväter und Alle, Männer wie Frauen, von denen wir abstammen seit tausend Jahren, haben es empfunden."

Und wie Alles ruhig war, rief er:

„Aber das alte Lied ist aus . . . ein neues muß beginnen!"

Und plötzlich sprangen alle Anwesenden, ich selber zuerst, auf und riefen:

„Ja, es muß ein anderes Lied beginnen . . . wir haben zu viel ausgestanden!"

„Das wird man bald sehen," sagte Chauvel. „Vorhin hat uns Frau Kathrine gewarnt, nicht so zu schreien; sie hat recht: hier hilft das nichts!"

Meister Hans, mit seinem kräftigen Baß, stimmte sodann allein das Schmiedelied an. Valentin war eben wieder herein gekommen und wir beide begleiteten ihn zusammen. Dieses Lied stimmte uns wieder heiterer; es war zwar auch traurig, aber kräftig; der Refrain besagte, daß der Schmied das Eisen schmiedet!... Das gab allerhand zu denken und man lächelte.

An dem Tage wurde noch manches andere schöne Lied gesungen, aber das meines Vaters werde ich nie vergessen, und wenn ich daran denke, rufe ich mir heute noch zu:

„O große, o heilige Revolution! Möge der französische Bauer, der im Stande wäre, dich zu lästern, das Lied seiner Vorfahren auswendig lernen; und wenn ihn das Lied nicht bekehrt, mögen dann er, seine Kinder und Kindeskinder es singen, noch einmal gleich jenen an die Scholle gefesselt. Dann werden sie's vielleicht verstehen und ihre Undankbarkeit wird ihren Lohn haben."

An diesem Abend kamen mein Vater und ich sehr spät heim. Am Tag darauf, am 10. April 1789 reiste Chauvel nach Metz. Die Reichsstände waren nicht mehr fern.

XV.

Nach Chauvel's Abreise war mehrere Tage lang von nichts Anderem die Rede, als von den Aufgaben der großen Vogtei-Versammlung und hauptsächlich von der Vereinigung der drei Stände zu Einem in den Reichsständen. Das war ein Streit, wie ich in meinem Leben keinen größeren gesehen habe.

Da die königliche Verordnung bestimmt hatte, daß der

dritte Stand verdoppelt werden solle, das heißt, daß wir so viel Abgeordnete haben sollten, als die beiden anderen Stände zusammengenommen, so verlangten wir Abstimmung nach Köpfen, um im Stande zu sein, die Privilegien trotz des Widerspruchs der Herren vom Adel und der Bischöfe abzuschaffen; sie aber, die zähe an ihren alten Vorrechten festhielten, wollten nach Ständen stimmen, weil sie so sicher waren, immer zwei Stimmen gegen eine zu haben.

Da hätte man den Zorn des Meister Hans, Letumier's, Cochart's und der übrigen Notabeln sehen sollen, wenn sie des Abends im Hof der „Drei Tauben" unter der großen Eiche bei einander saßen; denn seit einigen Tagen trug man des Abends die Tische und Bänke hinaus, um frische Luft zu schöpfen. So viel Wind und Regen wir im Mai 1789 haben sollten, so groß war die Hitze im April; Alles grünte und blühte; schon gegen den fünfzehnten nisteten die Vögel; und ich erinnere mich, daß wir, Valentin und ich, in der Schmiede arbeiteten mit nichts Anderem auf dem Leibe, als unsere Kittel und unsere über den Hüften zusammengeschnürten Hosen; die Hemden hatten wir hinter der Thüre hängen. — Meister Hans, ganz roth vor Hitze und strahlend von Gesundheit, rief mich alle Augenblicke hinaus.

„Michel! he! Michel, komm! . . ."

„Dann mußte ich ihm drei oder vier tüchtige Schuck über seinen Kahlkopf und seine Schultern pumpen. Das war seine Art, sich abzukühlen. Lene Rigaud, die Frau des Drechslers gegenüber, lachte aus vollem Hals.

So viel beiläufig zum Beweis, wie heiß es war und wie man nach acht Uhr, wenn der Mond aufging, nichts dagegen hatte, in der Abendkühle im Hof hinter dem Straßenzaun eine Flasche Wein oder einen Krug Apfelwein zu leeren.

Die ganze Straße entlang spannen die jungen Mädchen vor ihren Hausthüren und ließen es sich wohl sein. Von Nah und Fern hörte man schwätzen und lachen, die Hunde bellen u. s. w., und die Nachbarn konnten uns auch streiten hören; aber das war uns sehr einerlei; man fing an, zuversichtlicher zu werden.

Margreth kam auch manchmal; wir standen dann an der Buchenhecke und plauderten und lachten zusammen, während der lange Letumier mit der Faust auf den Tisch schlug und schrie:

„Das ist jetzt aus und Amen . . . so kann's nicht fortgehen . . . wir müssen erklären, daß wir Alles sind!"

Worauf Frau Kathrine ihm zurief:

„Um Gottes willen, Meister Letumier, schlaget doch unsern Tisch nicht entzwei, der will doch nicht nach Ständen abstimmen!"

So ging Alles seinen geweisten Weg und ich erinnere mich nicht, je glücklicher gewesen zu sein, als zu jener Zeit, wo ich mit Margrethen plauderte, ohne den Muth zu haben, ihr zu sagen, daß ich sie liebte. Nein, eine glücklichere Zeit habe ich nie gehabt.

Eines Abends gegen acht Uhr waren wir im Hof, die Einen hier, die Anderen dort; der Mond stand über dem Baum. Der lange Letumier schrie und Cochart mit seiner krummen, bis in seinen rothen Bart herabhängenden Nase und seinen runden Eulenaugen, die Pfeifenspitze zwischen den Zähnen, lag mit den Ellenbogen weit über den Tisch herein. Man dachte an nichts Böses, Cochart so wenig wie die Anderen, obschon er heute einen großen Streich ausgeführt hatte. Das Holzhauergeschäft brachte ihm nicht viel ein, wie man sich denken kann; aber von Zeit zu Zeit machte er einen Ausflug

über die Zollgrenze und holte in Graufthal einen gehörigen Sack voll Tabak, der in der Umgegend sehr gut zu verkaufen war: der feine rothe für vier Sous das Pfund, anstatt zwanzig, der feine schwarze um drei Sous, anstatt fünfzehn.

Die Unterhaltung über Politik schien wie gewöhnlich bis zehn Uhr fortdauern zu wollen, als plötzlich das Gatter nach der Straße sich öffnete und ein Mann in Civil und zwei Gensdarmen langsam in den Hof geschritten kamen und uns scharf betrachteten. Es war der dicke Mathurin Poulet, der Umgelter vom deutschen Thor, mit seinem kleinen Dreispitz im Genick, seine alte gelbe Perrücke mit dem Wurstzopf drunter, mit seiner dicken rothen Spürnase, seinen Glotzaugen, mit dem Doppelkinn in der Hemdkrause und seinem Wanst über den Schenkeln; kurz, ein entsetzlicher Fresser! Zum Frühstück brauchte er sechs Mettwürste mit einer Schüssel voll Bohnensalat, einen kleinen dreipfündigen Laib Brod und zwei Quart Bier; zum Mittagessen eben so viel und ein paar tüchtige Stück Schinken oder Hammelschlegel dazu und zwei weiße Käse mit Schnittlauch. Danach stelle man sich vor, ob die Einkünfte als Umgelter ihm zum Leben genügten! Auch frug Poulet nichts nach Vater, Mutter, Bruder, Schwestern, Vettern oder Basen, wenn es sich darum handelte, die Salatschüssel zu füllen. Den Herrgott hätte er denuncirt, um die ausgesetzte Belohnung zu verdienen, und so dumm er aussah, war er doch schlau wie ein Fuchs, wenn es galt, Zolldefraudanten auszunehmen, oder Schmuggler zu verfolgen. Tag und Nacht dachte er an nichts Anderes und lebte von seinen Angebereien, wie Andere von ihrer Arbeit. Das kommt davon, wenn man einen solchen Bauch zu ernähren hat; das Herz fällt einem gleichsam in den Magen, und man denkt nur noch ans Essen und Trinken.

Die beiden Gensdarmen folgten ihm, gekleidet wie alle Zollwächter, mit weißem Rock und gelben Aufschlägen, weshalb man sie „Speckschwarten“ nannte, den Hut quer über die Schultern und den „Wadenklopfer“ an der Seite. Es waren sechs Fuß hohe Kerle, alle beide stark von den Pocken gezeichnet. Vor der Revolution trug fast Jeder solche Spuren; die schönen Mädchen liefen immer Gefahr, ihre Schönheit einzubüßen, und die schönen Männer ebenfalls; auch gabs Einäugige und Blinde genug in Folge dieser entsetzlichen Krankheit, und dennoch hat die Einführung des Impfens weiß Gott vielleicht noch mehr Mühe gekostet, als die der Kartoffeln. Das Volk stößt anfangs immer das von sich, was zu seinem Besten dient. . . . Es ist ein wahres Unglück!

Diese Leute kamen also herein, und als der dicke Poulet auf vier Schritt weit vom Tische Cochart sah, sagte er mit sichtlicher Befriedigung:

„Da ist er! Wir haben ihn . . .“

Es gab eine allgemeine Entrüstung im Hof, denn seit langer Zeit brachte Cochart dem Poulet den Tabak umsonst. Aber um solche Kleinigkeiten kümmerte sich Poulet nicht und sagte zu den Gensdarmen:

„Packt ihn! Der ist's!“

Und die beiden packten Cochart, der zu schreien anfing und seine Pfeife fallen ließ:

„Was wollt ihr von mir? Was hab ich gethan?“

Die Funken flogen uns um die Füße; erschrocken schaute Einer den Andern an, und Poulet gab ihm lachend zur Antwort:

„Wir kommen wegen der zwei Säcke Conterband, die du gestern von Grauftthal mitgebracht hast; du weißt schon, die beiden Säcke Tabak, die auf deinem Speicher rechts vom Eingang liegen, hinter dem Schornstein unter den Schindeln.“

Es war klar, daß der arme Cochart von einem neidischen Nachbar denuncirt worden war, und wir alle zitterten für ihn: das war Galeerenarbeit!

Keiner wagte sich zu rühren, denn dem Fiscus sich zu widersetzen, war in jener Zeit noch schrecklicher als heute; man nahm den Leuten nicht nur Güter, Geld und Haus, sondern wenn es irgendwo in Marseille oder Dünkirchen an Ruderknechten fehlte, so wurden sie dorthin transportirt, und Niemand hörte mehr ein Wort von ihnen. Das war verschiedentlich im Gebirge vorgekommen und sogar in den Baracken mit dem Sohn der alten Genoveva Pakotte; der war auf Poulet's Denunciation hin des Salzschmuggels überführt worden, und seitdem hieß es, Franz sei in dem Lande, wo der Pfeffer wächst. Genoveva selber hatte durch die Kosten Hab und Gut verloren, war krank und zur Bettlerin geworden.

Jetzt stelle man sich den Schrecken der Leute vor.

„Vorwärts", schrie Poulet, „marsch!"

Cochart aber klammerte sich am Tisch an und antwortete keuchend:

„Ich gehe nicht!"

Dem langen Letumier war das Schreien vergangen; er war stumm wie der Karpfen im Kübel. Alle diese Großmäuler, wenn sie Polizeidiener oder Gensdarmen sehen, werden plötzlich zahm, und sehr oft zeigen die, von denen man es am wenigsten denkt, ganz andern Muth.

Mit Zerren und Stoßen war es den beiden Gensdarmen beinahe gelungen, Cochart von seiner Bank loszureißen. Poulet rief schon:

„Noch einen Ruck! . . . So geht's!"

Da erhob Margrethe, die neben mir am Zaun lehnte, plötzlich ihre Stimme und sagte mitten in der allgemeinen Stille:

„Aber Herr Poulet, nehmen Sie sich in Acht! Sie haben nicht das Recht, diesen Mann zu verhaften!“

Und Alle, die blaß vor Furcht und Mitleid um den Tisch herum oder unter der Thüre standen: Meister Leroux, Letumier, Frau Kathrine, Nicola, Alle schauten sich erschrocken um. Sie hatten Margrethens Stimme wohl erkannt, aber sie konnten's nicht fassen, daß sie so muthig war; sie zitterten für sie. Auch der dicke Poulet fuhr auf und schaute sich verblüfft um, so was war ihm sein Lebtag noch nicht vorgekommen. Er rief:

„Wer spricht da? Wer untersteht sich, und widersetzt sich der Steuerbehörde?“

Margreth antwortete ruhig von ihrem Platz aus:

„Ich, Herr Poulet, Margarethe Chauvel, die Tochter Chauvel's, Abgeordneten des dritten Standes bei der großen Vogteiversammlung in Metz. Was Sie da thun, ist sehr unrecht; es ist ein schweres Vergehen, einen Mann, einen angesehenen Bürger, ohne ausdrücklichen Befehl des Vogts zu verhaften.“

Mit diesen Worten erhob sie sich und schritt auf den Umgelter und die beiden Gensdarmen zu. Diese drehten sich um und schielten unter der Krempe ihrer großen Dreispitze nach ihr hin, ohne jedoch Cochart loszulassen.

„Sie kennen also die Verordnung des Königs nicht,“ sagte Margreth zu Poulet und seinen Gensdarmen. „Sie verhaften Leute wegen Steuersachen, nach sechs Uhr Abends, während die Verordnung das verbietet; und Sie wollen sie zwingen, Ihnen des Nachts ihre Thür zu öffnen. Denken Sie doch, daß da jeder Spitzbube kommen und sagen könnte: „ich bin Steuerbeamter, aufgemacht!“ Da könnte man die Dörfer nach Belieben ausplündern, wenn die Verordnung das nicht verböte, was Sie eben thun, und wenn das Edict Ihnen nicht vorschriebe, nur

im Beisein zweier Schöffen, und zwar bei hellem Tag Haussuchungen vorzunehmen."

Sie sprach laut und ungenirt, wie der alte Chauvel, und Poulet schien ganz verwirrt, als er sah, daß man ihm offen entgegenzutreten wage; seine Backen zitterten vor Aufregung. Alles athmete auf. Während Margrethe sprach, entstand draußen auf der Straße ein großer Lärm und wie sie fertig war, ließ sich eine jammernde und klagende Stimme vernehmen, die Stimme der alten Genoveva Pakotte, welche rief:

„Ach der Räuber . . . der Bösewicht! . . . kommt er noch einmal . . . braucht er noch mehr Kinder und Familienväter!"

Die arme Alte erhob ihre Krücke über den Zaun; und schluchzend rief sie ihm zu:

„Du! du hast mir meinen Sohn genommen . . . meinen armen Franz . . . du hast mich in's Unglück gebracht. . . . Aber unser Herrgott erwartet dich! . . . . er erwartet dich, geh! . . . 'S ist noch nicht aus . . . deine Opfer klagen dich drüben an!"

Wenn man das hörte, schauderte Einem die Haut und wich Einem das Blut ans den Wangen; auch der Poulet schaute auf, als er den Lärm von der Straße her vernahm. Die Gensdarmen drehten sich gleichfalls um.

In dem Augenblicke erhob sich Meister Hans und sagte:

„Herr Umgelter, hören Sie die Unglückliche . . . das ist ja entsetzlich . . . so Etwas möchte Niemand hier auf seinem Gewissen haben, das zerreißt Einem das Herz."

Genoveva Pakotte sagte nichts mehr, aber sie schluchzte laut und man hörte sie auf ihren Krücken langsam die Straße hinauf humpeln.

„Ja," fuhr Meister Hans fort, „das ist ganz schrecklich!

Bedenken Sie wohl, was Sie thun; wir leben in einer Zeit, die für Alle schwierig ist, aber ganz besonders für die Steuerbeamten. Das Gefäß ist voll; nehmen Sie sich in Acht, daß es nicht überläuft. Schon fünfmal sind Sie in diesem Jahre nach Einbruch der Nacht gekommen; letzten Winter haben Sie sogar um Mitternacht in Lützelburg Haussuchungen nach Contrebande vorgenommen. Wenn den Leuten die Geduld ausgeht, wenn sie Ihnen endlich offenen Widerstand leisten, was sollen wir thun, wir ruhige ordnungsliebende Bürger? Sollen wir Ihnen beistehen gegen die Verordnung des Königs, die Sie verletzen? Sollen wir die unterstützen, welche das Edict und die Verordnung mit Füßen treten, oder diejenigen, welche ihre Rechte vertheidigen? Bedenken Sie um's Himmels willen, was Sie thun! weiter sage ich Nichts, Herr Poulet!“

Dann setzte er sich wieder. Der Lärm auf der Straße wurde immer größer. Viele Leute lehnten sich über den Hag, um zu sehen und zu hören, was da passirte. — Cochart rief:

„Ich gehe nicht! . . . eher soll man mich todtschlagen! ich halte mich an die Verordnung!“

Wie Poulet sah, daß sogar die beiden Gensdarmen bedenklich zu werden anfingen, sich umschauten und nicht wagten, seinen Befehlen zu gehorchen, erinnerte er sich plötzlich Margrethens und wandte sich wüthend gegen sie:

„Das verdanken wir dir . . . Calvinistin! . . . Alles wäre wie gewöhnlich gegangen, ohne diese verdammte Brut!“

Er kam auf sie zu mit blutrothem, aufgeschwollenem Halse wie ein großmächtiger Truthahn, der hinter Kindern herläuft. Er war schon im Begriff, ihr einen Stoß zu versetzen, als er mich hinter ihr stehen sah im Schatten. Ich war da, ich weiß nicht wie, in Hemdärmeln. Ich sah ihn an und dachte, innerlich frohlockend:

„Elender! Wenn du sie anrührst, dann gnade dir Gott! . . .“

Ich fühlte schon seinen dicken rothen Hals zwischen meinen Händen, wie in einem Schraubstock. Er sah es und wurde plötzlich kreideweiß.

„Vorwärts,“ sagte er, „schon recht . . schon recht . . wir kommen morgen wieder!“

Die beiden Gensdarmen, denen es beim Anblick der über den Hag gelehnten Menge und der im Dunkel leuchtenden Augen nicht wohl zu Muthe war, schienen froh zu sein, daß sie fortkamen. Sie ließen Cochart los, der sich mit zerrissenem Kittel, Stirn und Wangen schweißbedeckt, wieder aufrichtete.

Ich rührte mich nicht von der Stelle. Da drehte sich Margrethe um und sah mich. Auch viele Andere schauten mich an. Es that mir eigentlich leid, den dicken Umgelter mit den Gensdarmen fortgehen zu sehen; an jenem Abend hätte ich gern dreingeschlagen! Es ist doch merkwürdig, wie verschieden die Menschen mit den Jahren denken! aber freilich hat man nicht immer achtzehnjährige Schultern und Arme und Schmiedefäuste, und man denkt nicht mehr dran, der Geliebten seine Kraft und seinen Muth zu zeigen! . . Kurz, sie gingen. Margrethe sagte lachend zu mir:

„Sie gehen, Michel . . .“

Und ich antwortete ihr:

„Das ist das Gescheidtste, was sie thun können.“

Kaum aber waren sie draußen, als sich ein Pfeifen und Hohnlachen von einem Ende des Dorfes bis zum andern erhob. Cochart, noch ganz erschöpft, leerte seinen Krug auf einen Zug, und Margrethe ging zu ihm hin und sagte:

„Macht, daß Ihr eure Conterbande in den Wald schafft, aber schnell!“

Wie glücklich sie zu sein schien und wie froh der arme Cochart war! Ich bin überzeugt, daß er ihr gern gedankt hätte, aber der Schreck lag ihm noch in allen Gliedern; er ging seines Wegs die Straße hinauf, ohne „Guten Tag“ oder „Guten Abend“ zu sagen.

Im Hofe war großer Jubel. Poulet und seine beiden Gensdarmen, die noch unterwegs waren, mußten uns hören bis zur kleinen Kirchhof-Allee; sie mögen sich brav geärgert haben, daß ihnen der Streich so vergeckt war, die Lumpen!

Meister Hans ließ Apfelwein bringen, und man saß noch lange um den Tisch und unterhielt sich über den Vorfall. Jeder wollte es ihnen gesagt haben, die, welche sich nicht gemuckst hatten, so gut wie die Anderen, aber Alle waren voller Lob über Margrethens Muth und Verstand.

Meister Hans sagte:

„Der Geist des Alten steckt in ihr. Der wird schön lachen, wenn er hört, wie sie mit den Steuerhusaren gesprochen und dieselben gezwungen hat, Cochart los zu lassen; das wird ihm Spaß machen.“

Ich hörte neben Margrethen stillschweigend zu; ich war der seligste Mensch von der Welt!

Und als sehr spät, nach zehn Uhr, Einer nach dem Andern aufstand, und Meister Hans die Hausthüre schloß und ihnen nachrief: „Gut Nacht, Leut', gut Nacht! Das war ein schöner Tag!“ und die Leute zu dritt und viert, rechts und links heimgingen, verließen auch Margreth und ich zuletzt den Hof durch's Gatterthor und gingen langsam das Dorf hinauf.

In Gedanken versunken, betrachteten wir die schöne silberne Mondnacht, die Bäume, die ihre langen Schatten über den Weg warfen, und die zahllosen Sterne darüber. Die Stille

lagerte sich ringsum, nicht ein Blättchen regte sich in der Luft. In der Ferne hörte man Thüren und Fenster schließen. Ein paar alte Weiber wünschten sich noch gute Nacht, und vor Chauvel's Hause, unter der Hecke ihres abschüssigen Gärtchens, sprudelte aus dem alten Teichel am Berg das Quellwasser in den kleinen Trog, der fast mit dem Boden gleich war.

Ich sehe noch das Wasser über den Trog fließen; die Brunnenkresse und die Schwertlilien, die über die morsche Röhre hereinhängen und sie bedecken; den Schatten eines großen Apfelbaumes in der Ecke des Hauses, und in dem Trog, wie in einem Spiegel, den zitternden Mond. Alles ist still! Margrethe steht da, einen Augenblick in Betrachtung versunken, dann sagte sie:

„Wie ruhig Alles ist, Michel!"

Und dann neigt sie sich vor, stützt sich mit dem Händchen auf das Rohr, hält den Mund unter, ihre schönen schwarzen Haare fallen über ihre Wangen und ihren hübschen braunen Hals: sie trinkt. Ich stehe dabei und schaue sie voller Entzücken an. Plötzlich richtet sie sich wieder auf, wischt sich das Kinn mit der Schürze und sagt:

„Das ist jetzt eins, Michel, aber du hast doch mehr Courage als die andern Burschen; ich habe dich wohl gesehen hinter mir . . . Du machtest kein freundliches Gesicht, gar nicht! Poulet hat sich auch schleunigst aus dem Staub gemacht, wie er dich sah!"

Sie lacht; und während ich mich freue, ihr in der stillen Straße zuzuhören, fragt sie mich:

„Aber sag' doch, Michel, woran dachtest du, daß du ein solches Gesicht machtest?"

Und ich antworte ihr:

„Ich dachte, daß, wenn er sich's unglücklicherweise ein=

fallen ließe, dich anzurühren, oder dir auch nur ein unschönes Wort zu geben, er ein verlorener Mann wäre."

Da schaut sie mich an, und ihre Wangen werden feuerroth:

„Aber du wärst auf die Galeeren gekommen!"

„Was hätte mir das gemacht? Vorher hätte ich ihn umgebracht."

Noch höre ich Margrethens Stimme; jedes Wort ist in meinem Ohr; und das sanfte Murmeln der Quelle, Alles, Alles lebt wieder auf. Ach! es ist doch was Gutes um die Liebe! . . . Margrethe war damals sechzehn Jahre, für mich ist sie nie alt geworden.

Wir blieben noch einige Augenblicke sinnend stehen, dann ging Margrethe der Hausthüre zu. Sie sagte nichts mehr. Aber wie sie jetzt aufgeschlossen und den Fuß schon in den Hausflur gesetzt hatte, wandte sie sich plötzlich um, streckte mir ihr Händchen weit herüber und sagte mit funkelnden Augen:

„Nun, gute Nacht, Michel, schlaf wohl! ich dank' schön."

Ich fühlte, wie sie mir die Hand drückte; das brachte mich arg in Verwirrung.

Und als die Thüre sich wieder schloß, blieb ich noch eine Weile stehen, hörte Margrethen durch den Flur und die Treppe hinauf gehen, sah den Lampenschein durch die Ritzen des Ladens und dachte:

„Sie legt sich schlafen."

Dann ging ich, innerlich jauchzend:

„Jetzt weiß sie, daß du sie liebst!"

Nie in meinem Leben hab' ich solche Aufregung und solches Entzücken empfunden.

XVI.

Ich hatte also beschlossen, daß Margarethe meine Frau werden sollte, und mir schon Alles im Kopf zurechtgelegt:

Sie ist noch zu jung, dachte ich, aber in fünfzehn Monaten wird sie achtzehn. Dann wird sie schon begreifen, daß es zum Lebensglück eines Mädchens gehört, sich zu verheirathen; und wenn ich ihr dann sage, daß ich sie liebe, werden wir bald einig sein und die große Schlacht schlagen. Meine Mutter wird fürchterlich schimpfen; sie wird nichts von einer Calvinistin wissen wollen, und der Pfarrer und alle Leute des Dorfes werden auf ihrer Seite sein; aber das ist mir eins! der Vater wird immer zu mir halten, wenn ich ihm auseinandersetze, daß es sich um das Glück meines Lebens handelt und daß ich ohne Margarethen nicht existiren kann. Da wird er Muth bekommen, und trotz Allem muß die Sache gehen. Dann miethen wir uns eine kleine Schmiede, entweder auf der Straße nach Vierwinden am „Roulette", oder auf der Mittelbronner Straße beim „rothen Haus", und da arbeiten wir auf eigene Rechnung. An Fuhrleuten und Kutschern wird kein Mangel sein. Wir könnten sogar eine kleine Wirthschaft daneben halten, wie Meister Hans. Wir werden das glücklichste Paar von der Welt sein, und wenn wir das Glück haben, ein Kind zu bekommen, so nehme ich es, nach vierzehn Tagen oder drei Wochen auf meinen Arm, gehe ganz gelassen nach den Baracken und sage zu meiner Mutter: „Sieh . . . da ist's! . . . verfluche es! . . ." Dann wird sie weinen und schreien und sich beruhigen, und schließlich wird sie zu uns kommen und Alles ist wieder in Ordnung!"

So stellte ich mir die Sache vor, mit Thränen in den Augen; ich dachte auch, Vater Chauvel würde zufrieden sein,

mich zum Schwiegersohn zu haben. Was konnte er Besseres wünschen, als einen guten, fleißigen und sparsamen Arbeiter, der im Stande ist, sich durch seiner Hände Arbeit etwas zu erwerben, einen einfachen und schlichten Menschen wie mich? Ich war seiner Zustimmung so gut wie sicher; Nichts schien mir im Wege zu stehen, ich sah alles von der guten Seite und war ganz gerührt von meinen schönen Plänen.

Leider ereignen sich oft Dinge im Leben, deren man sich nicht versehen hat.

Eines Morgens, fünf oder sechs Tage nach dem Besuch der Steuerbeamten, waren wir vor der Schmiede eben dran, den Hengst des alten Juden Schmuhle zu beschlagen, als die Frau Steffen vom oberen Weiler zu uns trat. Sie kam vom Markte aus der Stadt zurück, wo sie Eier und Gemüse verkauft hatte, und sagte zu Meister Hans:

„Da ist Etwas für Euch!"

Es war ein Brief von Metz, und Meister Hans rief ganz vergnügt:

„Ich wette, er ist von Chauvel! Lies ihn vor, Michel; ich habe keine Zeit, erst meine Brille zu holen."

Ich öffnete also den Brief, aber kaum hatte ich die ersten Zeilen gelesen, als mir die Kniee zitterten und es mir eiskalt über den Rücken lief: Chauvel zeigte dem Meister Hans an, daß er soeben zum Abgeordneten des dritten Standes bei den Reichsständen gewählt worden sei, und bat ihn, Margarethen sofort nach Metz ins Gasthaus zur „Zinnschüssel" in der alten Schlachthausgasse zu schicken, da er sie mit nach Versailles nehmen wolle.

Das ist Alles, was mir von dem ziemlich langen Brief noch erinnerlich ist. Das Weitere las ich vor, ohne etwas dabei zu denken, und schließlich setzte ich mich wie vernichtet

auf den Ambos. Meister Hans lief über die Straße hinüber und rief:

„Kathrine! Chauvel ist zum Abgeordneten bei den Reichsständen gewählt!"

Valentin faltete die Hände und stotterte:

„Chauvel bei Hofe; unter den gnädigen Herren und Bischöfen! . . . Gerechter Gott! . . ."

Der alte Jude Schmuhle aber antwortete ihm:

„Warum nicht? Das ist ein gescheidter Mann, ein rechter Geschäftsmann; der gehört so gut dahin, als mancher Andere!"

Mir aber schwamm es vor den Augen, und ich sagte mir:

„Jetzt ist Alles aus! . . . Alles ist verloren . . . Margrethe geht fort, und ich bleibe allein . . ."

Das Weinen kam mich an; nur die Scham hielt die Thränen zurück:

„Wenn man wüßte," dacht' ich, „daß du sie liebst, würde dich alle Welt auslachen . . . Was ist ein Schmiedgesell neben der Tochter eines Abgeordneten bei den Reichsständen? Nichts, gar nichts! . . . Margreth ist im Himmel, und du bist auf der Erde!"

Das Herz wollte mir zerspringen.

Schon füllte sich die Straße mit Leuten: Frau Kathrine, Nicola, Meister Hans, die Nachbarn und Nachbarinnen . . . Alles schrie:

„Chauvel ist Abgeordneter des dritten Standes bei den Reichsständen!"

Die Aufregung war groß. Meister Hans kam wieder in die Schmiede herein und rief:

„Wir sind Alle ganz närrisch vor Freude über die große Ehre, die unserem Ort widerfahren ist; wir denken an nichts mehr; lauf, Michel, und sag's der Margreth!"

Ich stand auf. Ich erschrack bei dem Gedanken, Margrethen zu sehen; ich fürchtete in ihrer Gegenwart weinen zu müssen, ihr wider Willen zu zeigen, daß ich sie liebte und sie in Verlegenheit zu bringen. Noch in ihrem Hausflur mußte ich einen Augenblick stehen bleiben, um mich zu fassen, bevor ich eintrat.

Margrethe war in dem kleinen Wohnzimmer und bügelte Wäsche.

„So, du bist's, Michel," sagte sie ganz erstaunt, mich in Hemdärmeln zu sehen, denn ich hatte nicht einmal daran gedacht, meine Jacke anzuziehen und die Hände zu waschen.

Ich antwortete ihr:

„Ja . . . ich bin's . . . ich bringe dir eine gute Nachricht . . ."

„Was denn?"

„Dein Vater ist zum Abgeordneten des dritten Standes bei den Reichsständen gewählt."

Während ich sprach, wurde sie ganz blaß, und ich fragte besorgt:

„Margarethe, was hast du?"

Aber sie konnte mir nicht antworten; das machte der Stolz und die Freude; plötzlich jedoch fing sie an zu weinen, warf sich in meine Arme und rief:

„O Michel, welche Ehre für meinen Vater!"

Ich drückte sie fest an mich; sie hatte ihre Arme um meinen Hals geschlungen; ich fühlte wie das Schluchzen sie erschütterte, ihre Thränen liefen mir über die Wangen! O, wie hatte ich sie lieb! und wie gern hätte ich sie behalten! Wie rief's in meinem Innern: „Wagt's nur, sie mir zu nehmen!" Und doch mußte ich sie ziehen lassen, ihr Vater war Herr und Meister.

Margarethe weinte lange; dann ließ sie mich los, wischte sich schnell das Gesicht mit dem Handtuch ab und sagte lachend:

„Ist das nicht recht thöricht von mir! gelt, Michel? Wie kann man nur wegen so Etwas weinen?“

Ich sprach kein Wort; ich sah sie mit unbeschreiblicher Liebe an, sie beachtete es nicht.

„Komm,“ sagte sie, mich am Arm nehmend, „laß uns gehen!“

Und wir gingen.

Die Wirthsstube in den „Drei Tauben“ war voller Leute. Es gelüstet mich aber nicht, Euch von den Umarmungen des Meister Hans, der Frau Kathrine und Nicola's zu erzählen, so wenig wie von den Katzenbuckeln der Notabeln, des langen Letumier, des alten Rigaud oder Hervé's. An jenem Tage wurde die Wirthschaft nicht leer von Baracker͏n bis neun Uhr Nachts; Männer, Weiber, Kinder kamen und gingen, nahmen ihre Hüte und Mützen ab, stolperten über einander und verführten ein Geschrei zum Taubwerden. Gläser, Flaschen und Bierkrüge klirrten; des Meisters kräftige Stimme allein übertönte den Lärm und das nimmer endende schallende Gelächter. Der Jubel war unglaublich.

Als ich das sah, dachte ich bei mir:

„Du bist doch ein rechter Lump! Das ganze Dorf freut sich über Chauvel's und Margarethen's Glück, Alles ist vergnügt, und du bist betrübt bis in den Tod . . . das ist abscheulich!“

Nur Valentin hielt's mit mir:

„Das ist die verkehrte Welt,“ sagte er; „das Gesindel geht jetzt zu Hofe . . . die großen Herren werden mit dem Bettelpack zusammengeworfen . . . vor Nichts hat man mehr Respekt . . . man wählt Calvinisten statt Christen . . . der Untergang der Welt ist nahe.“

In meiner großen Betrübniß gab ich ihm Recht. Ich verlor alle Fassung. Ich konnte nicht bleiben in dieser Menschenmenge; sogar Margrethe mußte sich in die Küche zurückziehen, wo die Notabeln erschienen, um ihre Glückwünsche darzubringen. Ich nahm meine Mütze und ging fort. Ich ging Gott weiß wohin! immer gradaus, ab der Straße wahrscheinlich, querfeldein.

Das Wetter war schön seit vierzehn Tagen; der Haber kam eben heraus, die Winterfrucht schoß in die Halme. In den Hecken zwitscherten die Grasmücken, oben in den Lüften wiegten sich in Frühlingsluft die Lerchen und sangen ihre ewig schönen Lieder. Weder Sonne noch Mond blieb meinetwegen stehen. Ich fühlte mich schrecklich unglücklich.

Drei oder vier Mal setzte ich mich am Rand des Weges im Schatten einer Hecke nieder, hielt den Kopf in beiden Händen, und überließ mich meinen Gedanken; aber je mehr ich nachdachte, desto größer wurde meine Betrübniß; ich sah Nichts mehr, weder vor noch hinter mir, wie man von Unglücklichen erzählt, die auf dem Meer verloren sind, und die Nichts als Wasser und Himmel sehen und ausrufen:

'S ist aus! . . . jetzt muß ich sterben! . . ."

Das war auch mein Gedanke. Alles Andere existirte für mich nicht mehr.

Endlich, in später Nacht kam ich, ohne zu wissen wie, in's Dorf zurück und befand mich plötzlich hinter unserm Häuschen. In der Ferne, vom andern Ende der Straße, hörte man noch immer schreien und singen. Ich horchte und dachte bei mir:

„Singt nur . . . . schreit nur . . . . Ihr habt ganz Recht. . . es ist ein elend Ding um das Leben! . . ."

Ich trat in's Haus. Die Eltern saßen auf ihren nied-

rigen Schemeln, spannen und flochten. Ich wünschte ihnen guten Abend. Wie der Vater mich sah, rief er:

„Wie blaß du bist, Michel; du bist krank, mein Kind.“

Ich wußte nicht, was antworten; da sagte die Mutter lächelnd:

„Ei! du siehst doch, er hat mit den Andern gezecht und hat sich's Chauvel zu Ehren schmecken lassen.“

In der Bitterkeit meines Herzens antwortete ich:

„Ja, ihr habt Recht, Mutter, ich bin krank . . . ich habe zu viel getrunken! . . . Ihr habt Recht . . . eine so gute Gelegenheit muß man benützen.“

Und der Vater sagte drauf in sanftem Ton:

„Schon gut, mein Sohn, leg dich schlafen, das geht vorüber. Gute Nacht, Michel!“

Ich stieg die Treppe hinauf mit der kleinen Blechlampe in der Hand: ich stieg hinauf ganz niedergedrückt, die Hand auf's Knie gestützt. Oben stellte ich die Lampe auf die Diele und blickte meinen kleinen Bruder Stephan eine Weile an; er schlief so sanft: sein blonder Kopf ruhte auf dem grobleinenen Kissen, sein kleiner Mund war halb offen, seine langen Haare fielen ihm über den Nacken; ich betrachtete ihn und dachte:

„Wie er dem Vater gleicht . . . mein Gott! wie er ihm gleicht!“

Und ich küßte ihn, weinte leise und sagte zu mir:

„Wohlan, jetzt werde ich für dich arbeiten! Da Alles fortgeht und mir Nichts bleibt, so will ich mich für dich plagen; du wirst vielleicht glücklicher sein; die, welche du einst liebst, wird vielleicht nicht fortgehen, und dann leben wir Alle zusammen!“

Dann zog ich mich aus, legte mich neben ihn, dachte die

ganze Nacht über mein Unglück nach und wiederholte mir immer, ich dürfe den Muth nicht verlieren; Niemand dürfe von meiner Liebe zu Margrethen Etwas merken; das wäre eine Schande; ein Mann müsse ein Mann sein; und so fort! Und des andern Morgens ging ich bei guter Zeit ruhig in die Schmiede, entschlossen, fest zu bleiben. Das that mir gut.

An selbigem Tag aber ging's fort mit Gratulationen; es kamen nicht mehr bloß die Baracker, sondern alle angesehenen Männer der Stadt: die Herren Beamten vom Rathhaus, die Herren Schöffen, Assessoren und Syndici; die Herren Secretäre, Schreiber, Rentmeister, Steuereinnehmer und Controleure, die Herren Notare und Inspectoren vom Forst- und Wasserbauamt. . . . Was weiß ich, wer noch?

Alle diese Leute, die man nicht einmal vom Hörensagen kannte, kamen der Reih nach anmarschirt mit ihren Dreimastern, ihren mächtigen Puderperrücken, ihren großen Stöcken mit Elfenbeinknöpfen, ihren Ratinkleidern, ihren seidenen Strümpfen, ihren Busenstreifen und ihren Spitzen; sie kamen in Schaaren, wie die Schwalben im Herbst den Kirchthurm umkreisen, Fräulein Margrethe Chauvel zu begrüßen, die Tochter des von der großen Landvogteiversammlung gewählten Abgeordneten zu den Reichsständen. Sie sahen sehr vergnügt aus, wie wenn unsere Wahlen sie Etwas angegangen hätten. Wie abscheulich! Das ganze Wirthshaus sammt seiner Umgebung duftete von ihren Wohlgerüchen, von Moschus und Vanille. Ich habe später oft gedacht, daß das doch die reinen Kuckuke sind, die sich in's Nest setzen, wenn es gebaut ist, die aber keinen Strohhalm dazu herbeitragen. Ihr ganzes Streben ist darauf gerichtet, aus Allem mühelos Nutzen zu ziehen und durch tiefe Bücklinge sich gute Stellen zu verschaffen. Vor den Wahlen hätten sie uns nicht guten Morgen, noch guten Abend

gesagt; jetzt aber boten sie uns ihre Dienste an, da sie sich wohl dachten, Chauvel werde in Versailles im Stande sein, sie ihnen doppelt und dreifach heimzugeben. O! die Lumpen! wenn ich sie nur sah, wurde mir's ganz anders.

Während Meister Hans, Margrethe und Mutter Kathrine die feine Welt empfingen, sahen Valentin und ich von der Schmiede gegenüber durch die offenen Fenster alle ihre Firlefanzereien mit an. Valentin wurde ganz gelb vor Wuth und sagte:

„Guck, jetzt macht der Herr Syndicus So und So, oder der Herr Forstinspector So und So seine Verbeugung . . . schau sein Gesicht, das ist die feine Art zu grüßen. Jetzt nimmt er sein Prischen Makuba auf den Daumen; jetzt klopft er den Tabak mit der Nagelspitze vom Busenstreif ab; das hat er bei seiner Eminenz dem Herrn Cardinal gelernt; es ist aber auch in einer Kneipe gut; das schmeichelt der Fräulein Tochter des Herrn Abgeordneten Chauvel. Eben dreht er sich auf dem Absatz herum, um der übrigen Gesellschaft sein Compliment zu machen."

Valentin lachte, ich aber hämmerte auf den Ambos los, ohne hin zu sehen, ich erstickte vor Zorn. Damals wurde mir der Abstand zwischen Margrethe und mir erst recht klar; die Baracker hätten sich ja täuschen können über die Bedeutung eines Abgeordneten zu den Reichsständen; aber diese Leute mußten es wissen, sie machten gewiß ihre Bücklinge und ihre Gratulationen nicht umsonst. Margrethe hatte nur zu wählen! Und bei längerer Ueberlegung fand ich selbst, daß sie unrecht thun würde, einen Schmiedegesellen statt den Sohn eines Raths oder eines Syndicus zu nehmen; ja, das schien mir ganz natürlich und machte mich um so unglücklicher.

Kurz, ich mußte dieses Schauspiel bis Nachmittags fünf Uhr mit ansehen.

Margrethe sollte noch diese Nacht mit dem Pariser Postwagen abreisen. Meister Hans lieh ihr seinen Koffer; es war ein großer mit Kuhleder überzogener Kasten, den er von seinem Schwiegervater, Didier Ramel, geerbt hatte; seit dreißig Jahren hatte er auf dem Boden herum gestanden, und mich hatte Meister Hans beauftragt, die Ecken mit Sturz zu beschlagen, um ihm mehr Halt zu geben. Während des ganzen Tages war mir wohl zwanzig Mal der Gedanke gekommen, ihn auf einen Streich zusammenzuschlagen; wenn ich aber dran dachte, daß die Arbeit für Margrethe, und daß es wahrscheinlich der letzte Dienst sei, den ich ihr erweisen konnte, so füllten sich meine Augen mit Thränen, und ich setzte die Arbeit mit einer Liebe fort, wie man sie nach dem zwanzigsten Jahre nicht mehr hat; sie wurde gar nicht fertig; immer gab es noch Etwas zu feilen, oder ein Scharnier besser anzuschlagen. Endlich aber, einige Minuten vor fünf Uhr, sah ich Nichts mehr daran zu machen; das Schloß ging gut, der Bügel des Vorlegeschlosses schnappte von selbst zu, Alles war solid.

Margrethe war eben weggegangen; ich hatte sie in ihr Haus treten sehen. Ich sagte zu Valentin, ich sei müd und er solle mir den Gefallen thun, den Koffer zu Chauvel's zu tragen. Er nahm ihn auf die Schulter und machte sich sofort auf den Weg. Ich war so niedergebeugt, daß ich nicht den Muth hatte hinzugehen und noch einmal mit Margrethen allein zu sein; ich fühlte, daß meine Verzweiflung zum Ausbruch kommen würde. Ich zog also meine Jacke an und ging in die Wirthschaft. Die Andern waren, Gott sei Dank, alle schon fort. Meister Hans, mit stark geröthetem Gesicht und glänzenden Augen, verkündete den Ruhm der „Drei Tauben“; mit aufgeblasenen Backen versicherte er, eine solche Ehre sei noch keinem andern Wirthshaus widerfahren, und Frau Kathrine dachte wie er.

Nicola deckte den Tisch.

Als Meister Hans mich sah, sagte er, Margreth habe schon zu Nacht gegessen, packe jetzt schnell ihre Sachen und suche die Bücher aus, die sie ihrem Vater mitbringen müsse. Er fragte mich, wie es mit dem Koffer stehe; ich antwortete er sei fertig und Valentin habe ihn zu Chauvel's getragen.

Im selben Augenblick trat Valentin ein; man setzte sich und aß zu Nacht.

Ich kam auf den Gedanken, noch vor acht Uhr fortzugehen, ohne Jemand was zu sagen. Wozu sollte ich noch viel Umstände machen, da doch Alles aus war und mir keine Hoffnung blieb? Ich dachte:

„Wenn sie fort ist, wird Meister Hans dem alten Chauvel schreiben, daß ich krank gewesen sei, falls dieser sich darum kümmert; und wenn nicht, um so besser!“

Das war also mein Gedanke. Sobald das Nachtessen vorüber war, stand ich ruhig auf und ging. Es war schon dunkel; in der obern Kammer in Chauvel's Hause brannte eine Lampe. Ich blieb ein paar Minuten stehen, und schaute hinauf, und als ich plötzlich Margrethe an das Fenster kommen sah, lief ich eilends davon; aber im Augenblick, da ich um die Ecke ihres Gartens biege, höre ich sie rufen:

„Michel! Michel!“

— Ich stand still, wie wenn mir das Kamin auf den Kopf gefallen wäre.

„Was willst du, Margreth?“ antwortete ich und fühlte dabei mein Herz klopfen, als ob es mir die Brust zersprengen wollte.

„So komm doch herauf,“ erwiederte sie, „ich wollte dich eben holen, ich habe etwas mit dir zu reden!“

Da ging ich hinauf, leichenblaß, und fand sie in der

oberen Kammer vor dem offenen Schranke. Sie hatte den Koffer gepackt und sagte lächelnd zu mir:

„Gelt, ich habe mich getummelt? Die Bücher sind unten, die Wäsche darüber, und ganz oben drauf meine zwei Kleider. Ich habe nichts mehr hinein zu thun . . . Ich besinne mich immer, aber . . .“

Und als ich vor lauter Verwirrung keine Antwort gab, fuhr sie fort:

„Hör, jetzt muß ich dir das Haus zeigen, denn du sollst es hüten, komm!“

Sie nahm mich bei der Hand und wir traten zusammen in das hintere Stübchen über der Küche; sie benützten es als Obstkammer, aber es war kein Obst mehr da, blos Ständer um welches drauf zu legen.

„Hier,“ sagte sie, „legst du die Aepfel und Birnen aus dem Garten hin. Wir haben nicht viel, desto sparsamer muß man damit sein. Weißt du?“

„Ja, Margreth,“ antwortete ich mit einem zärtlichen Blick.

Dann gingen wir die Treppe hinab. Sie zeigte mir die untere Stube, wo ihr Vater schlief, ihren kleinen Keller und die Küche die auf den Garten hinausging; dann empfahl sie mir ihre Rosenstöcke und sagte, das sei die Hauptsache, und sie würde mir's recht übel nehmen, wenn ich die nicht gut pflegte. Ich dachte: „sie sollen gut gepflegt werden, aber was hilft das, wenn du fortgehst?“ Und doch fühlte ich einen schwachen Hoffnungsstrahl in mein Herz schleichen; meine Augen wurden trüb, und wie ich mich so allein mit ihr stehen und mit ihr plaudern sah, rief mir eine innere Stimme zu:

„Gott, mein Gott, ist es denn möglich, daß Alles aus ist?“

Nachdem wir in die untere Stube zurückgekehrt waren,

zeigte mir Margreth die Bücher ihres Vaters, die wohlgeordnet in Fächern zwischen den zwei kleinen Fenstern aufgestellt waren und sagte:

„So lang wir fort sind, kannst du dir recht oft Bücher holen und tüchtig lernen; wenn man nichts gelernt hat, ist man nichts."

So machte sie fort, ohne daß ich Antwort gab; es rührte mich, daß sie dachte, ich sollte etwas lernen, eine Sache, auf die ich auch den größten Werth legte. Ich dachte:

„Sie liebt mich doch! . . . ja sie liebt mich . . . Ach! wie glücklich wären wir gewesen."

Nachdem sie die Lampe auf den Tisch gestellt hatte, gab sie mir ihren Hausschlüssel und empfahl mir, auch von Zeit zu Zeit zu lüften, wegen der Feuchtigkeit.

„Wenn wir wiederkommen, Michel, ist hoffentlich Alles in Ordnung," sagte sie im Hinausgehen.

Wie ich hörte, daß sie wiederkommen wollten, rief ich:

„Ihr kommt also wieder, Margreth, Ihr geht nicht für immer fort?"

Meine Stimme erzitterte, ich war ganz erschüttert.

„Wie so — wiederkommen?" versetzte sie und sah mich ganz erstaunt an; „was meinst du denn, daß wir machen sollen, dummer Bub? Glaubst du denn, daß wir dort in Versailles ein Vermögen erwerben werden?"

Sie lachte:

„Gewiß kommen wir wieder, und zwar ärmer, als wir fortgehen, was sonst? Wir kommen und treiben unser Geschäft wieder, wenn die Rechte des Volks beschlossen sind. Wir kommen vielleicht noch dieses Jahr, oder spätestens im nächsten Jahr."

„Ach!" rief ich aus, „ich dachte, du kommest nicht wieder!"

Und, ohne mich länger halten zu können, fing ich an zu schluchzen, aber zu schluchzen wie ein Kind. Ich hatte mich auf den Koffer gesetzt, mit gesenktem Haupt, und dankte Gott und schämte mich doch ein wenig, daß ich mein Sach heraus gesagt hatte. Margrethe sagte nichts. Das dauerte mehrere Minuten, denn ich konnte mich nicht fassen. Plötzlich fühlte ich, wie sie ihre Hand auf meine Schulter legte. Ich stand auf. Sie sah blaß aus und ihre schönen schwarzen Augen glänzten.

„Sei fleißig, Michel," sagte sie sanft, indem sie nochmals auf die kleine Bibliothek hinwies, „mein Vater wird dich lieb haben!"

Dann nahm sie die Lampe und ging hinaus. Ich hob den Koffer auf die Schulter wie eine Feder und folgte ihr in die Hausflur. Ich hätte wohl reden mögen, aber ich wußte nicht, was ich sagen sollte.

Einmal draußen, schloß ich die Thüre zu und steckte den Schlüssel in meine Tasche. Der Mond glänzte am Sternenhimmel. Da rief ich, den Kopf aufrichtend:

„Ach, welch' schöne Nacht, Margrethe! Ich danke Gott, daß er dir eine so schöne Nacht zur Reise gibt. Du wirst eine gute Fahrt haben."

Ich war wieder ruhig geworden; sie schien ernster und sagte mir, als wir in das Gasthaus traten:

„Vergiß Nichts von dem, was du mir versprochen hast!"

Der Postwagen sollte gegen zehn Uhr durch Pfalzburg kommen, es war also hohe Zeit sich auf den Weg zu machen. Das ganze Haus umarmte Margreth, außer Meister Hans und mir, da wir sie nach der Stadt bringen sollten; dann ging es hinaus in die schöne Mondnacht. Mutter Kathrine und Nicola riefen ihr unter der Thür nach:

„Glückliche Reise . . . Margreth! Komm' bald wieder."

Sie antwortete:

„Ja! . . . und hoffentlich sehen wir uns Alle gesund wieder!"

Ich hatte den Koffer wieder aufgenommen und wir gingen auf der Chaussee die Pappelallee entlang, die auf's Glacis führt. Margreth ging neben mir. Zwei oder drei Mal fing sie an:

„Der Koffer ist gewiß recht schwer, Michel?"

Und ich antwortete:

„O nein . . . das ist Nichts, Margreth!"

Wir mußten uns beeilen, und beschleunigten daher unsern Schritt. Als wir unten am Glacis ankamen, rief Meister Hans:

„Jetzt sind wir bald da!"

Es schlug gerade halb Zehn; wenige Minuten darauf hatten wir das französische Thor hinter uns. Die Postkutsche hielt damals am Ende der Straße, wo jetzt der Lutz wohnt. Wir liefen rasch und hatten etwa den vierten Theil der Straße zurückgelegt, als wir den Wagen über den Exercierplatz rollen hörten.

„Wir kommen gerade recht," sagte Meister Hans.

Und wie wir um Fouquet's Eck bogen, sahen wir die Laterne des Postwagens von der Kirchgasse her auf uns zukommen. Wir traten in die Halle, wo wir zum größten Glück den alten Juden Schmuhle trafen, der nach Metz reiste.

Fast unmittelbar darauf hielt der Wagen. Es waren mehrere Plätze frei. Meister Hans umarmte Margrethe; ich hatte den Koffer niedergesetzt, wagte aber nicht vorzutreten.

„So komm doch her," sagte sie zu mir und hielt mir die Wange hin.

Ich küßte sie, während sie mir in's Ohr flüsterte:

„Sei recht fleißig, Michel, sei fleißig!"

Schmuhle hatte bereits seinen Eckplatz eingenommen; Meister Hans hob Margrethe in den Wagen und sagte zu ihm:

„Sorgt gut für sie, Schmuhle; ich empfehle sie Euch!"

„Seid ruhig," antwortete der alte Jude; „die Tochter unseres Abgeordneten ist gut aufgehoben; verlaßt Euch auf mich!"

Ich war froh, daß Margrethe mit einem alten Bekannten reiste. Sie lehnte sich zum Fenster heraus und gab mir die Hand. Der Conducteur war in die Expedition gegangen, um zu sehen, ob die Plätze bezahlt seien; dann stieg er wieder auf seinen Sitz und rief:

„Vorwärts!"

Und die Pferde zogen an, während wir Alle zusammen riefen:

„Leb' wohl . . . leb' wohl . . . Margreth! . . . Leb' wohl, Michel! . . . lebt wohl, Meister Hans!"

Der Wagen fuhr vor uns her; er ging durch das französische Thor; wir folgten ihm, in Gedanken versunken. Draußen bei der Vorwache hörten wir schon Nichts mehr, als die Schellen der Pferde, die in der Ferne auf der Saarburger Straße dahin gallopirten.

Meister Hans sagte:

„Morgen um acht Uhr sind sie in Metz; Chauvel wird dort sein, um Margrethen in Empfang zu nehmen, und in fünf oder sechs Tagen sind sie in Versailles."

Ich sprach kein Wort.

Als wir unser Dorf wieder erreicht hatten, ging ich schnurstracks nach Hause, wo schon Alles im Frieden des Herrn schlief. Ich kletterte die Leiter hinauf, und diese

Nacht hatte ich nicht wieder so böse Träume, wie die vorhergehende.

XVII.

Nach Margrethen's Abreise wurde Alles für einige Tage wieder still. Das Wetter hatte sich zum Regen gewendet. Wir hatten viel zu thun, und des Abends benutzte ich die letzten Stunden zum Lernen in Chauvel's Bibliothek. Sie war voll guter Bücher: Montesquieu, Voltaire, Buffon, Jean-Jacques Rousseau; alle die großen Schriftsteller, von denen ich seit zehn Jahren hatte sprechen hören, waren da; die dicken Bände standen der Reihe nach unten auf dem Boden, die andern oben in Fächern! wie ich da die Augen aufriß, wenn ich zufällig auf eine Stelle stieß, die ich verstand, und wie glücklich ich war, als ich das erstemal einen von den dicken Bänden unten aufmachte: das „encyclopädische Wörterbuch“ von d'Alembert und Diderot, und die schöne alphabetische Anordnung begriff, wo ein Jeder findet, was er je nach Bedürfniß oder Beruf zu wissen wünscht.

Das schien mir vortrefflich; sofort schlug ich den Artikel „Schmiede“ nach, worin ich die ganze Geschichte unseres Handwerks erzählt fand, von Tubalcain in der Bibel bis auf unsere Tage, und die Beschreibung der Art und Weise, wie man das Eisen aus den Bergwerken gewinnt, wie man es schmilzt, härtet, schmiedet und bearbeitet, bis in die kleinsten Einzelheiten. Ich konnte fast nicht mehr vor Erstaunen; und als ich am andern Morgen Einiges davon dem Meister Hans mittheilte, war er selbst voller Verwunderung. Er meinte, wir jungen Leute hätten viel mehr Gelegenheit, etwas zu lernen, zu seiner Zeit habe es solche Bücher noch gar nicht gegeben, oder seien sie

zu theuer gewesen; auch Valentin bekam offenbar mehr Respect vor mir.

Anfangs Mai, ich meine es war am neunten oder am zehnten, erhielten wir einen Brief von Chauvel, in welchem uns derselbe ihre Ankunft in Versailles anzeigte und sagte, daß sie bei einem Schuster in der Rue St. François wohnten, um fünfzehn Franken monatlich. Die Reichsstände waren eben eröffnet worden, er hatte keine Zeit, ausführlicher an uns zu schreiben, und bemerkte bloß am Ende: „ich hoffe, Michel wird sich nicht geniren, meine Bücher mit nach Hause zu nehmen. Er soll sich ihrer nur bedienen, soll aber Acht darauf geben, denn seine Freunde muß man immer in Ehren halten, und das da sind unsere besten Freunde.“ Ich wollte, ich hätte diesen Brief wieder, den ersten von allen, aber Gott weiß, wo er hingekommen ist. Meister Hans hatte die üble Gewohnheit, seine Briefe herum zu zeigen und sie Jedermann zu leihen, so daß drei Viertel davon verloren gingen.

Aus dem, was Chauvel sagte, entnahm ich, daß Margreth mit ihrem Vater von unserer Unterredung gesprochen hatte, und daß er sie billigte. Die Freude darüber erhöhte meine Zärtlichkeit und meinen Muth, und von dem Tag an nahm ich jeden Abend einen Band der Encyclopädie mit nach Hause und las Artikel für Artikel bis ein und zwei Uhr Morgens. Die Mutter machte zwar bissige Bemerkungen über die große Oelverschwendung, ich ließ sie aber schwätzen, und wenn wir dann allein waren, sagte der Vater:

„Lerne du nur recht, mein Sohn; suche ein Mann zu werden; denn wer nichts kann, ist zu elend dran; er arbeitet immer für Andere. Es ist ganz recht so! ... Du brauchst nicht auf deine Mutter zu hören.“

Und ich hörte auch nicht auf sie, denn ich wußte sehr

wohl, daß sie zuerst dabei wäre, von dem, was ich gelernt, Nutzen zu ziehen.

Um diese Zeit wurde der Herr Pfarrer Christoph und eine Anzahl Lützelburger krank. Die Austrocknung der Steinbachsümpfe hatte das Fieber im ganzen Thal erzeugt; man sah nichts als Kranke, die sich kaum fortschleppen konnten und mit den Zähnen klapperten.

Meister Hans und ich besuchten den Pfarrer jeden Sonntag. Dieser kräftige Mann war nur noch Haut und Knochen, und wir dachten nie, daß er davon kommen könne.

Zum guten Glück schickte man nach dem alten Freydinger in Diemeringen, der das rechte Mittel gegen das Sumpffieber kannte: Petersiliensamen in Wasser abgekocht; damit kurirte er das halbe Dorf, auch der Herr Pfarrer Christoph erholte sich schließlich ganz langsam.

Ich erinnere mich, daß man im Monat Mai im ganzen Lande von Nichts sprach, als von Räuberbanden, die Paris verheerten. Alle Baracker und die übrigen Gebirgsbewohner wollten schon mit Sensen und Mistgabeln dem Gesindel entgegenziehen, von dem es hieß, daß es auch das Land heimsuchen, die Felder verwüsten und die Ernten verbrennen wolle. Aber man erfuhr bald, daß die Räuber im Fauburg Saint Antoine bei einem Tapeten-Fabrikanten Namens Réveillon niedergemacht worden seien; und der Schrecken legte sich für eine Weile. Später kam die Furcht vor Räubern wieder viel stärker, und ein Jeder suchte sich Pulver und Gewehr zu verschaffen, um sich gegen sie vertheidigen zu können, wenn sie kämen. Natürlich beunruhigten uns diese Gerüchte um so mehr, als wir während fast zweier Monate ohne alle anderen Nachrichten waren, als die in den Zeitungen standen. Endlich jedoch, Gott sei Dank, erhielten wir einen zweiten Brief von Chauvel, und

den habe ich noch, da ich ihn aus Vorsicht selbst abschrieb, denn das Original machte die Runde in der Umgegend und war nicht wieder zu bekommen. Ein Pack Zeitungen, alte und neue, kam mit dem Brief.

Am selben Tage besuchte uns der Pfarrer Christoph mit seinem Bruder, dem langen Materne, demselben, der sich im Jahr 1814 mit Hullin gegen die Alliirten schlug.

Der Pfarrer hatte das Fieber nicht mehr; er fühlte sich fast wieder wohl und aß bei uns zu Mittag, mit seinem Bruder. In ihrer Gegenwart las ich den Brief vor; auch Frau Kathrine, Nicola und zwei oder drei Notabeln waren dabei, voller Verwunderung, daß Chauvel, der als ein sehr verständiger und vorsichtiger Mann bekannt war, sich eine so derbe Sprache erlaubte.

Kurz, hier ist sein Brief; ein Jeder wird daraus entnehmen, was in Paris vorging, und wessen man sich vom Adel und von der Geistlichkeit zu versehen gehabt hätte, wenn sie Meister geblieben wären:

An Hans Leroux, Schmiedmeister in den Baracken am Eichwald bei Pfalzburg.

Den 1. Juli 1789.

Ihr müßt einen Brief vom 6. Mai d. J. erhalten haben, worin ich Euch unsre Ankunft in Versailles anzeigte. Ich sagte Euch, daß wir für fünfzehn Francs monatlich eine passende Wohnung gefunden haben beim Schuster Anton Pichot, Rue St. François, im Quartier St. Louis, alte Stadt. Wir wohnen immer noch am gleichen Ort, und wenn Ihr uns Etwas zu schreiben habt, so ist die Hauptsache, die Adresse genau anzugeben.

Ich möchte wissen, wie die Ernteaussichten heuer bei Euch

sind. Meister Hans und Michel sollen mir darüber schreiben. Hier haben wir die ganze Zeit stürmisches Wetter und starke Regengüsse gehabt; nur hier und da einmal einen Sonnenblick. Man fürchtet, es gebe ein schlechtes Jahr; was haltet Ihr davon? — Margreth möchte gern wissen, wie es in unsrem Gärtchen aussieht und vor Allem, was ihre Blumen machen; meldet es.

Wir leben in dieser Stadt wie Fremde. Zwei meiner Collegen, der Pfarrer Jakob von Maisoncelle bei Nemours und Peter Gerard, Syndikus von Vic, Bezirks Toul, wohnen mit uns in demselben Hause; sie unten und wir ganz oben mit einem kleinen Balkon ins Gäßchen hinaus. Margreth besorgt den Einkauf für uns und die Küche. Alles geht gut. Abends im Zimmer des Pfarrers tauschen wir unsere Gedanken aus; ich nehme meine Prise, Gerard raucht seine Pfeife, und schließlich verständigen wir uns immer mehr oder weniger.

Soviel von uns selbst; jetzt zu den Angelegenheiten der Nation.

Es ist meine Pflicht, Euch über Alles, was vorgeht, auf dem Laufenden zu halten; aber seit unserer Ankunft haben wir so viel Verdruß, so viele Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten gehabt, die beiden ersten Stände, vor Allem der Adelstand, haben uns so viel bösen Willen gezeigt, daß ich selbst nicht wußte, wo das hinaus wollte. Von einem Tag zum andern wechselten die Anschauungen; erst hatte man Vertrauen und dann verzweifelte man. Es hat vieler Geduld und Selbstbeherrschung bedurft, um diese Leute zur Vernunft zu bringen; sie haben's dreimal drauf ankommen lassen, und erst als sie sahen, daß wir im Begriff standen, sie laufen zu lassen und die Verfassung ohne sie zu machen, haben sie sich endlich entschlossen, an der Versammlung theilzunehmen und mit uns zu berathen.

Ich konnte Euch also nichts Bestimmtes mittheilen, aber heute ist das Spiel gewonnen, und wir wollen jetzt Alles von Anfang an im Einzelnen durchgehen.

Leset den Brief auch den Notabeln vor, denn ich bin nicht für mich allein hier, sondern für Alle; und es wäre schlecht von mir, wenn ich nicht denen, die mich hieher geschickt haben, über ihre eigenen Angelegenheiten Bericht erstatten wollte. Da ich mir Tag für Tag meine Notizen machte, werde ich nichts vergessen.

Als wir am 30. April mit drei andern Abgeordneten unsers Bezirks ankamen, stiegen wir ihm „Fürstenhof" ab, der gesteckt voll war. Ich will Euch nicht erzählen, was eine Tasse Caffe oder Bouillon kostet, es ist schauderhaft. All das Volk, Kellner und Wirthe, sind Bediente von Vater auf Sohn; das lebt vom Adel, und der lebt vom Volk, ohne sich um dessen Leiden zu kümmern. Eine Tasse Bouillon, die bei uns zwei Heller kostet, kostet hier den Tagelohn eines Arbeiters in den Baracken; und das ist so selbstverständlich, daß derjenige, der sich die geringste Bemerkung darüber erlaubt, für einen Lumpen gilt; die Anderen schauen ihn verächtlich an; es gehört zum guten Ton, sich von dieser Sorte Leute bestehlen und ausplündern zu lassen.

Ihr könnt Euch denken, daß mir das nicht paßte; wenn man fünf und dreißig Jahre lang sein Brot ehrlich und im Schweiße seines Angesichts verdient hat, so weiß man, was das Sach werth ist, und ich habe mich nicht genirt, den dicken Geschäftsführer in seinem schwarzen Frack kommen zu lassen und ihm meine Meinung über seine Rechnung zu sagen. Es war das erste Mal, daß er solche Complimente zu hören bekam. Der Spitzbube that, als wollte er mich mit Verachtung strafen, ich habe ihm aber die Verachtung mit Zinsen heim=

gegeben. Wäre ich nicht Abgeordneter gewesen, so hätte man mich hinausgeworfen; glücklicher Weise flößt diese Eigenschaft den Leuten Respect ein. Am folgenden Tag ließ ich mir von meinem Collegen Gerard sagen, das ganze Gesinde des Hotels habe sich über mich entsetzt, worüber ich herzlich lachen mußte. Der Gruß und das Grinsen eines Bedienten sind denn doch nicht so viel werth als die Arbeit eines ehrlichen Mannes!

Ich habe Euch dies absichtlich zuerst erzählt, um Euch zu zeigen, mit welcher Sorte von Leuten wir zu thun haben.

Endlich, am Tag nach unserer Ankunft, nachdem ich in der ganzen Stadt umhergelaufen war, miethete ich unsere jetzige Wohnung und ließ mein Gepäck hinschaffen. Das war ein guter Fund; die beiden Collegen, deren Namen ich Euch genannt habe, kamen gleich hinter mir drein. Wir sind dort ganz unter uns und leben so billig wie möglich.

Am dritten Mai, am Tage der Vorstellung bei Hofe, da hättet Ihr Versailles sehen sollen; halb Paris drängte sich in den Straßen, und am folgenden Tage, bei der Heiligengeistmesse, war es noch ärger: bis oben auf den Dächern sah man Leute.

Aber vor Allem muß ich Euch von der Vorstellung erzählen.

Der König und die Königin wohnen in dem Schloß von Versailles, auf einem Hügel, etwa wie der Mittelbronner, zwischen der Stadt und den Gärten. Herwärts vom Schlosse senkt sich ein Hof sanft herab; zu beiden Seiten des Hofes, zur Rechten und zur Linken, erheben sich große Gebäude, in denen die Minister wohnen; im Hintergrunde steht das Schloß. Das Alles sieht man auf eine Stunde weit, wenn man auf der Straße von Paris her kommt, die vier oder fünf Mal so breit, wie unsere Landstraßen und mit schönen Bäumen ein-

gefaßt ist. Vorn ist der Hof durch ein mindestens sechzig Klafter langes eisernes Geländer abgeschlossen. Hinter'm Schloß dehnen sich die Gärten aus, die mit Springbrunnen, Statuen und anderem derartigem Zierrath angefüllt sind. Wie viele Tausende von Menschen haben im Land herum im Elend sterben, und Abgaben, Salzsteuer, Zehnten u. s. w. zahlen müssen, um diesen Palast aufzuführen! Da haben nachher die Adeligen und die Lakaien gut drin wohnen. Der Luxus ist nothwendig, wie man sagt, damit das Geschäft geht, und um in Versailles Luxus zu haben, müssen drei Viertel von Frankreich seit hundert Jahren schnarrmaulen! . . .

Wir waren von der Vorstellung benachrichtigt durch öffentliche Anschläge und kleine Broschüren, die in Masse hier verkauft werden; die Leute nehmen Einen beim Kragen bis man ihnen was abnimmt.

Mehrere Abgeordnete des dritten Standes vermerkten es übel, daß wir nur durch Anschläge benachrichtigt wurden, während man den Mitgliedern der beiden ersten Stände eine directe Anzeige zugehen ließ. Ich nahm die Sache nicht so genau und machte mich gegen Mittag mit meinen beiden Collegen auf den Weg nach dem kleinen Festsaal. In diesem kleinen Festsaale kommen die Reichsstände zusammen; er steht außerhalb des Schlosses an der großen Pariser Allee, auf dem Platze, wo sich früher die zum Magazin der kleinen Feste Sr. Majestät des Königs gehörigen Ateliers befanden. Was kleine und große Feste des Königs sind, davon versteh ich nichts, aber der Saal ist sehr schön. Zwei andere stoßen an denselben an, und sind der eine für die Berathungen der Geistlichkeit bestimmt, der andere für die des Adels.

Wir zogen vom kleinen Festsaal in Prozession aus; umgeben von einer Menge Volks, welche rief: „Es lebe der

dritte Stand!“ Man sah, daß diese wackeren Leute begriffen, daß wir ihre Vertreter sind, namentlich die Masse Pariser, die Tags zuvor angekommen waren.

Das Gitterthor vor dem Schloß war von Schweizern bewacht; sie hielten die Menge zurück und ließen uns eintreten. Wir kamen also in den Hof und dann in das Schloß, wo wir eine Treppe hinaufstiegen, deren Stufen mit Teppichen bedeckt und deren gewölbte Decken mit goldenen Lilien besäet waren. An den Geländern standen reichgekleidete, von Stickereien strotzende Lakaien. Nach meiner Schätzung mögen's wohl zehn auf jeder Seite bis oben hinauf gewesen sein.

Im ersten Stock angelangt, traten wir in einen Saal, so schön, groß und reich, daß es nicht zum sagen ist; ich hielt das für den Thronsaal: es war das Vorzimmer.

Endlich, nach ungefähr einer Viertelstunde, öffnete sich eine Thüre gegenüber, und durch diese, Meister Hans, traten wir in den wirklichen Empfangssaal mit prachtvoller gewölbter Decke, schwerem Gesims und wunderbaren Malereien. Wir gingen darin fast verloren, aber ringsum standen die königlichen Garden mit gezogenem Säbel. Plötzlich ertönte von links her durch die Stille der Ruf:

„Der König . . . der König! . . .“

Das kam immer näher: und der Ceremonienmeister, der jetzt zuerst hereintrat, wiederholte selber:

„Meine Herren, der König!“

Ihr werdet sagen, Meister Hans, das sei nichts als eine Komödie. Ohne Zweifel! Aber man muß zugeben, daß sie sehr darnach angethan ist, den Hochmuth derer, die man die Großen nennt, anzufachen, und diejenigen mit Ehrfurcht zu durchdringen, die man als Kleine betrachtet. Der Oberceremonienmeister, Marquis de Brezé, sah in seiner Gala=

uniform neben uns armen Abgeordneten des dritten Standes in Frack und kurzen Hosen von schwarzem Tuch, wie ein Wesen höherer Art aus, und seine Miene ließ deutlich genug erkennen, daß er selbst so dachte. Er näherte sich unserem Senior mit einer Verbeugung, und fast im selben Augenblick kam der König und schritt allein quer durch den Saal. Man hatte in der Mitte einen Lehnsessel für ihn hingestellt, aber er blieb stehen, den Hut unter'm Arm. Darauf gab der Herr Marquis unserem Senior ein Zeichen, heranzutreten; er stellte ihn vor, dann einen andern und so ging es weiter nach Landvogteien. Man sagte ihm den Namen der Landvogtei, er wiederholte ihn und der König sagte nichts.

Am Ende jedoch sagte er uns, es mache ihn sehr glücklich, die Abgeordneten des dritten Standes zu sehen. Er spricht langsam und gut. — Es ist ein sehr starker Mann mit vollem Gesicht, dicken Lippen, dicker Nase und Kinn, und zurückgebogener Stirn. — Dann ging er fort, und auch wir verließen wieder den Saal durch eine andere Thür. Das nennt man eine Vorstellung.

Zu Hause angekommen, legte ich schleunigst Frack, Hose, Schnallenschuhe und Hut ab. Der alte Gerard kam herauf, dann auch der Pfarrer. Der Tag war für uns verloren; aber Margreth hatte einen Hammelsschlegel mit Knoblauch für uns bereit, den wir mit großem Appetit zur Hälfte verzehrten. Wir tranken dazu einen Krug Apfelmost und sprachen von unsern Angelegenheiten. Gerard und eine Menge anderer Abgeordneten waren mit der Vorstellung unzufrieden und sagten, sie hätte mit den drei Ständen zusammen vorgenommen werden sollen. Sie meinten, wir könnten daraus von vornherein abnehmen, daß der Hof die Trennung der Stände wolle. Einige meinten, die Schuld liege nur am Ceremonienmeister.

Ich dachte bei mir: wir wollen sehen; wenn der Hof gegen das Abstimmen nach Köpfen ist, wird man schon Rath schaffen; wir sind gewarnt!

Am folgenden Tage läuteten die Glocken in aller Früh, und auf den Straßen ertönten Jubelrufe und endloses Geschrei: es war der Tag der Heiligengeistmesse, um den Segen des Herrn auf die Reichsstände herabzuflehen.

Alle drei Stände versammelten sich in der Notredame-Kirche, wo das Veni Creator gesungen wurde. Nach dieser wegen der schönen Stimmen und der schönen Musik sehr anziehenden Feier begab man sich in Procession nach der Kirche des h. Ludwig. Wir kamen zuerst, dann der Adel und zuletzt die Geistlichkeit; die dem Hochwürdigsten voranschritt. Die Straßen waren mit den Teppichen der Krone behangen und die Menge schrie:

„Es lebe der dritte Stand!"

Das war das erste Mal, daß das Volk sich nicht für die schönen Kleider erklärt hat, denn wir sahen aus wie die Raben neben diesen Pfauen mit ihren aufgestülpten Federhütchen, ihren auf allen Näthen goldbetreßten Fräcken, ihren runden Waden, dem eingestemmten Arm und dem Degen an der Seite. Der König, die Königin, umgeben von ihrem Hof, beschlossen den Zug. Hie und da hörte man: „Es lebe der König! es lebe der Herzog von Orleans!" zusammen rufen. Man läutete mit allen Glocken.

Dieses Volk hat Verstand; nicht ein Dummkopf unter so viel tausend Seelen rief: — „Es lebe der Graf Artois, die Königin oder die Bischöfe!" — Und sie waren doch so schön!

In der Kirche des h. Ludwig begann die Messe; sodann hielt der Bischof von Nancy, Herr de la Fare, eine lange Predigt gegen den Luxus des Hofes; dieselbe, die alle Bischöfe

seit Jahrhunderten halten, ohne eine Tresse von ihren Bischofsmützen, ihren Meßgewändern oder ihren Baldachinen abzuschneiden.

Diese Feierlichkeit dauerte bis Nachmittags vier Uhr. Jeder dachte, es sei nun genug, und man werde endlich erleben, daß es an die Berathung unserer Angelegenheiten gehe; aber so weit waren wir noch nicht, denn am folgenden Tag, am 5. Mai, wurde die Eröffnung der Reichsstände auch noch als Ceremonie behandelt. Diese Leute leben nur von Ceremonien, oder um die Sache beim rechten Namen zu nennen, von Komödien.

Am folgenden Tage versammelten sich also alle Reichsstände in unserm Saal, den man den Saal der drei Stände nennt. Er wird von oben durch eine runde, mit weißer Seide garnirte Oeffnung erleuchtet und hat Säulen auf beiden Seiten. Im Hintergrund erhob sich ein Thron unter einem prachtvollen mit goldenen Lilien besäten Thronhimmel.

Der Marquis de Brezé und seine Ceremonienmeister wiesen den Deputirten ihre Sitze an. Ihre Arbeit begann gegen neun Uhr und dauerte bis halb ein Uhr: man rief uns auf, gab uns das Geleite und bat uns, Platz zu nehmen. Zu gleicher Zeit begaben sich die Staatsräthe, Minister und Staatssecretäre, die Gouverneure und Statthalter der Provinzen an ihre Plätze. Ein langer Tisch mit grünem Teppich unten vor der Estrade war für die Staatssecretäre bestimmt; an dem einen Ende befand sich Necker, am andern Herr de St. Priest. Wollte ich alle Einzelheiten erzählen, so würde ich nie fertig.

Die Geistlichkeit saß rechts vom Throne, der Adel zur Linken und wir gegenüber. Vertreter der Geistlichkeit waren es 291, des Adels 270 und wir 578. Es fehlten noch einige

von uns, weil die Wahlen von Paris nicht vor dem neunzehnten beendigt waren; aber das bemerkte man nicht.

Endlich gegen ein Uhr wurde dem König und der Königin gemeldet, daß Alles bereit sei; sie erschienen beinahe augenblicklich, vor und hinter ihnen Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie und der Hofstaat. Der König nahm auf dem Throne Platz, die Königin ihm zur Seite auf einem Lehnstuhl außerhalb des Thronhimmels; die königliche Familie um den Thron herum; die Prinzen, die Minister, die Pairs des Königreichs etwas tiefer, das übrige Gefolge auf den Stufen der Estrade. Die Damen des Hofs im höchsten Putz nahmen die Galerieen neben der Estrade ein; die einfachen Zuschauer befanden sich auf den andern Galerieen zwischen den Säulen.

Der König trug einen runden Hut, dessen Schleife mit Perlen und obendrauf mit einem großen Diamant verziert war, der unter dem Namen Pitt bekannt ist. Ein Jeder saß auf einem Lehnstuhl, einem Stuhl, einer Bank, einem Tabouret, je nach seinem Rang und seiner Würde; denn diese Dinge sind von höchster Wichtigkeit, und davon hängt die Größe einer Nation ab. Ich hätte es nie geglaubt, wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte; Alles ist für solche feierliche Gelegenheiten genau bestimmt; wollte Gott, die eigentlichen Staats-Angelegenheiten wären in gleich guter Ordnung! Aber die Fragen der Etikette gehen Allem vor, und erst nach Verlauf von Jahrhunderten hat man Zeit, sich um die Noth und die Bedürfnisse des Volkes zu kümmern.

Ich wollte, Valentin wäre drei oder vier Stunden lang an meiner Stelle gewesen, er würde Euch den Unterschied zwischen dem einen Hut und dem andern Hut, zwischen dem einen Kleid und dem andern Kleid auseinandersetzen! Was mich am meisten interessirte, war der Augenblick, wo der Herr

Ober=Ceremonienmeister uns das Zeichen gab, aufzupassen, und der König seine Rede zu lesen begann. Alles was ich davon behalten habe, ist: daß er sich freue, uns zu sehen; daß er uns auffordere, uns recht zu verständigen, um Neuerungen zu verhüten, und das Deficit zu bezahlen; daß er uns in dieser Zuversicht zusammenberufen habe; daß man uns den Betrag der Staatsschuld vorlegen werde, und daß er im Voraus überzeugt sei, daß wir Mittel und Wege finden werden, sie zu tilgen, und so den Credit zu befestigen. Das sei sein heißester Wunsch und er habe sein Volk sehr lieb.

Dann setzte er sich und sagte, sein Großsiegelbewahrer werde uns noch genauer mit seinen Absichten bekannt machen. Der ganze Saal rief:

„Es lebe der König!“

Darauf erhob sich der Siegelbewahrer, Herr de Barentin, und sagte, es sei Sr. Majestät erstes Bedürfniß, Wohlthaten zu spenden, die erste Hilfsquelle der Nationen in Zeiten der Noth seien die Tugenden ihrer Fürsten; unser Fürst habe also beschlossen, sein Volk zu beglücken; er habe uns zusammenberufen, um ihn hierin zu unterstützen; das dritte Geschlecht unserer Könige insbesondere habe ein Anrecht auf die Dankbarkeit eines jeden guten Franzosen; es habe die Thronfolgeordnung befestigt und jeden entwürdigenden Unterschied aufgehoben „zwischen den stolzen Nachkommen der Eroberer und der niedrigen Nachkommenschaft der Besiegten!“ aber trotzdem halte es fest am Adel; denn die Liebe zur Ordnung habe Schranken zwischen den Einen und den Andern aufgestellt, die man in einer Monarchie festhalten müsse; er schloß damit, es sei des Königs Wille, daß wir uns morgen versammeln, um unsere Vollmachten schleunigst zu prüfen und uns mit den wichtigen Gegenständen zu beschäftigen, die er uns angedeutet habe, nämlich mit dem Geld.

Darauf setzte sich der Herr Siegelbewahrer, und Herr Necker las uns eine sehr lange Rede über die Staatsschuld vor, die sich auf sechzehnhundert Millionen beläuft und ein jährliches Deficit von 56 150 000 Francs verursacht. Er forderte uns auf, dieses Deficit zu bezahlen; aber er sagte uns kein Wort von der Verfassung, die zu gründen, uns unsere Wähler beauftragt haben.

Nachdem wir voller Verwunderung auseinander gegangen waren, hörten wir noch am selben Abend, daß zwei neue Regimenter, das Königliche Kroaten- und das Burgunder Reiter-Regiment, nebst einem Bataillon Schweizer in Paris eingetroffen, und daß mehrere andere Regimenter unterwegs seien. Diese Nachricht gab uns schrecklich viel zu denken, um so mehr, als man wußte, daß die Königin, der Graf Artois, der Prinz Condé, der Herzog Polignac, der Herzog d'Enghien und der Prinz Conti die Einberufung der Reichsstände nicht gebilligt hatten und befürchteten, wir möchten die Schuld nicht zahlen, wenn man uns nicht etwas nachhelfe. Bei allen andern Sterblichen, ausgenommen bei Prinzen, würde man das Verrath genannt haben! Aber die Namen der Handlungen wechseln je nach der Stellung derjenigen, die sie begehen; bei Prinzen war es einfach ein Staatsstreich, den sie vorbereiteten. Glücklicherweise hatte ich die Pariser schon gesehen und dachte, diese wackeren Leute werden uns nicht im Stiche lassen.

Kurz, an jenem Abend, nach dem Nachtessen, ward es mir und meinen beiden Collegen klar, daß wir uns mehr auf uns selber als auf die andern verlassen müßten, und daß die Ankunft aller dieser Regimenter nichts Gutes für den dritten Stand bedeute.

Am 6. Mai fingen die Dinge an, eine Art zu bekommen; vor dieser Sitzung führten alle Ceremonien, von denen ich

Euch gesprochen habe, und die Reden, die man uns gehalten hatte, zu nichts; aber nun sollt Ihr wirklich etwas Neues sehen.

Den folgenden Morgen um neun Uhr erschienen wir, Gerard, der Pfarrer Jacques und ich, im Saal der Reichsstände. Man hatte die Draperien des Baldachins und die Decke des Thrones entfernt. Der Saal war fast leer; aber die Abgeordneten des dritten Standes erschienen einander nach, die Bänke füllten sich; man plauderte nach rechts und links, man machte Bekanntschaft mit seinen Nachbarn, wie Leute, die sich über wichtige Angelegenheiten zu verständigen haben. Binnen zwanzig Minuten waren fast alle Deputirte des dritten Standes versammelt. Man wartete auf die des Adels und der Geistlichkeit; kein Einziger ließ sich sehen.

Plötzlich kam Einer von den Unsern herein und sagte, die beiden andern Stände hätten sich ein jeder in seinem eigenen Saale vereinigt und seien dort in Berathung. Natürlich waren wir von dieser Nachricht ebenso überrascht als empört. Man beschloß sofort, den Senior der Versammlung, einen ganz kahlen Greis, der Leroux heißt, wie Ihr, Meister Hans, zum Präsidenten des dritten Standes zu erwählen. Er nahm die Wahl an und wählte sich sechs andere Mitglieder der Versammlung zu seiner Unterstützung.

Es brauchte einige Zeit, bis die Ruhe wieder hergestellt war, denn tausend Gedanken gingen Einem in dem Augenblick durch den Kopf. Jeder hatte Etwas zu sagen: was er voraussah, was er fürchtete, welche Maßregeln er in einem so wichtigen Falle für geboten erachtete. Endlich wurde es wieder still. Da schlug ein Herr Malouet, ein früherer Beamter der Marineverwaltung, wie man mir sagte, vor, an die beiden privilegirten Stände eine Deputation abzusenden und sie einzuladen, sich mit uns im Lokal der allgemeinen Versammlungen

zu vereinigen. Ein junger Abgeordneter, Namens Mounier, antwortete ihm, daß die Gemeinen mit diesem Schritt ihrer Würde Etwas vergeben würden, daß es keine Eile habe, und man bald erfahren werde, was die Privilegirten beschlossen hätten; dann erst sollte man die erforderlichen Maßregeln treffen. Ich dachte wie er. Unser Alterspräsident fügte hinzu, daß wir uns noch nicht als Mitglieder der Reichsstände betrachten könnten, weil diese Stände weder constituirt, noch unsere Vollmachten geprüft seien; aus diesem Grunde lehnte er auch ab, die an die Versammlung gerichteten Briefe zu öffnen; das war sehr verständig gehandelt.

Es wurde an diesem Tage noch Manches gesprochen, aber Alles lief auf dasselbe hinaus.

Gegen halb drei Uhr brachte uns ein Abgeordneter aus der Dauphiné die Nachricht, daß die beiden andern Stände so eben beschlossen hätten, ihre Vollmachten getrennt zu prüfen. Da wurde die Sitzung unter großem Tumult geschlossen, und man vertagte sich auf den folgenden Tag um neun Uhr.

Alles wurde jetzt klar: man sah, der König, die Königin, die Prinzen, der Adel und die Bischöfe hielten uns für gut genug, ihre Schulden zu bezahlen, aber sie dachten nicht daran, eine Verfassung zu geben, in welcher das Volk auch ein Wörtchen mitzusprechen hätte. Sie wollten die Schulden lieber ganz allein machen, ohne Widerrede und Controle, und uns alle zweihundert Jahr einmal zusammen lassen, um sie im Namen des Volkes zu übernehmen und Steuern für die Ewigkeit zu bewilligen.

Ihr könnt Euch unsere Betrachtungen nach dieser Entdeckung vorstellen, und unsern Zorn!

Wir blieben bis Mitternacht bei einander und schimpften voller Unwillen über die Selbstsucht und die scheußliche Unge-

rechtigkeit des Hofes. Dann aber sagte ich meinen Collegen, daß es das Beste für uns wäre, vor der Oeffentlichkeit ruhig zu bleiben, das Recht auf unsre Seite zu bringen, womöglich auf dem Weg der Güte vorzugehen, und das Volk seine Betrachtungen machen zu lassen. Das beschlossen wir; und als wir am nächsten Morgen in den Sitzungssaal traten, sahen wir, daß die übrigen Abgeordneten der Gemeinen offenbar den gleichen Entschluß gefaßt hatten wie wir, denn anstatt des großen Lärms vom Tag zuvor, war Alles ernst. Der Alterspräsident auf seinem Platze und seine Adjunkten auf der Estrade schrieben, empfingen Briefe und legten sie auf dem Bureau nieder.

Man überbrachte uns in Form von Heften die Verhandlungen des Adels und der Geistlichkeit; ich lege sie hier bei, um Euch zu zeigen, was diese Leute dachten und wollten. Die Geistlichkeit hatte mit 133 Stimmen gegen 114 die Prüfung ihrer Vollmachten in den Standesversammlungen beschlossen; deßgleichen der Adel mit 88 gegen 47 Stimmen trotz der Männer von Kopf und Herz in ihrer Partei, wie der Vicomte von Castellane, der Herzog von Liancourt, der Marquis von Lafayette, die Abgeordneten der Dauphiné und der Seneschall-Bezirke, der Provence und von Aix, welche sich gegen die Ungerechtigkeit des Beschlusses erhoben. Sie hatten bereits zwölf Commissionen ernannt, um ihre Vollmachten unter sich zu prüfen.

An diesem Tag erneuerte Malouet seinen Vorschlag, an die beiden privilegirten Stände eine Deputation abzusenden, um sie aufzufordern, sich bei den Abgeordneten der Gemeinen zu versammeln, und darüber erhob sich der Graf Mirabeau. Ich werde Euch oft von diesem Manne zu sprechen haben. Obgleich von Adel, ist er Abgeordneter des dritten Standes,

weil der Adel seines Bezirks ihm die Zulassung unter dem Vorwand versagte, daß er nicht Inhaber eines Lehnguts sei. Darauf trat er sofort in die Kaufmannsgilde und die Stadt Aix hat ihn uns geschickt. Er ist Provençale, breit, untersetzt, mit knochiger Stirn, Glotz-Augen und einem gelben, häßlichen, pockennarbigen Gesicht. Er hat eine kreischende Stimme und stottert anfangs immer; ist er aber erst im Fluß, dann ändert sich Alles, Alles wird klar, man meint das zu sehen, was er spricht: man glaubt immer gedacht zu haben wie er; von Zeit zu Zeit senkt sich seine kreischende Stimme, wenn er im Begriff ist, etwas Großes oder Derbes zu sagen, das grollt zuerst und bricht dann hervor wie ein Donnerschlag. Ich kann Euch keine Vorstellung geben von der Veränderung im Gesicht eines solchen Mannes. Alles geht zusammen, Stimme, Augen, Gesten, Gedanken. Man vergißt sich selbst, wenn man ihn hört, er hält Einen fest und man kommt nicht wieder los. Blickt man seine Nachbarn an, so sehen sie alle ganz blaß aus. So lange der auf unserer Seite ist, wird Alles gut gehen; aber man muß sich vor ihm hüten. Ich traue ihm keineswegs. Erstens ist er von Adel, und dann ist er ein Mann ohne Geld, mit fürchterlichen Begierden und voller Schulden. Wenn man nur seine dicke, fleischige Nase sieht, seine ungeheuren Kinnbacken und seinen dicken Bauch, der mit zerknitterten und doch prachtvollen Spitzen bedeckt ist, so denkt man: — du brauchst ganz Elsaß und Lothringen sammt der Freigrafschaft zum Fressen und noch einige umliegende Ortschaften dazu! Ich segne gleichwohl den Adel, daß er ihn nicht hat auf seine Liste setzen wollen; wir hatten seine Hilfe in der ersten Zeit gar sehr nöthig; Ihr werdet das später schon sehen.

An diesem Tage, den 7. Mai, sagte Mirabeau nichts Besonderes; er stellte uns nur vor, daß wir, um eine Depu-

tation abzusenden, erst als Stand constituirt sein müßten, nun seien wir aber noch nicht constituirt und wollten uns eben nicht constituiren ohne die Anderen; das Beste sei also, zuzuwarten.

Der Advokat Mounier sagte darauf, man möchte wenigstens denjenigen Abgeordneten des dritten Standes, die sich damit befassen wollten, erlauben, privatim und ohne Auftrag die Herren vom Adel und die Bischöfe aufzufordern, sich dem Wunsch des Königs gemäß mit uns zu versammeln. Da man sich damit nichts vergab, ging man auf diesen Vorschlag ein. Zwölf Mitglieder des dritten Standes zogen nähere Erkundigung ein; sie meldeten uns bald, daß sie im Saal des Adels nur Commissionen angetroffen hätten, die mit der Prüfung der Vollmachten dieser Herren beschäftigt gewesen seien, und daß, da in dem der Geistlichkeit der Stand versammelt war, der Vorsitzende ihnen die Antwort ertheilt habe, man wolle über unseren Vorschlag berathen. Eine Stunde darauf traten die Herren Bischöfe von Montpellier und von Orange mit vier anderen Geistlichen in unseren Saal und theilten uns mit, daß ihr Stand beschlossen habe, Commissäre zu wählen, die in gemeinschaftlicher Sitzung mit den unseren und denen des Adels die Frage untersuchen sollten, ob die Vollmachten gemeinschaftlich zu prüfen seien.

Diese Antwort veranlaßte uns, unsere Sitzung vom 7. bis zum 12. Mai zu vertagen und ich benutzte diese vier Vakanztage, um mit meinen beiden Collegen und Margreth Paris zu besuchen. Als wir am 30. April, zwei Tage nach der Plünderung des Hauses Réveillon in der Vorstadt St. Antoine, durchreisten, hatten wir keine Zeit, uns aufzuhalten. Damals war die Aufregung sehr groß, die Gerichtsdiener nahmen Haussuchungen vor, man sprach von der Ankunft einer Masse von Banditen. Ich war begierig, zu erfahren, wie es dort zugehe,

ob es wieder ruhig geworden sei und was man von unseren ersten Sitzungen dachte. Die Pariser, die immer ab und zu kamen, hatten mir zwar schon eine Idee davon gegeben, aber es ist immer besser, sich die Dinge mit eigenen Augen anzusehen.

Wir brachen also zeitig auf, und nach Verlauf dreier Stunden fuhr unsere Kutsche durch die Thore dieser ungeheuren Stadt, von der man sich keine Vorstellung machen kann, nicht nur wegen der Höhe ihrer Häuser, der Masse von Straßen und Gäßchen, die sich in einander schlingen, wegen der alterthümlichen Gebäude, der Unzahl von Kreuzwegen, Sackgassen, Café's, Läden und Auslagen aller Art, eins am andern, so weit man sehen kann, und von Schildern, die von Stockwerk zu Stockwerk bis unters Dach hinaufklettern, sondern auch wegen des betäubenden Geschreis der Händler mit gebackenen Fischen, der Obstverkäufer, der Trödler, der Wasserträger und tausend andrer Leute mit Karren und mit Körben, die Gemüse und sonstige Eßwaaren feil bieten. Man glaubt in einer Menagerie zu sein, wo alle möglichen amerikanischen Vögel durcheinander schreien, die man bisher noch nicht gehört hat. Und dann das Rollen der Wagen, der Gestank der Kehrichthaufen, das lumpige Aussehen der Leute, die, mit altem Trödel auf dem Leib, alle nach der neuesten Mode gekleidet sein wollen, die tanzen, singen und lachen und sich immer gefällig gegen Fremde zeigen, die voller Witz und Heiterkeit sind trotz ihres Elends, und Alles in rosigem Lichte sehen, wenn sie nur spazieren gehen, im Café ihre Ansicht sagen und die Zeitung lesen können! . . . Alles das, Meister Hans, macht aus der Stadt etwas Einziges in der Welt; das läßt sich mit nichts bei uns vergleichen: Nanzig ist neben Paris ein Palast, aber ein leerer und todter Palast, hier ist Alles Leben.

Die armen Pariser spüren noch die Noth des letzten Winters, sehr viele sind wirklich nichts als Haut und Knochen; und doch, trotz alledem sind sie immer lustig und an allen Fenstern sind Possen zur Schau gestellt.

Wie ich das sah, lachte mir das Herz im Leibe, ich fühlte, daß ich da so recht zu Hause war. Anstatt meinen Ballen stundenweit von Dorf zu Dorf zu schleppen, hätte ich hier so zu sagen auf jedem Schritt Käufer gefunden; und dann ist es auch die Heimath der wahren Patrioten. Die Leute hier, arm und elend wie sie sind, halten vor Allem auf ihre Rechte; das Andere kommt nachher.

Unser College Jacques hat eine Obsthändlerin in der Rue du Bouloi beim Palais-Royal zur Schwester, und da stiegen wir ab. Den ganzen Weg entlang, seit wir in der Vorstadt angekommen waren, hörten wir überall nur das eine Lied:

Vivat Frankreichs dritter Stand!
Er kriegt bald die Oberhand
Ueber Fürst und Pfaff dazu —
Armer Adel, wo bleibst du!
Nur beim Volk ist Rath und That,
Weder Pfaff noch Magistrat
Haben Herz und Sinn dazu —
Armer Adel, wo bleibst du!

Hätte man gewußt, daß wir zum „Dritten" gehörten, man wäre im Stande gewesen, uns im Triumphe auf den Schultern zu tragen. Ein solches Volk im Stich zu lassen, wäre aber auch eine Feigheit sonder gleichen! Und verlaßt Euch drauf, wären wir nicht schon zuvor entschlossen gewesen — beim bloßen Anblick dieses Muths, dieser Lustigkeit, all dieser Bravheit im größten Elend, hätten wir uns selber ein Herz

gefaßt und geschworen, unser Mandat zu erfüllen und unsere Rechte zurückzufordern bis in den Tod.

Wir verbrachten vier Tage bei der Wittwe Lefranc. Margareth hat mit meinem Collegen, dem Pfarrer Jacques, ganz Paris gesehen, den Jardin des Plantes, Notredame, das Palais=Royal und sogar die Theater. Mir machte es das größte Vergnügen, in den Straßen umherzuschlendern, dahin und dorthin zu laufen, auf den öffentlichen Plätzen herum, die Seine entlang, wo man Kaninchen feilbietet, über die Brücken, die mit Trödelwaaren= und Eßwaarenhändlern eingefaßt waren; vor den Läden mit dem ersten Besten zu plaudern; stehen zu bleiben, um einen Blinden singen zu hören, oder eine Komödie im Freien mitanzusehen. An gelehrten Hunden fehlts auch nicht und an Zahnbrechern mit der großen Trommel und der Pfeife; aber das Schönste von Allem ist die Komödie am Ende des Pont=Neuf; immer sind es Fürsten und Adelige, über die man da lacht und immer sind sie's, welche dummes Zeug schwätzen. Manchmal sind mir die Thränen in den Augen gekommen, vor lauter Lachen.

Auch auf's Pariser Stadthaus bin ich gegangen, wo man noch die Beschwerdeschriften erörterte. Der Gemeinderath hat soeben einen sehr gescheidten Beschluß gefaßt; er hat eine permanente Commission niedergesetzt, um auf die Abgeordneten Acht zu geben und ihnen Rathschläge und selbst Verwarnungen zu ertheilen, wenn sie ihr Mandat nicht recht erfüllen. Das ist ein famoser Gedanke, Meister Hans, auf den man leider anderswo nicht verfallen ist. Was ist ein Abgeordneter, der von Niemanden überwacht wird, der ungestraft seine Stimme verkaufen kann und sich noch über diejenigen lustig macht, die ihn abgesandt haben? denn er ist reich geworden, während die andern arm geblieben sind; er wird von der Macht be=

schützt, die ihn gekauft hat, während seine Auftraggeber mit ihrem guten Recht dastehen, ohne Stütze und Rückhalt! Die Wähler sollten jeden Abgeordneten, der seinem Mandat zuwiderhandelt, abberufen und verklagen können, wie Jeden, der eine Vollmacht mißbraucht. Bis dahin steht Alles nur auf schwachen Füßen.

Außer dem Vergnügen, all dies Treiben mitanzusehen, hatte ich noch die Genugthuung, mich zu überzeugen, daß die Leute hier sehr gut wissen, was sie wollen und was sie thun. Ich ging Abends, nach dem Nachtessen, ins Palais Royal, das der Herzog von Orleans für Jedermann offen hält. Dieser Herzog ist ein Bruder Liederlich, aber er ist wenigstens kein Heuchler; wenn er die Nacht in der Kneipe oder sonstwo verbracht hat, geht er nicht in die Messe und läßt sich Absolution ertheilen, um am folgenden Tage wieder von vorn anzufangen. Man sagt, er sei ein Freund von Sieyès und von Mirabeau. Manche beschuldigten ihn, eine Masse Bettler nach Paris gezogen zu haben, mit dem Auftrag, die Stadt zu berauben und auszuplündern; das ist kaum glaublich, denn die Bettler kommen ganz von selber nach einem so schrecklichen Winter, um ihre Nahrung zu suchen, und man braucht Heuschrecken nicht erst einzuladen, über die Ernte herzufallen.

Beiläufig gesagt, der König und die Königin verabscheuen diesen Herzog, und das macht ihm viele Freunde. Sein Palais-Royal ist immer offen und im Innern befinden sich Alleen, wo Jeder spazieren gehen kann. Vier Reihen Arkaden umgeben den Garten, und unter diesen befinden sich die schönsten Läden und die feinsten Wirthschaften von ganz Paris. Dort versammeln sich die jungen Männer und die Zeitungsschreiber, die, ohne sich vor irgend Jemand zu geniren, ganz laut discutiren. Was sie sagen, ist nicht immer besonders, meisten-

theils geht Einem das durch den Kopf, wie durch ein Sieb; das gute Korn, das zurückbleibt, ist nicht schwer; sie verkaufen mehr Stroh als Waizen. Zwei oder drei Mal habe ich aufmerksam zugehört und beim Gehen fragte ich mich dann ganz verlegen: „was haben sie eigentlich gesagt?“ — Aber das ist eins, der Grund ist immer gut, und Einige haben doch viel Geist.

Wir haben da unter den Bäumen eine Flasche schlechten Krätzer um theures Geld getrunken. Die Miethe ist aber auch theuer; ich habe mir sagen lassen, daß der kleinste dieser Läden jährlich zwei bis drei tausend Franken kostet; man muß sich also an der Kundschaft schadlos halten. Dieses Palais-Royal ist eigentlich ein großer Jahrmarkt, und des Nachts, wenn die Laternen brennen, kann man nichts Schöneres sehen.

Am 11., gegen zwei Uhr des Nachmittags, reisten wir wieder ab, sehr befriedigt von unserem Ausflug und überzeugt, daß die große Masse der Pariser auf der Seite des dritten Standes steht. Das ist die Hauptsache.

Am zwölften, früh neun Uhr, waren wir auf unserm Posten, und da unsere Commissäre mit denen des Adels und der Geistlichkeit sich nicht hatten verständigen können, so sahen wir, daß man uns nur hinhalten wollte. Deshalb traf man in dieser Sitzung die nöthigen Maßregeln, um vorwärts zu kommen. Der Alterspräsident und seine Beiräthe wurden beauftragt, die Liste der Abgeordneten anzufertigen, und man beschloß, alle acht Tage eine Commission zu ernennen, bestehend aus je einem Abgeordneten jeder Provinz, um in den Sitzungen die Ordnung aufrecht zu erhalten, die Stimmen zu sammeln und zu zählen, bei jeder Frage festzustellen, welche Ansicht die Majorität habe u. s. w.

Am folgenden Tag erhielten wir eine Deputation des Adels, die uns anzeigte, daß ihr Stand sich constituirt habe,

daß sie ihren Präsidenten, ihre Sekretäre gewählt, Protokolle angelegt und mehrere Beschlüsse gefaßt hätten, und unter andern den, mit der Prüfung ihrer Vollmachten allein vorzugehen. Sie waren also entschlossen, keine Rücksicht auf uns zu nehmen.

Am gleichen Tag ließ uns die Geistlichkeit sagen, daß sie Commissäre ernannt habe, um mit denen des Adels und des dritten Standes über die gemeinschaftliche Prüfung der Vollmachten und die Vereinigung der drei Stände zu verhandeln.

Eine große Debatte entspann sich; die Einen wollten Commissäre ernennen, Andere schlugen vor, zu erklären, daß wir als gesetzmäßige Vertreter nur diejenigen anerkennen könnten, deren Vollmachten in der allgemeinen Versammlung geprüft worden seien und daß wir die Abgeordneten der Kirche und des Adels einladen, sich im Sitzungssaal der Reichsstände zu versammeln, wo wir sie seit acht Tagen erwarteten.

Da die Debatte lebhafter wurde und verschiedene Mitglieder noch sprechen wollten, wurden die Verhandlungen am nächsten Tage fortgesetzt. Rabaud von St. Etienne, ein protestantischer Geistlicher; Viguier, der Abgeordnete von Toulouse; Thouret, Parlamentsadvocat von Rouen; Barnave, Abgeordneter der Dauphiné; Boissy d'Anglas, Abgeordneter des Languedoc, lauter sehr gescheidte Männer und treffliche Redner, namentlich Barnave, sprachen über die vorliegenden Anträge; die Einen waren für ein entschiedenes Vorgehen, die Andern meinten, man solle noch warten und dem Adel und der Geistlichkeit Zeit zum Ueberlegen lassen; als ob sie mit ihren Ueberlegungen nicht schon längst im Reinen gewesen wären. Schließlich behielt Rabaud die Oberhand, und man wählte sechzehn Mitglieder, welche mit den Commissären der Adeligen und der Bischöfe conferiren sollten.

In unserer Sitzung vom 23. schlug man vor, einen Redactionsausschuß zu ernennen, der Alles, was sich seit der Eröffnung der Reichsstände zugetragen habe, zusammenstellen sollte. Dieser Antrag wurde verworfen, weil diese einfache Darlegung die Aufregung im Volk vermehren könnte, da sie die Intriguen des Adels und der Geistlichkeit, den dritten Stand lahm zu legen, aufdecken würde.

Am 22. und 23. ging schon das Gerücht, Se. Majestät wolle uns den Entwurf eines Anlehens vorlegen. Mit diesem Anlehen hätte man uns nicht weiter gebraucht, weil das Deficit gedeckt gewesen wäre; nur daß unsere Kinder und Kindskinder in alle Ewigkeit die Zinsen zu zahlen gehabt hätten. — Zu gleicher Zeit trafen um Paris und Versailles herum Truppen in Masse ein.

Am 26. erledigte man die Geschäfts= und Disciplinarordnung, und unsere Commissäre zeigten uns an, daß sie nicht im Stande gewesen seien, sich mit denen des Adels zu verständigen.

Am folgenden Tage, den 27., faßte Mirabeau Alles, was bis dahin geschehen war, in den Worten zusammen: „Der Adel will nicht mit uns tagen, um über die Vollmachten gemeinsam zu entscheiden. Wir wollen die Vollmachten gemeinschaftlich prüfen. Die Geistlichkeit beharrt in ihrer versöhnlichen Haltung. Ich beantrage, eine sehr feierliche und sehr zahlreiche Deputation an die Geistlichkeit abzuordnen, um sie bei dem Gott des Friedens zu beschwören, sich auf die Seite der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Wahrheit zu stellen und sich mit ihren Mitdeputirten in dem gemeinschaftlichen Sitzungssaale zu versammeln.“

Das ging Alles mitten im Volk vor sich. Das Publikum stand um uns herum und genirte sich nicht, denjenigen Beifall zu klatschen, die ihm gefielen.

Am darauf folgenden Tag, am 28., ließ man eine Schranke aufrichten, um die Versammlung vom Publikum zu trennen, und bestellte eine Deputation an die Geistlichkeit in dem von Mirabeau angedeuteten Sinne.

An demselben Tage ging uns ein Schreiben des Königs zu: „Se. Majestät habe in Erfahrung gebracht, daß die Schwierigkeiten zwischen den drei Ständen bezüglich der Prüfung der Vollmachten noch immer fortdauerten. Allerhöchst dieselben nehmen mit Schmerz, ja sogar mit Besorgniß wahr, wie die Versammlung, die Sie einberufen hätten, um sich mit der Wiedergeburt des Königreichs zu beschäftigen, sich einer beklagenswerthen Unthätigkeit überlasse. Unter diesen Umständen laden Allerhöchstdieselben die von den drei Ständen ernannten Commissäre ein, ihre Verhandlungen wieder aufzunehmen, in Gegenwart des Siegelbewahrers und von Commissären, welche Se. Majestät höchst selbst ernennen werde, um sich über die etwaigen Vorschläge zur Versöhnung genauen Bericht erstatten zu lassen und unmittelbar zu dem so wünschenswerthen Einklang beitragen zu können.“

Klingt das nicht als ob wir, die Abgeordneten der Gemeinen, Schuld wären an der Unthätigkeit der Reichsstände seit drei Wochen, als ob wir uns von den Andern absondern wollten, und wir alte Privilegien auf Kosten der Rechte des Volkes vertheidigten?

Se. Majestät hielt uns für Kinder.

Mehrere Abgeordneten erhoben sich gegen dieses Schreiben, unter andern Camus. Sie sagten, neue Versammlungen wären unnöthig, der Adel nehme doch keine Vernunft an; überdieß dürften die Gemeinen sich die Ueberwachung des Siegelbewahrers nicht gefallen lassen, der es natürlich mit dem Adel halten würde; unsere Commissäre ständen vor denen des Königs

da, wie Leute, die sich vor Richtern vertheidigen, die im Voraus entschlossen sind, sie zu verurtheilen; es würde gehen, wie im Jahre 1589; damals hatte der König auch vorgeschlagen, die Gemüther zu beruhigen, und er hatte sie wirklich beruhigt durch einen Cabinetsbefehl.

Viele Abgeordneten dachten ganz eben so; sie sahen in dem Briefe Nichts als eine Falle.

Trotzdem richtete man am 29., „um alle Mittel der Versöhnung zu erschöpfen," eine sehr unterthänige Adresse an den König, worin man ihm für seine Güte dankte und ihm anzeigte, daß die Commissäre des dritten Standes bereit seien, ihre Sitzungen mit denen der Geistlichkeit und des Adels wieder aufzunehmen. Aber am nächsten Montag, am 1. Juni, als Rabaud von St. Etienne, einer unserer Commissäre, kam und uns sagte, daß der Minister Necker ihnen vorschlage, die Prüfung der Vollmachten nach Ständen anzunehmen und in allen zweifelhaften Fällen die Entscheidung dem Staatsrath anheim zu geben, mußte man sich eingestehen, daß Camus recht gehabt hatte. — Der König selbst war gegen die gemeinschaftliche Prüfung der Vollmachten; er wollte drei getrennte Kammern statt einer einzigen; er hielt es mit der Geistlichkeit und dem Adel, gegen den dritten Stand! — Wir konnten nur noch auf uns selber rechnen.

Alles, was ich Euch bis daher erzählt habe, Meister Hans, ist wörtlich wahr, und das zeigt Euch, daß die schönen Worte, die Redeblumen, wie man sagt, keinen Werth haben. Die Sache läßt sich einfach ins Klare setzen: — Ihr wollt dieß! — Wir wollen das! — Ihr umringt uns mit Soldaten! — Die Pariser sind auf unserer Seite! — Ihr habt Pulver, Gewehre, Kanonen, Schweizer, Söldlinge u. s. f. — Wir haben nichts als unsere Mandate! Aber wir sind es

müde, uns ausplündern, aussaugen und betrügen zu lassen. — Ihr haltet Euch für die Stärkeren? — Wir wollen sehen!

Das ist die ganze Geschichte; wo Recht und Gerechtigkeit klar am Tage liegen, braucht's all die künstlichen Worte und Redensarten nicht... Machen wir's kurz: Wir zahlen, wir wollen wissen, wo unser Geld hin kommt. Und vorab wollen wir so wenig als möglich zahlen. Unsere Söhne sind Soldaten, wir wollen wissen, wer sie kommandirt, warum diese Leute sie kommandiren, und was wir davon haben. Ihr habt einen Adelstand und einen dritten Stand; warum dieser Unterschied? Wie so sind die Kinder des einen mehr, als die Kinder des andern? Gehören sie einer andern Gattung an? Kommen sie von Göttern her und die unsrigen von Thieren? — Das ist's! Darüber muß man ins Reine kommen. Doch fahren wir fort.

Der Adel zählte auf die Truppen, er wollte Alles mit Gewalt durchsetzen und verwarf unsere Vorschläge. Nachdem nun in der Sitzung vom 10. Juni der Bericht über die Verhandlungen unserer Commissäre mit denen des Adels vorgelesen worden war, erhob sich Mirabeau und sagte, die Abgeordneten der Gemeinen könnten nicht länger warten, wir hätten Pflichten zu erfüllen und es sei hohe Zeit, endlich einmal anzufangen; ein Pariser Mitglied der Deputation habe einen Antrag von größter Bedeutung einzubringen, er fordere die Versammlung auf, ihm ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Dieses Mitglied war der Abbé Sieyès, ein Mann aus dem Süden, von etwa vierzig bis fünfundvierzig Jahren. Er spricht schlecht und mit schwacher Stimme, aber seine Gedanken sind sehr gut. Ich habe viele von seinen Broschüren verkauft, wie Ihr wißt; sie haben viel Gutes gewirkt. Unter tiefem Schweigen der Versammlung sprach er Folgendes:

„Die Abgeordneten der Gemeinen haben seit Eröffnung

der Reichsstände eine offene und ruhige Haltung bewahrt; sie haben alle mit ihrer Würde irgend vereinbaren Rücksichten auf den Adel und die Geistlichkeit genommen; während die beiden privilegirten Stände diese nur mit Heuchelei und leeren Ausflüchten vergolten haben. Die Versammlung kann nicht länger in Unthätigkeit verharren, ohne ihre Pflichten und die Interessen ihrer Auftraggeber zu verletzen; die Wahlprüfungen müssen also vorgenommen werden. Der Adel weigert sich dessen. Kann der eine Stand dadurch, daß er sich weigert vorwärts zu gehen, die Andern auch zur Unthätigkeit verurtheilen? Nein! Es bleibt daher der Versammlung nichts Anderes zu thun übrig, als ein letztes Mal die Mitglieder der beiden privilegirten Stände einzuladen, sich in den Sitzungssaal der Reichsstände zu begeben, um der gemeinsamen Prüfung der Vollmachten anzuwohnen, sich daran zu betheiligen und sich ihr zu unterwerfen. Dann aber, im Falle der Weigerung, ohne die andern vorzugehen."

Mirabeau sagte hierauf, man müsse ein Contumacialurtheil gegen Adel und Geistlichkeit erlassen.

Eine zweite Sitzung wurde am gleichen Tag von fünf bis acht Uhr abgehalten; der Antrag des Abbé Sieyès wurde angenommen und zugleich beschlossen, eine Adresse an den König zu richten, worin ihm die Gründe des Beschlusses des dritten Standes auseinandergesetzt werden.

Freitag den 12. Juni sollte den beiden anderen Ständen unser Beschluß notificirt und die Adresse an den König abgefaßt werden. Malouet verlas einen Entwurf, der zwar in einem männlichen und kräftigen Style geschrieben, aber mit Complimenten gespickt war. Volney, von dem man sich erzählt, daß er ganz Egypten und das heilige Land bereist habe, antwortete ihm: „Hüten wir uns vor allen diesen Elogen, die

nur von der Gemeinheit und der Schmeichelei dictirt werden, und ihren Ursprung in der Selbstsucht haben. Wir sind hier am Wohnsitz der Pfiffe und Kniffe; die Luft, die man einathmet, trägt die Corruption in die Herzen. Vertreter der Nation scheinen schon schwer davon angesteckt zu sein ...." In diesem Tone ging es fort, und Malouet sagte Nichts darauf.

Am Ende wurde nach großen Kämpfen beschlossen, die Adresse, welche von Barnave verfaßt war und die Auseinandersetzung alles dessen enthielt, was seit der Eröffnung der Reichsstände vorgegangen war und was der dritte Stand beschlossen hatte, durch eine Deputation dem König zu überreichen. Unsere Deputation kam gerade zurück, ohne den König gesehen zu haben, weil er auf der Jagd war, als eine andere Deputation des Adels erschien, um uns anzuzeigen, daß ihr Stand unsere Vorschläge in Berathung ziehe. Herr Bailly, ein Pariser Abgeordneter des dritten Standes, antwortete: „Meine Herren, die Gemeinen warten schon lange auf die Herren vom Adel!" Und ohne sich durch diese neue Förmlichkeit beirren zu lassen, welche wie alle anderen nur den Zweck hatte, uns von Tag zu Tag, von Woche zu Woche hinzuziehen, begann man mit dem Aufruf der Vogteibezirke, nachdem Herr Bailly zum provisorischen Präsidenten erwählt und beauftragt worden war, zwei Mitglieder zu benennen, welche als Secretäre das Protocoll über den vorzunehmenden Aufruf und über die sonstigen Geschäfte der Versammlung führen sollten.

Der Aufruf begann gegen sieben und endigte um zehn Uhr. Jetzt waren wir constituirt, aber nicht als dritter Stand, wie die Andern es gern gehabt hätten, sondern als Reichsstände; die beiden privilegirten Stände waren Nichts als Privatversammlungen; wir waren die Versammlung der Nation.

Wir hatten fünf volle Wochen durch den bösen Willen der Adeligen und Bischöfe verloren, und Ihr werdet sehen, was sie noch Alles thaten, um uns am Vorwärtsgehen zu verhindern.

Ich übergehe die Streitereien um bloße Worte, die sich sofort erhoben und uns drei lange Sitzungen kosteten, nämlich ob man sich nennen sollte: Vertreter des französischen Volkes, wie es Mirabeau wollte; — rechtmäßige Versammlung der Mehrheit der Nation, die in Abwesenheit der Minderheit tagt, wie Mounier wollte — oder: bekannte und legitimirte Vertreter der französischen Nation, wie Sieyès verlangte. Ich hätte ruhig den alten Namen „Reichsstände" angenommen. Wenn die Herren vom Adel und die Bischöfe sich weigerten, zu den Sitzungen zu kommen, so war das ihre Sache; aber wir waren darum nicht minder die Reichsstände von 1789; wir vertraten darum doch nicht minder „sechsundneunzig Hundertel" von Frankreich. Endlich nahm man auf einen weiteren Antrag von Sieyès den Titel „Nationalversammlung" an.

Das Beste aber war, daß seit unserer Erklärung vom zwölften sich täglich einige gutgesinnte Pfarrer von der Versammlung der Bischöfe lossagten und ihre Vollmachten bei uns prüfen ließen. Am 13. kamen drei aus Poitou; am 14. sechs weitere, am 15. zwei, am 16. sechs, und so fort! Stellt Euch unsre Freude, unsern Jubel und unsre Umarmungen vor. Unser Präsident verbrachte die halbe Zeit der Sitzungen damit, die braven Geistlichen unter Thränen zu bewillkommen. Unter den ersten befand sich der Abbé Grégoire von Emberménil, an den ich mehr als eins meiner Schriftchen verkauft habe. Als ich ihn kommen sah, lief ich ihm entgegen, umarmte ihn und sagte ihm in's Ohr:

„Das laß ich mir gefallen! Sie folgen dem Beispiele

Christi, der auch nicht zu den Fürsten ging, noch zum Hohenpriester, sondern zum Volk."

Er lachte. Und ich stellte mir vor, was für ein Gesicht wohl die Herren Bischöfe im Nebensaale machten; welche Auflösung aller Ordnung! Im Grunde genommen wäre es von den Pfarrern recht einfältig gewesen, zu denen zu halten, von denen sie seit Jahrhunderten so geringschätzig behandelt worden sind. Ist es nicht dasselbe Herz des Volkes, das unter dem Rocke des Priesters schlägt, wie unter dem Kittel des Bauern?

Am 17. erklärte sich, in Gegenwart von fünf- bis sechstausend Zuschauern, die uns umringten, die Versammlung für constituirt, und jedes Mitglied leistete folgenden Schwur: „Wir schwören und versprechen, mit Eifer und Treue die Aufgaben zu erfüllen, die uns übertragen sind." Man bestätigte Bailly als Präsidenten der Nationalversammlung und erklärte sofort, mit Stimmeneinheit, „daß die Versammlung provisorisch, für die Nation, der Forterhebung der bisherigen Steuern — obschon dieselben gesetzwidrig umgelegt und erhoben werden — ihre Zustimmung ertheile, jedoch nur bis zum ersten Auseinandergehen der Versammlung, *wodurch immer dasselbe veranlaßt werden möge!* Von dem Tage an, da dieß erfolge, solle durch die bloße Thatsache der Auflösung jede Erhebung von Steuern in allen Provinzen des Königreichs aufhören!"

Denkt einmal darüber nach, was das besagen will, Meister Hans, und macht es den Notabeln daheim begreiflich. Unser Elend kommt seit Jahrhunderten davon her, daß wir dumm und furchtsam genug waren, Steuern zu zahlen, die nicht von unseren Vertretern bewilligt waren. Das Geld ist der Nerv des Krieges und wir haben unser Geld immer denen gegeben, die uns den Strick um den Hals legten. Kurz wer jetzt

Steuern zahlte nach Auflösung der Nationalversammlung, der wäre der erbärmlichste Kerl von der Welt; er verriethe Vater, Mutter, Frau, Kinder, sich selber und das Vaterland; und diejenigen, welche sich erheben wollten, müßte man nicht als Franzosen, sondern als Räuber betrachten! Das ist der erste Grundsatz, welchen die Nationalversammlung von 1789 verkündigt hat.

Die Sitzung wurde um fünf Uhr aufgehoben und bis zum Abend desselben 17. Juni ausgesetzt.

Ihr könnt Euch denken, wie der König, die Königin, die Prinzen, der Hof und die Bischöfe die Augen aufrissen, als sie von dieser Proclamation des dritten Standes hörten. Noch während der Sitzung hatte Herr Bailly eine Aufforderung erhalten, sich nach der Staats-Kanzlei zu begeben, um daselbst ein Schreiben des Königs in Empfang zu nehmen; die Versammlung hatte ihm nicht erlaubt, sich zu entfernen. — In der Abendsitzung las uns Bailly dieses Schreiben des Königs vor, welcher darin den Ausdruck „privilegirte Stände" mißbilligte, den mehrere Abgeordnete des dritten Standes zur Bezeichnung des Adels und der Geistlichkeit gebraucht hatten. Das Wort gefiel ihm nicht. Es sei, sagte er, unvereinbar mit der Eintracht, die zwischen uns herrschen sollte; die Sache aber schien ihm nicht mit der Eintracht unvereinbar zu sein: die Sache soll bleiben!

Da seht Ihr, Meister Hans, was ich oben sagte: Es gibt keine Ungerechtigkeit bei Hofe, wenn man sie Gerechtigkeit nennt, auch keine Gemeinheit, wenn man sie Größe nennt. Was sollte man darauf antworten? Alles schwieg.

Am folgenden Tage zogen wir in corpore mit der Procession des heiligen Sacraments durch die Straßen von Versailles. Freitag den 19. wählte man die Ausschüsse, deren

man vier einsetzte: den ersten um die Beschaffung der Lebensmittel zu überwachen; den zweiten für die Wahllegitimationen; den dritten für die Correspondenz und Drucksachen und den vierten für die Geschäftsordnung. Alles war im besten Zug; wir durften hoffen, rasch vorwärts zu kommen; das stimmte aber keineswegs mit den Absichten des Hofes, um so weniger als man noch denselben Abend gegen sechs Uhr erfuhr, daß sich hundertneunundvierzig Abgeordnete der Geistlichkeit für die gemeinsame Prüfung der Vollmachten ausgesprochen hatten.

Wir hatten Alles ertragen, um unser Mandat zu erfüllen; wir waren ruhig geblieben; wir hatten den Unwillen und Zorn unterdrückt, die der Privilegirten Heuchelei und Uebermuth in uns erregten! Als man sah, daß alle die versteckten Mittel, uns wild zu machen und zu falschen Schritten zu verleiten, den Zweck nicht erreichten, so beschloß man andere, plumpere und kränkendere, anzuwenden.

Es war am 20. Juni, daß man damit begann.

An diesem Tage hörte man in aller Frühe durch Wappenherolde in den Straßen verkünden; daß, da der König beschlossen habe, am 22. Juni eine königliche Sitzung in den Reichsständen abzuhalten, zum Behuf der Vorbereitungen in den drei Sälen die Vertagung der Versammlungen erforderlich sei bis zu besagter Sitzung, und daß Se. Majestät durch eine weitere Proclamation die Stunde bekannt geben würden, zu welcher Sich Allerhöchstdieselben am Montag in die Versammlung der Stände begeben werden."

Man erfuhr zugleich, daß eine Abtheilung der französischen Garden den kleinen Festsaal besetzt habe. Jedermann begriff sofort, daß der kritische Moment gekommen war.

Ich sah mit Vergnügen meine beiden Collegen, Gerard

und den Pfarrer Jacques, um 7 Uhr zum Frühstück zu uns herauf kommen. Die heutige Sitzung war auf 8 Uhr anberaumt. Während des Frühstücks gaben wir uns das Wort, fest zum Präsidenten zu halten, der unsere Vereinigung und daher unsere Kraft vertrat. Die Wahrheit zu sagen, betrachteten wir diejenigen, welche den Gang des Landes aufhalten wollten, als wahre Buben, als Menschen, die von jeher nur von der Arbeit Anderer gelebt hatten, als Wesen ohne Erfahrung, ohne Fähigkeiten, ohne Zartgefühl, ohne Geist; als Menschen, deren ganze Stärke auf der Unwissenheit und Verkommenheit des Volkes beruhte, das, ohne zu bedenken, daß alle die goldenen Tressen, die gestickten Kleider und Federhüte, alle die Galawagen und Pferde von seiner eigenen Arbeit stammen, sich immer von der Pracht der Lakaien blenden läßt, und von der Schamlosigkeit der Spitzbuben, die ihm sein Geld abzapfen. Was den Plan, uns die Thüren der Versammlung zu verschließen, anlangt, so war er dermaßen abgeschmackt, daß wir mitleidig die Achseln darüber zuckten.

Um dreiviertel auf Acht gingen wir von Hause weg. Wie wir uns dem kleinen Festsaal näherten, sahen wir etwa hundert Deputirte des dritten Standes auf der Esplanade beisammen stehen, unsern Präsidenten Bailly mitten unter ihnen. Ich muß Euch diesen wackeren Mann beschreiben. Bis dahin hatte er sich in der Masse der Anderen nicht bemerklich gemacht; wir hatten ihn gewählt, weil er den Ruf eines sehr gelehrten und ehrenwerthen Mannes hatte. Er ist ein Mann von fünfzig bis fünfundfünfzig Jahren, mit länglichem Gesicht und würdigem, festem Ausdruck. Er überstürzt nichts; er hört und sieht erst lange zu, ehe er Stellung nimmt; aber einmal entschlossen, weicht er nicht mehr zurück.

Andere Abgeordnete kamen auch von verschiedenen Seiten

herbei. Schlag neun Uhr begab man sich zum Ständesaal, Herr Bailly und die Sekretäre an der Spitze. Einige französische Garden gingen vor der Thüre auf und ab. Sobald sie uns kommen sahen, erschien ein commandirender Offizier und ging uns entgegen; Bailly hatte eine lebhafte Verhandlung mit ihm. Ich war nicht nahe genug, um sie zu verstehen, aber alsbald sprach es sich herum, daß die Thüre für uns geschlossen sei. Der Offizier, ein sehr artiger Mann, entschuldigte sich mit seiner Ordre. Es herrschte allgemeine Entrüstung. Zwanzig Minuten später war die Versammlung beinahe vollzählig, und da uns der Offizier trotz aller Höflichkeit den Eintritt verweigerte, protestirten einige Abgeordnete mit allem Nachdruck; sodann ging man in größter Aufregung hinauf fast bis an das eiserne Gitter des Schloßhofs. Die Einen riefen: man müsse nach Marly ziehen, wohin sich der König am Abend zuvor begeben hatte, und dort unter den Fenstern des Schlosses die Versammlung abhalten; Andere: der König wolle die Nation in die Schrecken des Bürgerkriegs stürzen, das Volk aushungern; man habe unter den größten Despoten, unter Ludwig XI., unter Richelieu und Mazarin nichts Aehnliches erlebt. Halb Versailles nahm an unserer Entrüstung Theil; das Volk, Männer wie Frauen, umstand uns und hörte zu.

Herr Bailly hatte sich gegen zehn Uhr entfernt; man wußte nicht, was aus ihm geworden war, als drei Abgeordnete ankamen, um uns zu benachrichtigen, daß er sich, nachdem er unsere Papiere aus dem Ständehaus weggenommen, in Begleitung der Commissäre in einen großen Saal in der Rue St. François begeben habe, wo gewöhnlich Ball gespielt wurde — beinahe meiner Wohnung gegenüber — und daß dieser Saal geräumig genug sei, die Versammlung zu fassen.

Wir zogen also begleitet vom Volk nach dem Ballhaus,

durch die Straße, die sich an der Rückseite des Schloßflügels hinzieht in dem die Hofdienerschaft wohnt, und betraten gegen 12 Uhr das alte Gebäude. Die Schmach, die man uns soeben angethan hatte, zeigte deutlich, daß der Adel und die Bischöfe es satt hatten, uns gegenüber Rücksichten zu beobachten, daß wir uns noch auf weitere Beschimpfungen gefaßt machen, und Maßregeln ergreifen mußten, nicht nur zur Sicherung der Ausübung unseres Mandats, sondern auch zum Schutz unserer Personen. Jene unseligen Menschen, daran gewöhnt, immer nur Gewalt zu brauchen, kennen kein anderes Gesetz; zum Glück waren wir in der Nähe von Paris, und das vereitelte ihre Pläne.

Doch weiter! Das Ballhaus ist ein viereckiger Bau, ungefähr fünfunddreißig Fuß hoch, mit großen Platten belegt, ohne Pfeiler, ohne Querbalken, mit einer Decke aus breiten Dielen; das Licht kommt nur durch einige, ziemlich weit über dem Boden angebrachte Fenster herein, was dem Innern ein düsteres Aussehen gibt. Rings herum laufen schmale Holzgalerien, die man zu passiren hat, um in den Saal zu gelangen, der wie eine Kornhalle oder ein bedeckter Markt aussieht, und schon lange stehen muß. Jedenfalls baute man kein Quaderhaus für ein Kinderspiel. Es fehlte da an Allem, an Stühlen und Tischen; man mußte welche aus den Häusern der Nachbarschaft herbeischaffen. Der Besitzer der Anstalt, ein kleines kahles Männchen, schien über die Ehre erfreut, die man ihm anthat. Man stellte in der Mitte der Halle einen Tisch und ringsherum einige Stühle. Die Versammlung stand. Die Menge besetzte die Galerien.

Dann stieg Bailly auf einen Stuhl und begann damit, uns nochmals vor Augen zu führen, was uns soeben widerfahren sei; sodann las er uns die beiden Briefe des Ceremonienmeisters Marquis de Brezé vor, in denen dieser Herr ihm den Befehl

mittheilte, unsere Versammlungen bis zu der königlichen Sitzung zu vertagen. Beide Briefe enthielten das Nämliche, nur daß der zweite den Befehl als einen ausdrücklichen bezeichnete. — Darauf schlug Herr Bailly vor, darüber zu berathen, was wir thun sollten.

Es ist, glaub' ich, unnöthig, Meister Hans, Euch unsere Aufregung zu schildern; wenn man ein großes Volk vertritt und dieses Volk in seiner eigenen Person beschimpft sieht; wenn man sich dabei erinnert, was unsere Väter gelitten haben von einer Klasse von Fremden, die seit Hunderten von Jahren auf unsere Kosten leben und uns mit Gewalt in der Sclaverei festhalten wollen; wenn man Einen erst vor wenigen Tagen schamloser Weise noch daran erinnert hat, daß man nur aus Gnade für einen Augenblick die Ueberlegenheit „der Abkömmlinge unserer stolzen Eroberer über die unterthänige Nachkommenschaft der Besiegten" vergessen habe; und wenn man endlich merkt, daß man mittelst Hinterlist und Unverschämtheit das gleiche System bei uns und unseren Nachkommen fortsetzen will, — dann ist gewiß Jeder, er wäre denn solch abscheulicher Behandlung würdig, bereit, Alles daran zu setzen, um seine Rechte zu behaupten und den Hochmuth derer, die uns erniedrigen wollen, zurückweisen.

Mounier, der trotz aller Entrüstung seine Ruhe bewahrte, hatte jetzt eine wirklich große Idee. Nachdem er uns vorgestellt hatte, wie sonderbar es sich ausnehme, daß der Saal der Reichsstände von Bewaffneten besetzt sei, und daß wir, die Nationalversammlung, vor der Thüre dem beleidigenden Hohngelächter des Adels und seiner Lakaien ausgesetzt, genöthigt werden, ins Ballhaus zu flüchten, um unsere Arbeiten nicht zu unterbrechen — rief er aus, die Absicht uns in unserer Würde zu verletzen, liege offen am Tage; sie zeige uns warnend die

ganze ränkevolle, wüthende Leidenschaft, womit man unsern guten König zu verhängnißvollen Schritten zu drängen suche; bei dieser Lage der Dinge bleibe den Vertretern der Nation nur Eines zu thun übrig, nämlich sich durch einen feierlichen Schwur zum Dienste des öffentlichen Wohls und des Vaterlands zu verbinden.

Dieser Vorschlag rief, wie Ihr Euch denken könnt, außerordentliche Begeisterung hervor; Jeder begriff, daß die Verbindung der ehrlichen Leute der Schrecken der Spitzbuben ist, und man faßte sofort folgenden Beschluß:

„Die Nationalversammlung, in Erwägung, daß sie — berufen, die Verfassung des Königreichs festzusetzen, die Neugestaltung der öffentlichen Ordnung zu bewirken und die wahren Principien der Monarchie aufrecht zu erhalten — durch nichts verhindert werden kann, ihre Berathungen fortzusetzen, wo immer sie genöthigt sein mag, sich niederzulassen, und daß überall da die Nationalversammlung ist, wo ihre Mitglieder beisammen sind:

„Beschließt, daß alle Mitglieder dieser Versammlung sofort einen feierlichen Eid zu leisten haben, sich nie zu trennen und sich überall zu versammeln, wo die Umstände es erfordern, bis die Verfassung des Königreichs zu Stande gebracht ist und auf festem Grunde ruht; und daß, nachdem dieser Eid geleistet ist, alle Mitglieder und jedes von ihnen besonders mit ihrer Namensunterschrift diesen unerschütterlichen Beschluß zu bekräftigen haben."

Welche Freude hätte es Euch gewährt, Meister Hans, diesen großen, düstern Saal zu sehen, uns in der Mitte, das Volk ringsum; das laute Gemurmel des Staunens, der Zustimmung, der Begeisterung zu vernehmen; den Präsidenten, auf einem Stuhl stehend, die Eidesformel unter andächtiger

Stille vorlesen und dann plötzlich unsere Hunderte von Stimmen gleich einem Donner in dem alten Gebäude wiederhallen zu hören:

„Wir schwören! . . . wir schwören!"

Gewiß, unsere Voreltern, die so viel zu leiden hatten, mußten sich im Grabe umdrehen! Ich bin kein weichherziger Mensch, aber ich hätte im Augenblick keinen Tropfen Blut gegeben. Nie in meinem Leben hätt' ich geglaubt, daß mir ein solches Glück beschieden sein könnte. Neben mir weinte der Pfarrer Jacques; Gerard, von Vic, war ganz blaß; zuletzt sanken wir einander in die Arme.

Draußen tönten stürmische Beifallsrufe durch die alte Stadt und da ist mir der Vers aus dem Evangelium in den Sinn gekommen, als Christi Seele zum Himmel stieg: „Die Erde erbebete und der Vorhang des Tempels zerriß!"

Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, trat Jeder der Reihe nach, an den Tisch, wiederholte den Schwur, den die Sekretäre eintrugen, und unterzeichnete ihn. Nie habe ich meinen Namen mit so viel Vergnügen geschrieben; ich lachte beim Unterzeichnen und hätte gleichzeitig weinen mögen. Ach! welch' schöner Tag!

Ein einziger Abgeordneter, Martin von Auch aus Castelnaudary, zeichnete: „Dagegen". Valentin wird sich freuen, zu hören, daß er in Frankreich nicht einzig in seiner Art ist, und daß noch ein Sohn des Volks die Adeligen mehr liebt als sein eigenes Geschlecht: sie sind zu zweien!

Der Einspruch Martin von Auch's wurde ins Protokoll eingetragen. Und als Einige den Vorschlag machten, eine Deputation an Seine Majestät abzusenden, um ihr unseren tiefen Schmerz u. s. w. auszudrücken, vertagte sich die Versammlung ganz einfach auf Montag den 22. zur gewohnten

Stunde und beschloß außerdem, daß, wenn die königliche Sitzung im kleinen Festsaale stattfinde, alle Mitglieder des dritten Standes nach der Sitzung dableiben sollten, um sich mit ihren eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen, welche die der Nation sind.

Gegen sechs Uhr ging man auseinander.

Als der Graf Artois von diesem Vorgang hörte, war er sehr erstaunt, daß man auch im Ballhaus berathen könne, und beeilte sich, dasselbe zu belegen, um sich am 22. da zu belustigen. Dießmal glaubte der arme Prinz sicher, wir würden nicht mehr wissen, wo das Haupt hinlegen.

Am folgenden Tage ließ uns der König ansagen, daß die Sitzung nicht am 22., sondern erst am 23. stattfinden werde. Das geschah, um unsere Angst zu verlängern. Leider aber hatten diese weitblickenden Genies nicht bedacht, daß es in Versailles außer dem Ballhaus und dem kleinen Festsaale auch noch andere Lokale gibt. Als die Versammlung daher am 22. diese beiden Säle geschlossen fand, begab sie sich erst in die Barfüßerkapelle, die aber nicht groß genug war, und sodann in die heil. Ludwigskirche, wo Alle bequem Platz hatten.

Der großartige Plan des Grafen Artois, der Prinzen von Condé und von Conti, war also vereitelt! Mein Gott, man kann doch nicht an Alles denken! Wer hätte jemals geglaubt, daß man in die Ludwigskirche gehen und daß selbst die Geistlichkeit dahin kommen würde, sich mit uns zu vereinigen? — Das sind nun die großen Herren, Meister Hans, die uns Jahrhunderte lang in der Unterthänigkeit gehalten haben! Jetzt sieht man deutlich, daß unsere Unwissenheit allein daran Schuld war, und daß man ihnen keinen Vorwurf daraus machen kann. Die einfältige Hanne Paramel von den

Baracken mit ihrem großen Kropf besitzt mehr Schlauheit als die.

Gegen Mittag kündigte uns Herr Bailly an, es sei ihm gemeldet worden, daß die Mehrzahl der Geistlichkeit zur Versammlung kommen wolle, um gemeinschaftlich mit uns die Wahlprüfungen vorzunehmen. Der Hof wußte das seit dem 19., und gerade weil man diese Vereinigung um jeden Preis verhindern wollte, hatte man uns den kleinen Festsaal verschlossen und Vorbereitungen zu einer königlichen Sitzung getroffen.

Die Geistlichkeit versammelte sich erst im Chor der Kirche; sodann vereinigten sie sich mit uns im Schiff, was noch eine rührende Scene gab; die Pfarrer hatten ihre Bischöfe mit sich fortgerissen, und die Bischöfe selbst hatten sich fast alle eines Bessern besonnen. Nur ein Geistlicher, Abbé Maury, der Sohn eines Schuhmachers aus der Grafschaft Venaissin, hielt es für eine Verletzung seiner Würde, mit den Abgeordneten des dritten Standes zusammen geworfen zu werden. Man erlebt doch wunderliche Dinge in dieser Welt!

Trotz diesem Abbé, dem größten Gegner der Vereinigung, theilte man sich die Akten mit und hielt einige Reden, in denen man sich gegenseitig beglückwünschte; darauf wurde die Sitzung aufgehoben und auf den andern Tag, Dienstag, um 9 Uhr im gewöhnlichen Versammlungslokale, d. h. im kleinen Festsaal, vertagt. Damit kommen wir zum 23., dem Tag der königlichen Sitzung.

Als ich am folgenden Morgen aufstand und die Läden aufmachte, sah ich, daß es abscheuliches Wetter gab; es regnete zwar noch nicht, aber der Himmel war ganz grau überzogen. Gleichwohl wimmelte es in den Straßen von Menschen. Nicht lange darauf kam Vater Gerard und bald auch der Herr Pfarrer Jacques zum Frühstück herauf. Wir waren im

Galaanzug, wie am Tage unserer ersten Versammlung. Was bedeutete eigentlich diese königliche Sitzung? Was hatte man uns zu sagen? Schon Tags zuvor wußte man, daß die Schweizer und die französischen Garden unterm Gewehr waren. Auch hatte es geheißen, daß sechs Regimenter auf Versailles marschirten. Während des Frühstücks hörten wir die Patrouillen heraufziehen und die Straße St. François hinabmarschiren. Gerard glaubte, man habe einen bösen Streich vor, einen Staatsstreich, wie man das nennt, um uns zu zwingen, das Geld zu bewilligen, und uns dann nach Hause zu schicken.

Der Pfarrer Jacques meinte, das hieße ja gewissermaßen uns die Pistole auf die Brust setzen, und eines solchen Streiches wäre der König, trotz seiner Willfährigkeit gegen die Königin und den Grafen Artois, nicht fähig; dazu würde er nie seine Zustimmung geben. Ich dachte wie er. Aber welchen Zweck die königliche Sitzung haben sollte, wußte ich so wenig zu sagen, wie die Andern. Ich konnte mir Nichts weiter denken, als daß man uns Angst machen wolle. Nun, wir sollten bald wissen, woran wir waren.

Um neun Uhr machten wir uns auf den Weg. Alle zum Ständehaus führenden Straßen waren schon gedrängt voll; Patrouillen zogen hin und her; Allen, Bürgern, Arbeitern, wie Soldaten, sah man eine gewisse Unruhe an. Niemand traute der Sache.

Wie wir uns dem Saal näherten, fing es an zu regnen, ein tüchtiger Guß konnte nicht mehr lange ausbleiben. Ich war den Andern voraus und beeilte mich. Gegen hundert bürgerliche Abgeordnete standen vor dem Haupteingang nach der großen Allee; man ließ sie nicht hinein, während der Adel und die Geistlichkeit unbehelligt eintreten durften; und

als ich ankam, bedeutete eine Art Lakai die Herren vom dritten Stand, sie möchten von der Zimmerhofstraße aus eintreten, um Gedränge und Unordnung zu vermeiden.

Der Herr Marquis de Brezé, der schon am Tage der ersten Versammlung der Reichsstände seine liebe Noth hatte, Jedermann ordentlich zu placiren, hatte diese Maßregel auf eigene Faust angeordnet, wie ich vermuthe.

Wir waren darüber entrüstet; trotzdem, da der Regen immer stärker wurde, eilte man zu der Thüre nach der Zimmerhofsstraße, die man offen zu finden glaubte. Aber der Herr Marquis hatte die beiden ersten Stände noch nicht nach seinem Sinn placirt, also war auch die hintere Thüre noch geschlossen. Wir mußten unter einer Art Schuppen zur Linken unterstehen, während die Herren vom Adel und die Bischöfe geradeaus und majestätisch von der großen Allee her ihren Einzug hielten. Der Herr Oberceremonienmeister brauchte mit uns keine Umstände zu machen; er fand es ganz natürlich, uns warten zu lassen; wir waren ja schließlich nur der Form wegen da. Was sind die Vertreter des Volkes? Was ist der dritte Stand? Canaille! So dachte zweifellos der Herr Marquis; und wenn Bauern oder Bürger wie ich diesen Schimpf kaum schlucken konnten, den uns ein derartiger Oberlakai Tag für Tag anthat, so stelle man sich erst die Wuth eines Adeligen wie Mirabeau vor; die Haare standen ihm zu Berge, seine dicken Backen zitterten vor Zorn. Es schüttete förmlich. Zwei Mal war unser Präsident zurückgewiesen worden, da der Herr Marquis noch hohen Personen ihren Platz anzuweisen hatte. Als Mirabeau dies sah, rief er Bailly mit Donnerstimme zu, indem er auf die Abgeordneten des dritten Standes wies:

„Herr Präsident, führen Sie die Nation vor den König!“

Jetzt zum dritten Mal schritt Bailly zur Thüre und

klopfte. Da geruhten der Herr Marquis endlich zu erscheinen, nachdem ohne Zweifel sein nobles Geschäft beendigt war. Dieser Mann, Meister Hans, kann sich rühmen, dem Hofe gut gedient zu haben! Unser Präsident erklärte ihm, daß, wenn die Thüre nicht geöffnet werde, der dritte Stand sich sofort zurückziehe. Da wurde sie weit aufgemacht; wir sahen den Saal dekorirt wie am ersten Tage, die Bänke des Adels und der Geistlichkeit waren von den prächtigen Abgeordneten dieser beiden Stände besetzt, und wir traten vom Regen triefend ein. Die Herren vom Adel und einige Bischöfe lachten, als sie uns Platz nehmen sahen, sie schienen hocherfreut über die uns angethane Schmach.

Dergleichen kommt theuer zu stehen!

Man setzte sich also, und fast unmittelbar darauf trat der König ein, vom anderen Ende des Saales her, umgeben von den Prinzen von Geblüt, von Herzögen und Pairs, von den Gardekapitänen und einigen Mann der Leibwache. Nicht ein Ruf: „es lebe der König!“ erhob sich von unserer Seite. Sofort war Alles still, und der König begann: er glaube Alles gethan zu haben für das Wohl seiner Völker und hätte gemeint, wir brauchten nur sein Werk zu vollenden; allein seit zwei Monaten hätten wir uns noch nicht über die Vorarbeiten einigen können; er sei es sich selber schuldig, diesen traurigen Spaltungen ein Ende zu machen. Demgemäß werde er uns seinen Willen kund thun.

Nach dieser Rede setzte sich der König und ein Staatssecretär las uns seine Willensmeinung vor.

„Art. 1. Der König will, daß der alte Unterschied zwischen den drei Ständen des Staates in allen Stücken beibehalten werde, und daß sie drei gesonderte Kammern bilden. Er erklärt die von den Abgeordneten des dritten Standes am 17. d. Mts. gefaßten Beschlüsse für null und nichtig.

„Art. 2. Seine Majestät erklärt alle Vollmachten, gleichviel ob geprüft oder nicht geprüft, in jeder Kammer für giltig und befiehlt, daß ohne weitere Umstände den anderen Ständen davon Mittheilung gemacht werde.

„Art. 3. Der König kassirt und annullirt die Beschränkungen, die man den Mandaten der Abgeordneten beigefügt hat.“

So daß ein Jeder von uns thun kann, was ihm beliebt: Gelder verwilligen, Steuern votiren, die Rechte der Nation preisgeben u. s. w. u. s. w., ohne sich um die Wünsche derer zu kümmern, die ihn abgeordnet haben.

„Art. 4 und 5. Wenn Abgeordnete unbedachter Weise einen Eid geleistet haben, ihrem Mandat treu bleiben zu wollen, so erlaubt ihnen der König, an ihren Wahlbezirk zu schreiben, um sich davon entbinden zu lassen; aber sie sollen unterdessen auf ihrem Posten bleiben, um den Entschließungen der Reichsstände Gewicht zu verleihen.

„Art. 6. Seine Majestät erklärt, daß sie bei künftiger Abhaltung von Reichsständen keine imperativen Mandate gestatten werden.“

Ohne Zweifel, weil man die Spitzbuben, die ihre Stimme verschachern, inmitten der ehrlichen Leute, die ihrem Auftrag treu bleiben, zu gut erkennen würde.

Darauf bedeutete uns Seine Majestät, wie Sie unsere Befugnisse verstehen. Vorab verboten Sie uns, mit Fragen uns zu befassen, welche die alten Rechte der drei Stände beträfen; mit der Form einer den nächsten Reichsständen zu gebenden Verfassung; mit den Gerechtsamen der Guts- und Lehnsherren; mit den Ehrenrechten und Freiheiten der beiden ersten Stände. Sie erklärten ferner, daß in allen Fragen, welche die Religion, die Kirchenordnung und das geistliche und

weltliche Ordenswesen beträfen, die ausdrückliche Zustimmung der Geistlichkeit erforderlich sei.

Kurz, Meister Hans, wir waren nur einberufen, um das Deficit zu bezahlen und zu beschließen, daß das Volk Geld herzugeben habe; das Uebrige ging uns nichts an; Alles war gut, sehr gut; Alles sollte beim Alten bleiben, wenn wir den Staatssäckel gefüllt hätten.

Nach Verlesung dieser Artikel erhob sich der König wieder, um uns zu sagen, daß noch kein König für das Wohl seines Volkes so viel gethan habe wie er, und daß diejenigen, welche seinen väterlichen Absichten etwas in den Weg legen würden, nicht werth seien, als Franzosen angesehen zu werden.

Dann setzte er sich wieder, und man las uns seine Absichten in Betreff der Steuern, der Anlehen und anderer finanziellen Fragen vor.

Der König wollte den Namen der Abgaben verändern; wohl verstanden, Meister Hans, den Namen! So sollte z. B. die Kopfsteuer mit dem „Zwanzigsten" verbunden oder in irgend einer andern Weise angesetzt, minder drückend sein; anstatt einen Franken zu zahlen, sollte man zwanzig Sous geben, anstatt an den Steuereinsammler soll man an den Steuereinnehmer zahlen: das wird dem Volke Erleichterung gewähren!

„Noch kein König hat soviel für sein Volk gethan!"

Er wollte die königlichen Verhaftsbefehle abschaffen, nur wollte er sie beibehalten zum Schutz der Ehre der Familien; das ist klar!

Er wollte auch die Freiheit der Presse, nur wollte er Sorge tragen, daß die Veröffentlichung „schlechter Zeitungen" und „schlechter Bücher" verhindert werde.

Er wollte die Zustimmung der Reichsstände zur Creirung von Anlehen, nur erklärte er, daß er im Falle eines Kriegs

Anlehen bis zum Betrag von hundert Millionen für den Anfang aufnehmen könne. „Denn es ist die ausdrückliche Absicht des Königs, das Wohl seines Reichs niemals von irgend Jemand abhängig zu machen.“

Er wollte uns auch zu Rathe ziehen über die Aemter und Würden, welche in Zukunft das Vorrecht behalten sollten, den Adelstitel zu verleihen oder zu übertragen.

Kurz man las uns ein langes Potpurri von allem Möglichen, worüber man unsere Meinung hören wollte. Aber der König behielt sich allezeit vor, die seinige auszuführen; unsere Aufgabe war, zu zahlen: in dieser Beziehung hatten wir immer den Vortritt.

Seine Majestät erhob sich nochmals um zu sprechen und sagte:

„Bedenken Sie, meine Herren, daß keiner Ihrer Beschlüsse, keine Ihrer Anordnungen ohne meine besondere Zustimmung Gesetzeskraft erlangen kann; ich bin der natürliche Bürge Ihrer Rechte. Ich bin es, von dem das Glück meines Volkes ausgeht, und es ist vielleicht selten, daß ein Fürst seinen Ehrgeiz darin sucht, seine Unterthanen zu einer Verständigung über die Annahme seiner Wohlthaten zu bestimmen.

„Ich befehle Ihnen, meine Herren, sofort auseinander zu gehen und sich morgen früh ein Jeder in die seinem Stande angewiesene Kammer zu begeben, um dort Ihre Sitzungen wieder aufzunehmen.“

Jetzt endlich war uns unser Platz angewiesen! Man hatte uns kommen lassen, um Geld zu bewilligen, sonst zu Nichts. Ohne die Erklärung des Parlaments, daß bis dahin sämmtliche Steuern gesetzwidrig erhoben worden seien, wäre es unserm guten König nie eingefallen, die Reichsstände einzuberufen. Jetzt aber waren die Reichsstände noch mehr im Wege als das Parlament, und man gab uns Befehle wie man

sie dem Bedientenpack gibt: „Ich befehle Euch, sofort aus-einander zu gehen!“

Die Bischöfe, Marquis, Grafen und Barone weideten sich an unsrem Erstaunen und sahen von ihrer Höhe auf uns herab, aber glaubt mir, Meister Hans, wir schlugen die Augen nicht nieder, wir hatten innerlich eine furchtbare Wuth.

Der König, ohne ein Wort weiter zu sagen, erhob sich und ging wie er gekommen war. Fast alle Bischöfe, einige Pfarrer und der größte Theil des Adels zogen sich durch die Haupteingangsthüre zurück.

Wir andern sollten durch die kleine Zimmerhofthüre hinaus-gehen, allein wir blieben vor der Hand auf unserm Platz. Jeder überlegte, Jeder sammelte Kraft und Zorn.

Das dauerte schon eine Viertelstunde, als Mirabeau sich erhob mit zurückgeworfenem Haupt und funkelnden Augen. Die Stille war furchtbar. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Plötzlich begann er mit seiner hellen Stimme:

„Meine Herren, ich gebe zu, daß, was wir eben gehört haben, das Wohl des Vaterlandes sein könnte, wenn die Ge-schenke des Despotismus nicht immer gefährlich wären. Was ist das für eine beleidigende Dictatur? Was braucht's das Aufgebot von Bewaffneten, die Schändung des nationalen Tempels, um Euch zu befehlen, glücklich zu sein!“

Alles schauderte, man begriff, daß Mirabeau um seinen Kopf spielte! Er wußte es so gut, wie wir, aber die Ent-rüstung riß ihn fort; und mit ganz verändertem Ausdruck — er war schön, Meister Hans, denn wer sein Leben in die Schanze schlägt, um die Ungerechtigkeit zu bekämpfen, ist schön, es gibt nichts Schöneres auf der Welt — fuhr er fort.

„Wer gibt Euch diesen Befehl? Euer Mandatar? Wer gibt Euch tyrannische Verhaltungsmaßregeln? Euer Mandatar?

Nein! Er, der sie von uns empfangen sollte, von uns, meine Herren, die wir mit einer politischen und unverletzlichen Priesterwürde bekleidet sind, kurz von uns, von denen einzig und allein fünfundzwanzig Millionen Menschen ihr Glück mit Zuversicht erwarten, weil es von allen bewilligt, gegeben und empfangen werden soll."

Jedes Wort schlug wie eine Kugel in den alten Thron des Absolutismus ein.

„Aber die Freiheit Eurer Berathungen ist gehemmt," fuhr er fort mit einer Geberde, die uns Alle zittern machte; „die bewaffnete Macht umringt die Stände! Wo sind die Feinde des Vaterlands? Ist Catilina vor unsern Thoren? Ich verlange, daß Ihr Euch, umgürtet mit Eurer Würde, mit Eurer gesetzgeberischen Gewalt, auf den Boden Eures heiligen Eides stellt, der Euch nicht gestattet, Euch zu trennen, bevor Ihr die Verfassung zu Stande gebracht habt."

Während dieser Rede war der Ceremonienmeister, der dem König gefolgt war, wieder in den Saal getreten; er kam mit seinem Federhut in der Hand von der Seite der leeren Adelsbänke heran. Kaum hörte Mirabeau auf zu sprechen, als er das Wort ergriff; da man ihn jedoch nicht verstand, riefen mehrere ganz ärgerlich: „Lauter! . . . lauter! . . ."

Da sagte er unter allgemeinem Stillschweigen mit gehobener Stimme:

„Meine Herren, Sie haben die Befehle des Königs gehört!"

Mirabeau stand noch da; ich sah, wie er voll Zorn und Verachtung seine mächtigen Kinnbacken zusammenpreßte.

„Ja, mein Herr," sagte er langsam — im Tone eines großen Herrn, der von oben herunter spricht — „wir haben vernommen, was man dem Könige eingeflüstert hat; Sie aber, der Sie bei den Reichsständen unmöglich sein Organ sein können,

der Sie hier weder Sitz noch Stimme haben, Sie sind nicht der Mann, uns an seine Rede zu erinnern!"

Sodann richtete er sich auf, maß den Ceremonienmeister mit festem Blick und fuhr fort:

„Um jedoch jede Zweideutigkeit, jeden Aufschub zu vermeiden, erkläre ich, daß wenn man Sie beauftragt hat, uns hier fortzuschaffen, Sie sich die Vollmacht geben lassen müssen, Gewalt anzuwenden, denn wir werden unsere Plätze nur verlassen, wenn wir durch Gewalt der Bajonnette dazu gezwungen sind."

Die ganze Versammlung erhob sich wie ein Mann und rief:

„Ja! ja!"

Es entstand ein gewaltiger Lärm.

Nach Verlauf einiger Minuten, als die Ruhe wieder etwas hergestellt war, sagte unser Präsident zu dem Ceremonienmeister:

„Die Versammlung hat gestern beschlossen, nach Beendigung der königlichen Sitzung in Berathung zu bleiben. Ich kann die Versammlung nicht aufheben, ehe sie selbst darüber beschlossen hat, und zwar frei beschlossen hat."

„Darf ich, mein Herr, diese Antwort dem König überbringen?" frug der Marquis.

„Ja, mein Herr," antwortete der Präsident.

Darauf entfernte sich der Ceremonienmeister und die Sitzung nahm ihren Fortgang.

Offen gestanden, Meister Hans, erwarteten wir Alle einen Gewaltstreich. Allein gegen zwei Uhr sahen wir statt der Bajonnette eine Anzahl Zimmerleute hereinkommen, die man hergeschickt hatte, um die Estrade der königlichen Sitzung abzubrechen, und die sich sofort an die Arbeit machten. Das war wieder eine Erfindung der Königin und des Grafen Artois; da man nicht den Muth hatte, Gewalt zu brauchen, versuchten

sie es mit dem Lärm! Etwas Jämmerlicheres hat man nie erlebt.

Ihr könnt Euch denken, daß diese neue Beschimpfung uns nicht hinderte, unsere Pflicht zu erfüllen; die Verhandlung ging unter dem Getös der Hämmer fort; und die Arbeiter, über unsere Ruhe selber erstaunt, legten zuletzt ihre Werkzeuge hin, setzten sich auf die Stufen der Estrade, um zu hören, was gesprochen wurde, und den Rednern, welche starke Wahrheiten sagten, Beifall zu klatschen.

Camus, Barnave, Sieyès sprachen. Sieyès sagte, als er von der Tribüne herabstieg:

„Sie sind heute, was Sie gestern waren!"

Man stimmte ab durch Aufstehen und Sitzenbleiben, und die Nationalversammlung erklärte einstimmig, bei den gefaßten Beschlüssen zu beharren. Und zuletzt sagte Mirabeau, dessen Zorn Zeit gehabt hatte, sich abzukühlen, und dem es klar war, daß sein Kopf auf dem Spiel stand:

„Heute segne ich die Freiheit, daß sie so schöne Früchte in der Nationalversammlung zeitigt. Befestigen wir unser Werk, indem wir die Person der Abgeordneten der Reichsstände für unverletzlich erklären. Das ist ein Beweis nicht von Furcht, sondern von Vorsicht; das ist ein Zügel für die leidenschaftlichen Rathschläge, welche den Thron umlagern."

Jeder durchschaute die Schlauheit des Antrags, der mit einer Mehrheit von 493 gegen 34 Stimmen angenommen wurde.

Die Versammlung trennte sich gegen sechs Uhr, nachdem sie folgenden Beschluß gefaßt hatte:

„Die Nationalversammlung erklärt, daß die Person eines jeden Abgeordneten unverletzlich ist, daß alle Privatpersonen, Korporationen, Tribunale, Gerichte oder Commissionen, welche es wagen würden, während oder nach der gegenwärtigen

Session einen Abgeordneten auf Grund irgend eines Antrags, einer Abstimmung, einer Meinungsäußerung oder einer Rede in den Reichsständen zu verfolgen, in Untersuchung zu ziehen, zu verhaften oder verhaften zu lassen, gefangen zu halten oder gefangen halten zu lassen; deßgleichen alle Personen, welche sich in ihrer amtlichen Stellung zu einer der genannten Frevelthaten hergeben, von wem sie auch immer anbefohlen sein mag, ehrlos, Verräther an der Nation und eines todeswürdigen Verbrechens schuldig sind. Die Nationalversammlung beschließt, daß sie vorkommenden Falles alle Maßregeln ergreifen wird, um diejenigen, welche die Urheber, Anstifter und Vollzieher eines solchen Verbrechens sind, zu ermitteln und zu bestrafen."

Mirabeau hatte nichts mehr zu befürchten und wir auch nicht. Wenn die Person der Könige geheiligt ist, so kommt das daher, daß sie Sorge getragen haben wie wir, es in die Gesetze aufnehmen zu lassen. Das thut immer gut, eine geheiligte Person zu sein. Wenn man jetzt Einem von uns nur ein Haar krümmen wollte, so würde ganz Frankreich in furchtbarer Entrüstung aufschreien. Wir hätten eigentlich damit anfangen müssen, aber die guten Gedanken kommen Einem nicht auf einmal.

Uebrigens, glaube ich, hat der Hof wohl dran gethan, die Dinge nicht weiter zu treiben, denn während dieser ganzen Sitzung vom 23. waren die Versailler Alleen vollgepfropft von Menschen, und die Aus- und Eingehenden brachten ihnen fortwährend Nachrichten; das Volk wußte von Viertelstunde zu Viertelstunde, was in der Versammlung vorging; wenn man uns angegriffen hätte, so hätten wir die ganze Nation auf unserer Seite gehabt.

Zu gleicher Zeit ging das Gerücht, Necker sei entlassen und durch den Grafen von Artois ersetzt worden; sowie unsere

Sitzung vorüber war, stürzte daher das ganze Volk nach dem Schlosse. Die französischen Garden hatten Befehl erhalten, zu schießen, aber Keiner regte sich von der Stelle. Die Menge drang bis in die Gemächer Necker's, und erst, als sie aus dem Munde des Ministers vernahmen, daß er bleibe, ließen sich die Leute bestimmen, sich zurückzuziehen.

In Paris war die Erbitterung noch viel größer. Ich habe mir sagen lassen, daß, als sich dort die Nachricht verbreitete, der König habe alle unsere Beschlüsse für ungiltig erklärt, man das Feuer unter dem Pflaster glimmen fühlte und es nur eines Zeichens bedurft hätte, um den Bürgerkrieg zu entzünden.

Und das muß wohl wahr sein, denn trotz des Rathes der Prinzen; trotz der Regimenter deutscher und schweizer Söldlinge, die man aus allen Ecken und Enden Frankreichs hatte kommen lassen; trotz der Kanonen, die man dem Ständesaal gegenüber in den Ställen der Königin aufgestellt hatte, und deren Schlünde man von unseren Fenstern aus sehen konnte; trotzdem, was er uns in höchsteigener Person zu erkennen gegeben hatte, schrieb der König an die Abgeordneten des Adels, sie sollten sich mit den Abgeordneten des dritten Standes in dem gemeinsamen Sitzungssaal vereinigen; und am 30. Juni, also gestern, haben wir die „stolzen Abkömmlinge der Eroberer neben der unterthänigen Nachkommenschaft der Besiegten“ sich niederlassen sehen. Sie lachten nicht wie am 23., als sie uns, von Regen triefend, in den Saal eintreten sahen.

So weit, Meister Hans, wären wir; die erste Partie ist gewonnen! Und jetzt wollen wir an die Verfassung gehen. Es ist eine schwere Arbeit, aber wir werden uns Zeit dazu nehmen; übrigens haben wir ja als Führer unsere Klag- und

Beschwerdeschriften, denen wir so zu sagen nur zu folgen brauchen.

Alle Klagen, alle Wünsche des Volkes sollen in dieser Verfassung Platz finden: „Abschaffung der Feudalrechte, der Frohnden, der Salzsteuer und der inländischen Zölle. Gleichheit vor der Steuer und vor dem Gesetz. Persönliche Sicherheit. Zulassung aller Bürger zu den Civil- und Militäranstellungen. Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses. Uebertragung der gesetzgebenden Gewalt auf die Vertreter der Nation. Verantwortlichkeit der Organe der vollziehenden Gewalt. Einheit der Gesetzgebung, der Verwaltung, des Maßes und Gewichts. Unentgeltlicher Volksunterricht und unentgeltliche Rechtspflege. Gleiche Vertheilung des Vermögens unter die Kinder. Freiheit des Handels, der Gewerbe und der Arbeit.“ — Kurz, Alles! Alles muß hinein, ganz klar und übersichtlich nach Kapiteln geordnet, damit ein Jeder es begreift, und auch der hinterste Bauer seine Rechte und seine Pflichten kennen lernen kann.

Verlaßt Euch darauf, meine Freunde, die Menschen werden noch lange von 1789 sprechen.

Das ist Alles, was ich Euch zu sagen habe. Sorget, daß ich sobald als möglich von Euch höre. Wir wünschen zu wissen was in der Provinz vorgeht: meine Collegen sind besser unterrichtet als ich. Sagt Michel, er solle mir täglich nach Feierabend eine Stunde widmen; er soll mir erzählen, was in den Baracken und in der Umgegend vorgeht, und mir am Ende eines jeden Monats sein Paket schicken. Auf diese Weise werden wir immer bei einander sein wie ehemals, und es wird uns vorkommen, als ob wir am Ofen zusammen plauderten.

Ich schließe, indem ich Euch Alle umarme. Margreth

trägt mir auf, Euch zu sagen, ihr sollt sie nicht vergessen, sie vergesse Euch auch nicht. Seid nochmals alle umarmt.

Euer Freund

Chauvel.

Während ich diesen Brief vorlas, sahen sich Meister Hans, der lange Materne und der Herr Pfarrer Christoph schweigend an. Einige Monate früher wäre Einer, der so vom König, von der Königin, vom Hof und von den Bischöfen gesprochen hätte, bis ans Ende seiner Tage auf die Galeeren gekommen. Aber die Dinge ändern sich schnell in diesem Leben, wenn die Zeit erfüllet ist, und was man abscheulich fand, wird natürlich.

Als ich zu Ende war, verharrten die Anwesenden in ihrem Schweigen und erst nach ein paar Minuten rief Meister Hans aus:

„Ja, was denkst du davon, Christoph? Was sagst du dazu? Der genirt sich nicht!"

„Nein," antwortete der Pfarrer, „der genirt sich vor Nichts mehr, und wenn ein so vorsichtiger, so pfiffiger Mensch, wie der Chauvel, eine solche Feder führt, dann muß der dritte Stand schon die Gewalt in seiner Hand haben. — Was er von der niedern Geistlichkeit sagt, wie unsere gnädigen Herren Bischöfe uns nennen, das ist wahr: wir gehören zum Volk und halten zum Volk. Jesus-Christus, unser göttlicher Herr und Meister, in einem Stalle zur Welt gekommen, er hat für die Armen und inmitten der Armen gelebt und ist für sie gestorben. Das ist unser Vorbild! — Unsere Beschwerdeschriften verlangen, wie die des dritten Standes, eine monarchische Verfassung, in welcher die gesetzgebende Gewalt sich in den Händen der Stände befindet; in welcher die Gleichheit Aller vor dem Gesetz und die Freiheit gewährleistet ist; in welcher

der Mißbrauch der Amtsgewalt, selbst in der Kirche, streng verpönt ist; in welcher der Volksunterricht allgemein und unentgeltlich gemacht und die Einheit der Gesetzgebung im ganzen Königreich hergestellt wird. — Der Adel, der verlangt für die adligen Frauen das Recht, Bänder zu tragen, welche sie von den Frauen des gemeinen Mannes unterscheiden. Er beschäftigt sich nur mit Fragen der Etikette; er spricht kein Wort vom Volk; er erkennt ihm kein Recht zu und macht ihm kein Zugeständniß, außer etwa in Bezug auf gewisse Ungleichheiten in den Abgaben, reine Lumpereien. Unsere Bischöfe, fast lauter Adlige, halten es mit dem Adel; und wir, Kinder des Volks, halten es mit dem Volk; es existiren also heute nur zwei Parteien: die Privilegirten und die Nichtprivilegirten, die Aristokratie und das Volk.

„In all' dem hat Chauvel Recht. Aber er spricht zu frei vom König, von den Prinzen und vom Hof. Das Königthum ist ein Prinzip. Man hört den alten Calvinisten heraus, der schon meint, die Nachkommen derer, die seine Vorfahren gemartert haben, an die Wand drücken zu können. Glaube nur nicht, Hans, daß Karl XI., Ludwig XIV. und selbst Ludwig XV. gegen die Reformirten wegen ihrer Religion so erbittert gewesen seien; das haben sie dem Volk weiß gemacht, denn das Volk hängt nur an der Religion, am Vaterland, an Herzenssachen; es scheert sich den Teufel um die Dynastien, und denkt nicht daran, seine Haut für Peter, Paul oder Jakob zu Markte zu tragen! Die Könige haben ihm also vorgespiegelt, sie vertheidigten die Religion gegen die Calvinisten, weil diese unter dem Deckmantel der Religion eine Republik gründen wollten, wie in der Schweiz; und weil sie von La Rochelle, ihrem Nest, aus die Grundsätze der Gleichheit und Freiheit im mittägigen Frankreich verbreiteten. Das Volk glaubte für die Religion zu

kämpfen; es kämpfte gegen die Gleichheit für den Despotismus. Verstehst du wohl? Man hat diese Calvinisten aus ihrem Neste vertreiben und vernichten müssen, sonst hätten sie die Republik gegründet. Chauvel weiß das sehr wohl. Ich bin fest überzeugt, daß er im Grunde seines Herzens auch so denkt, und gerade da gehen wir auseinander."

„Aber," rief Meister Hans, „es ist doch abscheulich die Abgeordneten des dritten Standes so zu behandeln, wie es die Prinzen und Adeligen machen!"

„Ei, was willst du," antwortete der Pfarrer, „der Hochmuth hat schon Satan in den Abgrund gestürzt! Der Hochmuth fängt damit an, diejenigen, die er berückt, zu verblenden; er treibt sie zu allen möglichen ungerechten und unvernünftigen Streichen. Im vollen Sinne des Worts kann man jetzt sagen, daß die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten geworden sind. Gott weiß, wie all' das enden wird! Was uns betrifft, meine Freunde, so wollen wir immer unsere Pflichten als Christen erfüllen: das ist das Beste!"

Nach diesen Worten machten der Pfarrer Christoph und sein Bruder sich ganz nachdenklich auf den Heimweg.

Erckmann, Emile,

Ausgewählte Werke von Erckmann-Chatrian autorisirte Uebersetzung.
Eingeleitet und zusammengestellt von Ludwig Pfau

Bd.: 1

Stuttgart 1882